

HEILIGER DIENST

Werkblätter, herausgegeben vom

LITURGISCHEN INSTITUT / ERZABTEI ST. PEIER, SALZBURG
SCHRIFTFLEITUNG: DR. P. ADALBERO RAFFELSBERGER O.S.B.

Inhaltsverzeichnis des Jahrganges III/1949

GRUNDSÄTZLICHE BEITRÄGE

Das vierzigtlägige Fasten (<i>Leo d. Gr.</i>) übertragen von Michels	1/2,	3
In den neuen Jahrgang (<i>Raffelsberger</i>)	1/2,	3
Liturgie: Definition, Hierarchie und Tradition im Lichte von „Mediator Dei“ (<i>Beauduin</i>)	1/2, 5; 3/4, 46; 7/8,	119
Fragment eines Sacramentars (<i>Auer</i>)	1/2,	9
Das christliche Kunstbild, seine Forderung an den Künstler und seine Forderung an den Beschauer (<i>Weiser</i>)	1/2,	20
Gedanken zum modernen Kirchenbau (<i>Gasteiner</i>)	1/2,	25
Die Technik im Dienste des Kultes (<i>Weißmann</i>)	1/2,	27
Österliche Homilie nach Worten der Liturgie und der Väter (Übertragung <i>Michels</i>)	3/4,	35
Entwicklung und Aufgabe des Kirchenchores (<i>Drinkwelder</i>)	3/4,	38
Was kann und soll an der Arbeit unserer Kirchenchöre in liturgischer Hinsicht gebessert werden? (<i>Schabasser</i>)	3/4, 42; 5/6,	80
Katholisches Lebensbuch. Katechismus-Reform (<i>Zanetti</i>)	3/4,	52
Lateinische oder deutsche Kultsprache (<i>Reetz</i>)	5/6, 67; 7/8, 102; 9/10, 135; 11/12,	180
Ad Fontes. Zur Wiederbelebung der Taufpraxis (<i>Wevers</i>)	5/6,	76
Exaltatio Crucis (<i>Raffelsberger</i>)	7/8,	99
„... Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit“? (<i>Umberg</i>)	7/8,	107
Das Bild Gottes nach dem Zeugnis der Liturgie (<i>Leist</i>)	7/8, 111; 9/10,	145
Besinnung auf das Wesentliche. Zur Brevierreform (<i>Drinkwelder</i>)	7/8,	116
Ein Anliegen / Christliche Friedhofsgestaltung (<i>Frisch</i>)	9/10,	132
Zur österreichischen Arbeit	9/10,	141
Des Herren Kommen in Niedrigkeit und Herrlichkeit (<i>Drinkwelder</i>)	11/12,	163

Die „Heilige Nacht“ des Benediktiner-Laienbruders Marian Rittinger von Garsten (<i>Decker</i>)	11/12, 167
Das Verlangen nach dem Fest (<i>Leist</i>)	11/12, 170
Die V. Konferenz der österreichischen liturgischen Kommission an unserem Institut (<i>Raffelsberger</i>)	11/12, 172
Zur Schwestern- und Laienbrevierfrage. Ein Überblick (<i>Fleischmann</i>)	11/12, 173
Christliches Erbe in neuem Licht (<i>Rosenmayr</i>)	11/12, 187

WERKRAUM

Der Beichtzettel in seiner Entwicklung und Gestaltung (<i>Traber</i>)	1/2, 15
Zur Frage des deutschen Hochamtes	1/2, 18
Von den Stationsgottesdiensten (<i>Huber</i>)	1/2, 18
Vom liturgischen Leben in England	1/2, 18
Die erste Fernsehübertragung einer Messe	1/2, 19
Wie im Jahre 1288 der Papst die Karwoche und Ostern feierte	3/4, 50
Der Leib in heiligem Dienst (<i>Raffelsberger</i>)	3/4, 55
Liturgische Sprecherziehung (<i>Schiffkorn</i>)	3/4, 56
Beckmanns Johannes S.M.B., Die katholische Kirche im neuen Afrika (<i>Heim</i>), Rezension	3/4, 58
„Melodiae Psalmorum“ (<i>Heim</i>)	3/4, 61
Morant Peter O. Cap., Das Psalmengebet (<i>Probst</i>) Rezension	3/4, 62
Vorschläge zur Brevier- und Missalereform	5/6, 86
Auf dem Weg zur Bibelkatechese (<i>Rieser</i>)	5/6, 89
Das liturgische Apostolat von Genua	5/6, 91
Brief aus Japan	5/6, 92
Die Gesangsunterrichtsmethode der Justine Ward (<i>Drinkwelder</i>)	5/6, 93
Eine Stimme zur europäischen Mission der lateinischen Sprache	5/6, 93
Vom Kreuzzug zur Mission	5/6, 93
Tilman Klemens, Die Liturgie missionarisch gesehen	7/8, 124
Grégorianischer Choral im Nordwestdeutschen Rundfunk	7/8, 126
Was eine heidnische Zeitung über die Messe denkt	7/8, 126
Eine liturgische Ausstellung in England	7/8, 126
Zur Frage der Nachmittagsgottesdienste (<i>Fischer</i>)	9/10, 149
Bewegungsgestaltung in Kunst und Kult (<i>Kutschera</i>)	9/10, 154
Richtlinien für die Gestaltung des Gotteshauses aus dem Geiste der römischen Liturgie (<i>Klauser</i>)	11/12, 190
Sakralbau — Eisenbetonbau (<i>Frisch</i>)	11/12, 196
Der IX. schweizerische Katholikentag im Zeichen des hl. Meßopfers (<i>Heim</i>)	11/12, 198

Y 1962.161

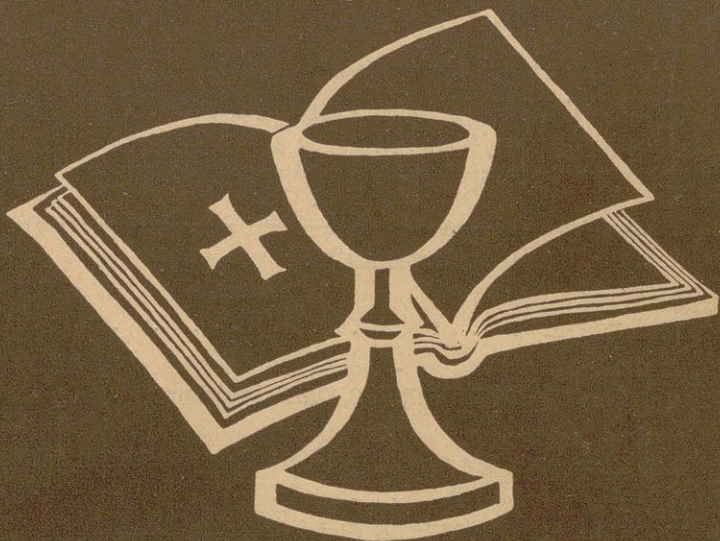
AUTOREN - ALPHABETISCHE FOLGE DER BEITRÄGE

Auer Albert O.S.B., Salzburg, <i>Fragment eines Sacramentars</i>	1/2,	9
Beauduin L., O.S.B., Paris, <i>Liturgie: Definition, Hierarchie und Tradition im Lichte von „Mediator Dei“</i>	1/2, 5; 3/4, 46; 7/8,	119
Decker Heinrich, St. Konrad, <i>Die „Heilige Nacht“ des Benediktiner-Laienbruders Marian Rittinger von Garsten</i>	11/12,	167
Drinkwelder Erhard, O.S.B., Salzburg, <i>Entwicklung und Aufgabe des Kirchenchores</i>	3/4,	38
— <i>Die Gesangs-Unterrichtsmethode der Justine Ward</i>	5/6,	93
— <i>Besinnung auf das Wesentliche</i>	7/8,	116
— <i>Des Herren Kommen in Niedrigkeit und Herrlichkeit</i>	11/12,	163
Fischer Alfons, Freiburg i. B., <i>Nachmittagsgottesdienste</i>	9/10,	149
Fleischmann Hildebrand O.S.B., Seckau, <i>Zur Schwestern- und Laienbrevierfrage</i>	11/12,	173
— <i>Übertragung des Canticum Annae</i>	11/12,	179
Frisch Anton, Salzburg, <i>Ein Anliegen</i>	9/10,	132
— <i>Sakralbau — Eisenbetonbau</i>	11/12,	196
Gasteiner Helmut, Salzburg, <i>Gedanken zum modernen Kirchenbau</i>	1/2,	25
Graptos Theophanes, <i>Aus einem Totenhymnus</i>	9/10,	131
Heim Walter S.M.B., Immensee, Schweiz, <i>Vom liturgischen Leben in England</i>	1/2,	18
— <i>Afrika und die Liturgie</i>	3/4,	58
— <i>Der IX. schweizerische Katholikentag</i>	11/12,	198
Huber Josef, Linz, <i>Von den Stationsgottesdiensten</i>	1/2,	18
Klauser Theodor, <i>Richtlinien für die Gestaltung des Gotteshauses aus dem Geiste der römischen Liturgie</i>	11/12,	190
Kutschera Aimée C., Wien, <i>Bewegungsgestaltung in Kunst und Kult</i>	9/10,	154
Leist Fritz, München, <i>Das Bild Gottes nach dem Zeugnis der Liturgie</i>	7/8, 111; 9/10,	145
— <i>Das Verlangen nach dem Fest</i>	11/12,	170
Michels Thomas O.S.B. (Maria-Laach), Salzburg, <i>Sermo Leos d. Gr.: Das vierzigtägige Fasten</i>	1/2,	3
— <i>Österliche Homilie</i>	3/4,	35
Raffelsberger Adalbero O.S.B., Salzburg, <i>In den neuen Jahrgang</i>	1/2,	3
— <i>Der Leib in heiligem Dienst</i>	3/4,	55
— <i>Exaltatio Crucis</i>	7/8,	99

— Zur österreichischen Arbeit	9/10, 141
— Die V. Konferenz der liturgischen Kommission	11/12, 172
Reetz Benedikt, Abt von Seckau, <i>Lateinische oder deutsche Kultsprache</i>	5/6, 67; 7/8, 102; 9/10, 135; 11/12, 180
Rièser Jakob, Salzburg, <i>Auf dem Weg zur Bibelkatechese</i>	5/6, 89
Rosenmayr Leopold, Wien, <i>Christliches Erbe in neuem Licht</i>	11/12, 187
Schabasser Josef, Wien, <i>Was kann und soll an der Arbeit unserer Kirchenchöre in liturgischer Hinsicht gebessert werden?</i>	3/4, 42; 5/6, 80
Schiffkorn A., Linz, <i>Liturgische Sprecherziehung</i>	3/4, 56
Traber Franz X., Salzburg, <i>Der Beichtzettel in seiner Entwicklung und Gestaltung</i>	1/2, 15
Umbert Joh. B., S.J., Innsbruck, „... Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit“?	7/8, 107
Weiser Karl, Salzburg, <i>Das christliche Kultbild, seine Forderung an den Künstler und seine Forderung an den Beschauer</i>	1/2, 20
— <i>Gehet hin in alle Welt</i>	5/6, 75
— <i>Plenus Spiritu Sancto</i>	5/6, 83
Weißmann Harry, Schladming, <i>Die Technik im Dienste des Kultes</i>	1/2, 27
Wevers, S. S.M.M., Salzburg, <i>Ad Fontes</i>	5/6, 76
Zanetti T., Andeer, Schweiz, <i>Katholisches Lebensbuch</i>	3/4, 52

BILDER

Der Beichtzettel in seiner Entwicklung	1/2, 16
„Consurgit Christus Tumulo“ (Kreuzbild)	3/4, 37
„Gehet hin in alle Welt“ (Weiser)	5/6, 75
„Plenus Spiritu Sancto“. Das Stephansfenster von Karl Weiser	5/6, 83
Kaselkreuz aus der Erzabtei St. Peter	7/8, 101
Barockes Armenseelenbild aus der Erzabtei St. Peter	9/10, 132/133
Gotische Altarflügel von Andreas Lackner	11/12, 164/165
„Die Heilige Nacht von Garsten“ von Marian Rittinger	11/12, 169



HEILIGER DIENST

WERKBLÄTTER
HERAUSGEGEBEN VOM
LITURGISCHEN INSTITUT
ERZABTEI ST. PETER, SALZBURG

III, FOLGE 1/2 - JAHRGANG 1949

HEILIGER DIENST

Werkblätter, herausgegeben vom

LITURGISCHEN INSTITUT / ERZABTEI ST. PETER, SALZBURG

SCHRIFTFLEITUNG: DR. P. ADALBERO RAFFELSBERGER O.S.B.

III, Folge 1/2

1949

INHALT:

DAS VIERZIGTÄGIGE FASTEN	
Papst LEO D. GR.	3
IN DEN NEUEN JAHRGANG	
Dr. P. Adalbero RAFFELSBERGER O.S.B., Salzburg	3
LITURGIE	
Definition, Hierarchie und Tradition im Lichte von „Mediator Dei“	
Dom L. BEAUDUIN, Paris	5
FRAGMENT EINES SACRAMENTARS (Reichersberger Handschrift)	
Univ.-Prof. Dr. P. Albert AUER O.S.B., Salzburg	9
WERKRAUM	
Der BEICHTZETTEL in seiner Entwicklung und Gestaltung (Kan.	
Franz X. TRABER, Salzburg) / Zur Frage des deutschen Hoch-	
amtes / Von den Stationsgottesdiensten / Vom liturgischen Leben	
in England / Die erste Fernsehübertragung einer Messe	15
DAS HAUS GOTTES	
DAS CHRISTLICHE KULTBILD, seine Forderung an den Künstler	
und seine Forderung an den Beschauer. Von KARL WEISER	20
GEDANKEN ZUM MODERNEN KIRCHENBAU. Von Arch. Helmut	
GASTEINER	25
DIE TECHNIK IM DIENSTE DES KULTES. Von DDr. Harry	
WEISSMANN	27
BÜCHER UND SCHRIFTEN	30

Die SCHRIFTFLEITUNG weist bezüglich ALLER uns zugehenden Beiträge darauf hin, daß deren Veröffentlichung nicht auch schon die Stellungnahme des Liturgischen Institutes zur behandelten Frage darstellt; die Probleme sollen zur weiteren Diskussion gestellt werden.

Der „Heilige Dienst“ erscheint bis auf weiteres in zweimonatlichen Doppelnummern. — Preis: Halbjahr S 7.—, Ganzjahr S 13.80, Porto und Post-Buchungsgebühr pro Jahr S 1.20, Einzelnummer S 2.50.

POSTSPARKASSENKONTO: WIEN NR. 192.271
VERLAG RUPERTUSWERK DER ERZABTEI ST. PETER
SALZBURG I., POSTFACH NR. 113 — TELEPHON NR. 1001
DRUCK: SALZBURGER DRUCKEREI UND VERLAG, BERGSTRASSE NR. 12

Druckfehler-Berichtigung: In Folge 11/12, 1948, S. 152, muß der Titel des Aufsatzes selbstverständlich lauten: „Studien zum Problem der Kultsprachen.“

PAPST LEO DER GROSSE:
DAS VIERZIGTÄGIGE FASTEN

Immer, liebe Brüder, müssen wir weise und würdig leben, unsere Wünsche und Werke darauf richten, womit wir Gott, dem Richter, gefallen können. Nun aber nähern sich die Tage, die durch die Mysterien unseres Heiles lichter sind als die anderen. So müssen wir denn sorgsamer unsere Herzen reinigen und eifriger die Tugenden üben. Denn wie die kommenden Mysterien in gewisser Hinsicht größer sind als die anderen, so müssen auch wir mehr als sonst uns in frommen Werken üben. Wenn das Fest, das wir feiern wollen, erhabener ist als andere Feste, so muß auch der Festgast für es sich schöner schmücken als sonst. Scheint es doch geboten und sozusagen durch die Religion gefordert, am Festtag in weißen Kleidern einherzugehen, um durch das Kleid am Leibe innere Freude auszudrücken. Und wenn wir dann noch, so viel wir vermögen, das Haus des Gebetes besser besorgen und schöner putzen und reicher schmücken, dann ist es wohl angebracht, daß auch die Seele des Christen, die ein wahrer, lebendiger Tempel Gottes ist, verständlich ihr Aussehen verschönere. Muß sie nicht, da sie sich anschickt, das Mysterium der Erlösung zu feiern, mit aller Umsicht sich vorsehn, daß kein Schmutz der Sünde sie schwärze und keine Falte zwiespältigen Herzens sie zerknittere? Denn was nützt der äußere Aufputz, der Ehrenhaftigkeit vortäuschen will, wenn das Innere des Menschen beschmutzt ist von der Ansteckung der Sünde? Alles, was die Reinheit des Herzens und den Spiegel des Geistes trübt, muß emsig abgewischt und wie mit einer feinen Feile abgeschliffen werden. Jeder

IN DEN NEUEN JAHRGANG

Seit wir mit dem „Heiligen Dienst“ das erste Mal vor die Öffentlichkeit getreten sind, ist über das gesamte österreichische Verlagswesen eine schwere Krise gekommen. Es gibt keinen Verlag, der von dieser Krise nicht betroffen wäre, und manche seriöse Zeitschrift mußte ihr Erscheinen rein aus finanziellen Gründen einstellen. Wenn in dieser schweren Krise unsere Werkblätter ihren Platz nicht nur behauptet haben, sondern bemüht sein durften um einen weiteren Ausbau und Aufbau, dann wollen wir diesen neuen Jahrgang nicht ohne ein Wort der Danksagung beginnen. Der Danksagung an Gott, aber auch an alle unsere Freunde, unsere Mitarbeiter, alte und neue. Vieles bleibt noch zu tun, wir wissen es. Um so mehr bitten wir Sie daher, trotz der Ungunst der Zeit unseren Blättern weiterhin treu verbunden zu bleiben und neue Freunde für sie zu werben! Wir bitten Sie auch erneut, uns Ihre Wünsche zu sagen, Ihre Kritik und Ihre Anregungen zu geben. Stehen wir doch in einer bedeutsamen Phase der liturgischen Erneuerung, die jedem die Pflicht auferlegt, zu tun, was in seinen Kräften steht. So möge gemeinsames Bemühen und Arbeiten immer mehr werden, was als Programm über diesen Blättern steht: Heiliger Dienst!

Dr. P. Adalbero Raffelsberger O.S.B.

erforsche sein Gewissen und mache vor sich selbst sein eigenes und angemessenes Urteil aus. Er sehe zu, ob er im Winkel seines Herzens den Frieden findet, den Christus gibt, ob keine fleischliche Begierde das geistliche Begehren anficht, ob er nicht Niedrigkeit verachtet und nach Hohem giert, ob er nicht an ungerechtem Gewinn sich vergnügt...

Keiner belüge sich, liebe Brüder, keiner betrüge sich. Keiner traue der Reinheit seines Herzens, im Glauben, er könne keiner gefährlichen Versuchung erliegen, da doch der immer wachsame Versucher mit schärferen Anfechtungen die anficht, die er sich ernsthaft der Sünde entschlagen sieht. Denn wie sollte er einen mit seinen Listen verschonen, da er sogar den Herrn der Herrlichkeit mit seiner trügerischen Schlauheit zu versuchen suchte? Er hatte erlebt, wie die Demut des Herrn Jesus in der Taufe seinen Hochmut zertrat. Er hatte erkannt, wie durch das vierzigtägige Fasten jede fleischliche Begierde vernichtet wurde. Aber trotzdem verzweifelte er in seiner geistigen Verworfenheit nicht an den Künsten seiner Schlechtigkeit und versprach sich soviel von unserer veränderlichen Natur, daß er sich einbildete, aus einem wirklichen Menschen einen Sünder machen zu können. Wenn also der Teufel mit seinen hinterhältigen Lügen nicht einmal vor unserem Herrn und Heiland Halt machte, um wieviel mehr wird er uns schwache Menschen angreifen! Daher hat der Heilige Geist, der Lehrer, mit Recht das christliche Volk dazu erzogen, sich auf die österliche Feier durch das vierzigtägige Fasten vorzubereiten. Weil es seinem Wesen nach Läuterung ist, lädt er uns ein, es heilsam zu halten, und zeigt uns, wie wir uns eifrig kasteien sollen. Denn je heiliger einer diese Tage hält, um so mehr beweist er seine Ehrfurcht und Ehrerbietung vor dem Ostern des Herrn.

In den Tagen heiligen Fastens denn wollen wir die guten Werke, um die wir uns immer mühen müssen, mehr als sonst üben. Seien wir barmherzig zu allen, besonders aber zu den Glaubensgenossen, auf daß wir durch Almosengeben die Güte des himmlischen Vaters nachahmen, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Erbarmen banne die Strenge, Nachsicht tilge die Strafe. Keiner bleibe in Haft, keinen verschließe der Kerker. Denn unser Gott versprach sein Erbarmen unter der Bedingung, daß der seine eigenen Sünden als vergeben ansehen könne, der anderen vergeben hätte. Zunder zur Zwietracht, Stachel zum Streit, liebe Brüder, nieder mit ihnen! Ein Ende dem Haß, kein Schein zur Verstellung. Zur Einheit der Liebe die Glieder Christi alle vereint. Denn: selig die Friedensstifter. Söhne Gottes werden sie heißen, und nicht nur Söhne, sondern auch Erben, Miterben Christi, Der lebt und herrscht in die Ewen der Ewen. Amen.

Übertragen von P. Thomas Michels O.S.B., (Maria Laach) Salzburg

LITURGIE

DEFINITION, HIERARCHIE UND TRADITION IM LICHT VON „MEDIATOR DEI“

Wir freuen uns, unsere Leser in mehreren Folgen mit den geistreichen Darlegungen von Dom Beauduin, Paris, vertraut machen zu können. Es wird damit unsere Reihe über „Mediator Dei“ in einem ganz entscheidenden Punkte weitergeführt und zugleich eine Fülle von neuen Fragen angeregt.

VORBEMERKUNGEN DES VERFASSERS:

Bevor ich auf dieses Thema eingehe, möchte ich drei Vorbemerkungen machen, auf die wir später noch zurückkommen werden.

1. Ein Priester, der wußte, wie sehr ich an der Frage der Konzelebration interessiert bin, sagte zu mir: „Die Enzyklika verwirft die Konzelebration.“ Das päpstliche Rundschreiben enthält Lehrentscheidungen und liturgische Vorschriften. Diese Vorschriften haben nicht den gleichen entscheidenden und absoluten Charakter wie die Lehrentscheidungen. Sie haben disziplinäre Bedeutung und sind unabhängig von Gegebenheiten und Möglichkeiten, von Zeit und Ort. Hier wird nicht „verworfen“. Ihr ausdrückliches Verbot berührt nicht ihren Lehrinhalt. Ein solche konkrete Maßnahme regelt unser heutiges Tun, kann aber morgen ruhig geändert werden. Der feierliche Ritus der Konzelebration, in der der Papst selbst, umgeben von seiner Priesterschaft, seine Messe zelebriert, kann nicht verworfen werden. Er stand in Rom bis ins zwölfte Jahrhundert hoch in Ehren; er ist ohne Unterbrechung bis heute bei den östlichen Riten in Übung. Selbst in unserem Codex (can. 803) ist er für die großen Feierlichkeiten der Bischofs- und Priesterweihe festgelegt. Zweifellos ist heute die Konzelebration für gewöhnlich durch liturgische Gesetzgebung untersagt; das hindert aber nicht, daß die oberste Kirchenbehörde diese Vorschrift ändern könnte, wenn sie es für nützlich findet. Es handelt sich also dabei nicht um eine Verwerfung einer Lehre, sondern um eine positive Vorschrift, die wieder geändert werden kann.

2. Übrigens spricht das päpstliche Schreiben nicht über die Konzelebration im herkömmlichen und eigentlichen Sinn des Wortes; nicht im Sinn des Codex des kanonischen Rechtes (can. 803). Die Enzyklika sagt: „Somit behaupten sie, das Volk besitze wahre priesterliche Gewalt, der Priester dagegen handle nur kraft des von der Gemeinde erhaltenen Auftrages. Daher halten sie das eucharistische Opfer für ein wahres „Mitsammenzelebrieren“ (Konzelebration) und meinen, es sei besser, wenn die Priester zusammen mit dem anwesenden Volk „mitzelebrieren“, als daß sie „privat“ in Abwesenheit des Volkes das Opfer darbringen.“ (Herderausgabe, S. 53.) Dieser Wortgebrauch ist neu und hat nichts mit dem herkömmlichen Wort „Konzelebration“ zu tun, wie es in der kirchlichen Sprechweise bisher gebraucht wurde und wie der Kanon 803 es meint und ausspricht: „Es ist mehreren Priestern nicht erlaubt, zu ‚konzelebrieren‘, außer...“ Die Verwerfung der Enzyklika bezieht sich also auf eine Sache, die nichts zu tun hat mit jenem altherwürdigen Ritus der römischen Kirche, den sie für ihre größten Feierlichkeiten reserviert hält.

3. Der verschiedene Wortgebrauch bringt uns auf die dritte Vorbemerkung. Zweifellos ist die päpstliche Lehre über die Liturgie entscheidend und läßt nichts zu wünschen übrig, aber flüchtige und oberflächliche Leser — und es sind Legionen, seit die Zeitungen ihren Lesern die päpstlichen Enzykliken bringen — könnten den starken Eindruck gewinnen: Die liturgische Bewegung erfahre in ihr eine ernste und wiederholte Ablehnung; sie habe nun ruhig auf dem status quo der Routine, der Gleichgültigkeit und des Gehenlassens zu verbleiben. Daher ist es sehr gut, herauszuarbeiten, wie reichhaltig und tief der Inhalt des päpstlichen Schreibens ist.

I. Die Definition der Liturgie

Die Enzyklika ist keine scholastische Abhandlung, die notwendig von der Definition des metaphysischen Wesens ausgeht: „*quae fit per genus proximum et differentiam specificam*.“ Wenn auch der Hl. Vater keinen klassischen Traktat schreibt, will er doch eine vollständige Lehre der Liturgie geben. Von Anfang an zeigt sich dieser Wille in der Sorge, genau methodisch den Begriff der Liturgie herauszustellen und scharf abzugrenzen. In diesem Teil möchte ich drei Punkte zur Erwägung vorlegen:

1. Den allgemeinen Begriff der Liturgie nach der Enzyklika.
2. Die lücken- und fehlerhaften Begriffsbestimmungen.
3. Die Aufgaben der Liturgie bei der Lehrverkündigung und im Hirtenamt.

Allgemeiner Begriff der Liturgie

Die ganze Einleitung der Enzyklika behandelt nur den einen Gedanken, der uns das Grundprinzip des Ganzen zeigt. Ich versuche genau wiederzugeben: Der göttliche Erlöser, der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen, hat gewollt, daß Sein Priesteramt, das Er in Seinem sterblichen Leib durch Sein Beten und Opfern begonnen hat, ohne Unterbrechung durch alle Jahrhunderte in seinem mystischen Leib, der Kirche, fortgesetzt werde. Getreu seinem Auftrag, setzt die Braut Christi dieses geistliche Wirken des Herrn hauptsächlich in der Liturgie fort: das ist im eucharistischen Opfer, in der Spendung der Sakramente und im täglichen Offizium des feierlichen Gotteslobes. Diese ganze grundlegende Lehre wird in den tiefen und lapidaren Worten zusammengefaßt: „Die Liturgie als Ganzes bildet deshalb den öffentlichen Kult, den unser Erlöser, das Haupt der Kirche, dem himmlischen Vater erweist und den die Gemeinschaft der Christgläubigen ihrem Gründer und durch Ihn dem Ewigen Vater darbringt . . . kurz, . . . sie stellt den gesamten öffentlichen Kult des mystischen Leibes Jesu Christi dar: seines Hauptes nämlich und seiner Glieder“ (ebenda, S. 17). Niemals glaube ich, ist die Liturgie so geist- und kraftvoll definiert worden.

Alle Bindungen zwischen Gott und den Menschen sind entweder nach oben oder nach unten gerichtet. Es steigen entweder alle unsere religiösen Akte nach oben, alle jene Akte, die alle Kraft erlangen und erst vollgültig werden im höchsten religiösen Akt des eucharistischen Opfers, oder das religiöse Leben senkt sich von oben herab, indem Gott den Menschen all die Kraft der Sakramente schenkt und alle Reichtümer des religiösen Lebens. Auf diesem doppelten Weg also schreitet unsere Frömmigkeit. Der Herr allein übt dabei das Amt des Mittlers. Durch seine einzige, allgemeine, durch niemand ersetzbare Vermittlerrolle. Durch Ihn, mit Ihm und in Ihm nur hat das religiöse Leben der Menschen die Verbindung nach oben.

Und das ist der wesentliche und grundlegende Ausdruck Seiner priesterlichen Macht: Alle Austeilung der göttlichen Heilsgnaden ist Sache des Ewigen Priesters; er ist einziger Mittler zwischen Gott und den Menschen. Dieses Priestertum Christi also in seiner Gänze, wie er es vor Pfingsten auf Erden sichtbar übte, übt nun die Kirche hier auf Erden sakramental aus. Sie tut dies vor allem und in vollem Sinne durch jene kultischen Akte, die das Wort Liturgie meint — die Enzyklika sagt jedesmal „heilige“ oder „geheiligte“ Liturgie.

Lücken- und fehlerhafte Begriffsbestimmungen

A. Die Enzyklika gründet das Priestertum Christi auf das Geheimnis der Menschwerdung. Indem das göttliche Wort menschliche Natur annahm, erwarb es neue Beziehungen zum himmlischen Vater. Als echter Mensch erfüllt Christus alle religiösen Verpflichtungen gegenüber Seinem Vater und wird so der eigentliche „Fromme vor Gott“ (Le Religieux du Père). Und das ist der Grund seiner priesterlichen Gewalt.

Im 17. Jahrhundert ließen sich die damaligen liturgischen Schriftsteller von östlichen Mystikern beeinflussen und sahen das Priestertum Christi mehr in Seinem innertrinitarischen Leben und begründeten es auf die Beziehung, die der Sohn zum Vater hat, als der einzigen Quelle göttlichen Lebens. Sein irdisches Priestertum war dann nur das zeitliche Echo des ewigen Priestertums. Dieses fußte aber auf der Ursprungsbeziehung, die den Sohn in der Einheit der einen Natur real unterschied vom Vater, der in Ihm das göttliche Leben zeugt: in sinu Patris.

Diese mystische Betrachtungsweise, die sich auch noch auf andere Geistesmänner stützen könnte, hat in der Enzyklika keinen Eingang gefunden. Darin wird die Natur und Aufgabe des Priestertums des mystischen Leibes festgelegt, der sichtbaren Kirche hier auf Erden; und dieses Priestertum hat seinen Ursprung in der Erlösungstat.

B. Der Mißkredit, in den die „liturgische Frömmigkeit“ seit einiger Zeit gefallen ist, ist zum Großteil auf eine falsche Auffassung zurückzuführen, die eine Anzahl von Autoren mit viel Geist verbreitet haben. Zum Beispiel folgende charakteristische Definition: „Die Liturgie ist der sichtbare, zeremonielle Teil, die würdige Aufmachung des katholischen Kultes.“ Dies ist doch eine rein beschreibende und zufällige Begriffsbestimmung, die nur äußerliche, materielle und körperliche Belange berührt. Gänzlich wird dabei das Grundelement, der Lehr- und Heilsgehalt, übersehen; die eigentliche Seele der Liturgie.

Ausdrücklich verwirft die Enzyklika diese Begriffsbestimmung: „Daher irren vom wahren Begriff und Sinn der hl. Liturgie jene ab, die unter ihr nur den äußeren und sinnfälligen Teil des Gottesdienstes oder etwa eine würdige Aufmachung von Zeremonien verstehen. Und ebenso gehen jene fehl, die sie nur für eine Sammlung von Gesetzen und Vorschriften halten, von der Hierarchie erlassen für die Handhabung der hl. Riten.

Es muß allen eine Selbstverständlichkeit sein, daß Gott nicht würdig verehrt werden kann, wenn nicht Geist und Sinn zur Vollkommenheit angeeifert werden, und daß der Kult, den die Kirche in Vereinigung mit ihrem göttlichen Haupt Gott darbringt, den höchsten Grad der Wirksamkeit zur Schaffung innerer Heiligkeit in sich habe“ (ebenda, S. 21).

Dagegen könnte man sagen: Man hört unter uns doch immer den alten Vorwurf: Die Liturgie ist in den Augen vieler ein formalistisches Zeremoniell, eine zu einfache oder oberflächliche Symbolik, eine veraltete Gebetsform, eine Frömmigkeit von äußeren Riten, die der inneren Frömmigkeit zu weichen hat; sie ist eine zu unbestimmte religiöse Form, eine zufällige und zweitrangige Sache im geistlichen Leben ...

Um so mehr verweise ich auf die Worte des Hl. Vaters, der eben besonders betont, daß „der Kult, den die Kirche in Vereinigung mit ihrem göttlichen Haupt Gott darbringt, den höchsten Grad der Wirksamkeit zur

Schaffung innerer Heiligkeit in sich hat“ (s. oben). Diese Worte sind berufen, jene Meinung zu korrigieren, man könne auch nach der Enzyklika die Auffassung behalten: die liturgische Frömmigkeit sei ungenügend und nicht imstande, ein intensives und tiefes Innenleben zu schaffen und zu tragen. Die zitierten Worte vernichten endgültig diese Meinung.

Priestertum, Lehramt und Hirtenamt

Um den Wirkungsbereich der Liturgie klar herauszustellen, grenzt die Enzyklika das Priesteramt genau ab und vergleicht es mit den zwei anderen Ämtern, die Christus Seiner Kirche übertragen hat. Das fleischgewordene Wort war Lehrer, König und Priester. Es hat Seiner Kirche diese dreifachen Vorrechte anvertraut. Die Enzyklika sagt: „Die Kirche hat daher Zweck, Aufgabe und Amt gemeinsam mit dem menschengewordenen Gott; sie hat allen die Wahrheit zu lehren, die Menschen richtig zu lenken und zu leiten, Gott ein wohlgefälliges Opfer darzubringen“ (ebenda, S. 15). Christus als Meister der Wahrheit und Lehrer der neuen Menschheit setzt sein Lehramt in der lehrenden Kirche fort. Der König und Hirte Seiner Schäflein übergab den Aposteln die Macht, die Gemeinschaft der Gläubigen zu leiten und durch Gesetze und Verfügungen Ordnung und Heiligkeit unter ihnen zu festigen. Schließlich hat Er, der einzige Hohepriester, Seiner Kirche das Priesteramt übergeben, das Er hier auf Erden durch Sein Opfer begonnen und vollendet hat und das sich nun fortsetzt. Bei alledem schaut Er „einzig auf die Ehre Seines himmlischen Vaters und darauf, die Menschen mit immer größerer Heiligkeit zu erfüllen“ (a. a. O.). Ohne das Lehramt zu beeinträchtigen, das in verschiedener Weise ausgeübt wird, haben Liturgie und Lehre vielfache Beziehungen zueinander. Die Liturgie bekennt den Glauben und stellt einen erst-rangigen Fundort der Glaubensüberzeugung dar, wie wir noch im dritten Teil sehen wollen. Sie ist es aber auch, die die Lehre den Gläubigen mundgerecht macht. In der Liturgie bekennen wir unseren Glauben,erspüren wir ihn, beten ihn, singen ihn und bringen ihn in lebendige Beziehung zu unseren Brüdern und zur ganzen Kirche. Gewiß formt die Liturgie die Wahrheit nicht in Rechts- oder Lehrsätzen und ist somit kein ausdrücklicher Akt des Lehramtes; doch ist Liturgie angeeignete Glaubens-wahrheit; sie paßt sich ihr an; sie läßt sie einstimmen in ihre Gebete, ihre Riten und Symbole. Die Liturgie ist unser lebendig gewordenes Credo.

Und das gleiche gilt vom Hirtenamt. Die oberste Kirchenbehörde übt auf den Kult eine ganz strenge und genaue Gesetzgebung aus. Dadurch hat die Liturgie der katholischen Kirche ihre Reinheit, Vornehmheit und Heiligkeit bewahrt; andererseits garantiert die Liturgie dem Kirchenregiment einen vollen Einfluß auf die Seelen.

Es ist schwierig, diese drei wesentlichen Gewalten der Kirche miteinander zu vergleichen und ihre Bedeutung für das kirchliche Leben im einzelnen festzulegen. Geht man aber vom Grundsatz aus, daß ein Mittel so viel taugt als es hilft, sein Ziel zu erreichen, dann erhält dies priesterliche Tun den ersten Platz. Denn es dient einzig zur Ehre Gottes und zur Heiligung der Seelen. Und das ist doch der eigentliche Sinn der ganzen Heilsökonomie.

(II. Teil folgt)

Paris*)

Dom Lambert Beauduin O.S.B.

*) Mit besonderer Erlaubnis übertragen aus „Les Questions Liturgiques et Paroissiales“, 1948, 3/4, 123 ff. — Übertragung von Dr. Max L e s c h C.M.

FRAGMENT EINES SACRAMENTARS

(REICHERSBERGER HANDSCHRIFT)

Das vorliegende HS-Fragment stammt aus einer HS des Gerhoh von Reichersberg des Stiftes Reichersberg a. L., ist geschrieben um die Wende des Jahres 1000 und ist liturgischen Inhalts. Das Blatt ist 21zeilig beschrieben; es fehlt keine Textzeile, nur der obere und je ein Seitenrand sind beschnitten; etwas über die Hälfte des Textes fehlt. Die Breite der oberen und unteren Ränder einbeziehend, können wir die Maße der HS mit 18:27 cm angeben.

Die Schrift ist eine sorgfältige, wohlausgewogene karolingische Minuskel des 10. Jahrhunderts.

Einzelne Buchstaben: a stets in Unzialform, steilgestellt; c etwas gerundet; e lang und mit kleinem Auge; d karolingische Minuskel; g unten und oben geschlossen; h nach links gebogen; r etwas unter die Zeile reichend, kurzer Haken; m und n, die Striche steil und gegenseitig parallel auf der Zeile stehend; nur langes s; t, der Querstrich schwach ausgebildet; b, d, h, l, s immer mit Anstrichen, die Schäfte bei b, d, h, l gleichmäßig stark. Großes a Unziale ohne Querstrich, großes t mit schwachem Querstrich; v stets für u; y auf der Zeile stehend. e caudatum, stets für ae.

Abbreviationen:

Ds = Deus; dne und dni = domine und domini; Eccle = Ecclesie; qit = qui tecum vivit et regnat; P = Per Dominum nostrum . . .; Secr = Secreta; AD CO = ad complendum; a und u mit Strich darüber = am und um; b mit Strichpunkt = bis; c mit Strich darüber = con; per, prae und pro in der im Mittelalter üblichen Kürzung; nra und nri mit Strich darüber = nostra, nostri; nu mit Strich = num; u mit einem Haken, welcher später nicht mehr gebräuchlich ist = us.

Ligaturen:

et; i-t-i verbunden, als ob es sich um drei t handelte; ri.

Der vorliegende Text ist Rest eines Sacramentars und umfaßt die Zeit: feria IV Mensis X, feria VI und In Sabbato in XII Lectionibus Mensis X, also Texte der Quatemberwoche der Adventzeit bis zur Dominica IV Adventus oder, wie die HS sich ausdrückt: Dominica I ante Natalem Domini (scil. diem) d. i. der Sonntag vor Weihnachten.

Aufgenommen sind in die vorliegende Sammlung nur Orationen, die Präfationen sind unterdrückt. An zwei Stellen werden die Orationen als Secreta gekennzeichnet, einmal ist die Bemerkung enthalten: Ad complendum, d. h. eine Oration, die als Postcommunio gebetet wurde. Zu diesen Vermerken ist noch näher Stellung zu nehmen.

Zur Charakterisierung des Textes ist zu sagen:

I

Unser Fragment deckt sich nicht genau mit dem Sacramentarium Gregorianum; denn es finden sich fol. V zwei Orationen, die ein aus dem Sacr. Greg. nicht nachweisbares Einschießel darstellen. Die Vorlage unterscheidet sich vom Sacr. Greg. auch darin, daß die Oratio super populum

der feria IV: Gratiae und ebenso die andere Oration: Preces des Samstags fehlen, während die Oration: Concede des Sacram. Greg. durch: Adesto; die i. Oration mit dem Initium: Preces durch die: Deus qui, und die Oration: Praesta durch die Oration: Miserationum ersetzt sind.

Gegen die unmittelbare Abhängigkeit des Fragments vom Sacram. Greg. spricht auch das zweimalige *Secreta*. Nun ist zwar die Frage, wie der Ausdruck entstanden ist, sehr kompliziert, wie das Jungmann (s. u.) ausgezeichnet darstellt. Sicher hat er recht, daß jedenfalls das Sacram. Greg. den Ausdruck nicht kannte; wenn ihn das Fragment verwertet, hat es ihn anderswoher geholt, aus Quellen, die von Gallien her beeinflußt sind z. B. aus dem Gelasianum (vgl. Jungmann, *Missarum Sollemnia*, Eine genetische Erklärung der römischen Messe, Wien 1948, II, S. 109 bis 111, und derselbe, *Gewordene Liturgie*, Innsbruck 1941, S. 93 ff).

Dafür spricht freilich der Ausdruck: *Ad complendum*. Aber sehen wir weiter:

II

Die unterscheidenden Merkmale lassen sich besser erklären aus dem *Sacramentarium Gelasianum* — als solches kurz bezeichnet die Ausgabe: *The Gelasian Sacramentary, Liber Sacramentorum Romanae Ecclesiae*, ed. H. A. Wilson, Oxford 1894; das ist also der jüngere Text des Gelasianum, der sich nicht bloß auf MS Reginae 316 der Bibliotheca Vat., ca. 600 geschr., stützt, sondern auch auf MS Rheinaug. 30 in Zürich, um 800, und MS S. Gallen, 348, den berühmten Text, nach Bischoff um 750—760 entstanden, von Mohlberg für ca. 800 angesetzt; spätest mögliches Datum 806 (vergl. die genannte Ausgabe Wilson, S. XLIV). Darnach ist: die Oration: Gratiae = nach Wilson S. 364, Die 2. Oration: Preces vom Samstag = Gel. 222; Adesto = Gel. 221; Deus qui = Gel. 222; Miserationum = Gel. 222.

Dennoch scheint mir das spätere Gelasianum nicht die unmittelbare Vorlage zu sein und das Fragment nicht als dessen Abschrift; denn so groß einerseits die Übereinstimmung im Text ist, so wenig stimmen Sacram. Gel. und Fragment in der Anordnung überein: Die ersten beiden Orationen gehören dort zu den verschiedenen Messen im Advent, nicht in die 4. Woche. Die Oration vom 4. Adventssonntag steht in der 1. Messe der Adventzeit.

Es besteht aber noch eine weitere Möglichkeit:

III

Martin Gerbert, Abt von S. Blasien, veröffentlicht in den *Monumenta Veteris Liturgiae Alamannicae* den Text eines Sacramentars, dessen Schreiber seine Aufgabe darin erblickte, den Cod. S. Gall. 348, Turic. 30 des Gelasianum und die Texte des Sacram. Greg. und Ambrosianum ineinander zu verschmelzen. Diese HS ist heute bekannt als Cod. Zürich C 389, saec. X; Gerbert nennt ihn: *Sangallensis olim, nunc Turicensis, ex triplici Ritu Gelasiano, Gregoriano et Ambrosiano compositus*.

Wenn man bedenkt, daß alle Orationen des Fragments sich mit diesem triplex Ritus decken; daß die Ordnung nur an zwei Stellen gestört ist; daß selbst die Oration: Adesto und das ganze Einschießel des Quatembersamstags bei Gerbert an der gleichen Stelle erhalten ist, dann

könnte man zum Schluß kommen, daß wohl Gerberts Triplex Ritus die Vorlage ist. Zudem steht fest, daß Cod. Tur. 389 aus dem 10. Jahrhundert stammt und zweifellos das Fragment um 1000 entstanden ist. Die Schwierigkeit ist nur die eine, die Oratio: Memento, deren Wortlaut im kritischen Apparat an der einschlägigen Stelle zu finden ist. Wie verhält es sich mit ihr? Klarheit bringt erst die folgende Vergleichung:

IV

Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt die Lösung so:

Die Vorlage des Fragments ist das *Sacramentarium Rossianum*, Cod. Ross. Lat. 204, ein Sacramentar, das ursprünglich in Wien war und dann um 1930 den Beständen der Bibliotheca Rossiana (nach de Rossi, † zu Rom 1854, benannt) der Vatikanischen Bibliothek einverleibt wurde. Entstehungszeit: saec. XI. Schreiber ist vermutlich Abt Ellinger von Tegernsee, der sich um 1050 in Nieder-Altaich aufhielt.

Vergleicht man den vorliegenden Text mit dem des *Sacr. Ross.*, dann zeigt sich: Keine der vom Herausgeber des Sacramentars angegebenen Variationen: Fer. IV, Or. 3 und 4; Fer. VI, Or. 2 und 3; Sabb., Or. 2, 4, 5 und 7 finden sich im Fragment — m. a. W.: Die Orationen des Fragments stimmen mit dem *Sacramentarium Ross.* nach Inhalt und Anordnung überein u. zw. unter den von ihm zum Vergleich herangezogenen Quellen am meisten mit dem *Sacramentarium Fuldense*, saec. X, Cod. theol. 231, der UB Göttingen, herausgegeben von Gr. Richter und A. Schönfelder in den: Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und der Diözese Fulda, IX, Fulda 1912. Aus diesem Grund werden im Text unseres Fragments die Belegstellen zum Cod. Ross. nicht ausdrücklich angegeben, da sie alle in der genannten Ausgabe sich finden zwischen Nr. 280—283 incl.

Eine einzige Schwierigkeit besteht: die bekannte Oratio: Memento. Als in der einzigen Quelle findet sich im Cod. Ross. diese Oratio als *Communio* (diesen Ausdruck kennt das Fragment allerdings nicht!) an der Stelle, wo sie auch im Fragment steht. Ihr Wortlaut:

Memento nostri D(omin)e in beneplacito populi tui et a peccati nos
servitute discussos salutaris tui visitatione salvifica. Qui tecum . . .

Wie der kritische Apparat hiezu zeigt, sind die unterstrichenen Worte jene, die im Fragment klar und deutlich lesbar sind. Der springende Punkt ist allein die kurze Partie: *salutaris*, bzw. *adventus*. Um die drei Buchstaben: *tus*, bzw. *ris* handelt es sich: Die Stelle ist sehr abgeschabt und beschmutzt. Das Schluß-s ist klar, ferner ist eher *r* als *t* zu lesen, endlich ist klar ein Buchstabe zu sehen wie ein *i*, vor dem der Schatten eines anderen gleichen Buchstabens auftaucht, der aber zurückgeführt werden kann auf einen durchscheinenden Strich der R-Seite. Daher scheint es weit wahrscheinlicher, daß wir *ris* statt *tus*: *salutaris* statt *adventus* zu lesen haben, um so mehr, als im Cod. Ross. allein diese Oratio zu finden ist an der hieher gehörigen Stelle. Wir haben also eine HS, die in enger Beziehung steht zum Cod. Ross.

Die verwendeten und mehrfach angeführten Texte:

1. *Sacramentarium Leonianum*, ed. Ch. Lett Feltoe, Cambridge 1896 (= Leon.).

2. The Gelasian Sacramentary. Liber Sacramentorum Rom. Ecclesiae, ed. H. A. Wilson, Oxford 1894 (= Gel.).

3. Das fränkische Sacramentarium Gelasianum in alemannischer Überlieferung, Cod. Sang. 348, hrsg. von Kunibert Mohlberg = Liturg. Quellen H. 1/2, Münster 1918 (X).

Dessen handschriftliche Quellen:

MS S. Gallen. 348 (= S),

MS Rheinaugiense 30 (= R).

4. Sacramentarium Gregorianum (ed. Ménard) = MPL 78 (= Greg.).

5. Sacramentarium Rossianum, Cod. Ross. Lat. 204, hrsg. v. J. Brinçtrine = Röm. QS. f. christl. Altertumskunde und für Kunstgeschichte, Suppl. XXV, Freiburg 1930 (= Ross.).

6. Missale Gothicum, Francorum et Gallicanum vetus..., cura... J. M. Thomasii = Lit. Rom. Vetus, ed. Lud. Muratorio, Ven. 1748, Tom. II.

7. Monumenta Veteris Liturgiae Alamannicae, Typis San-Blasii 1777, Tom. I und II (= G).

8. Migne, Patrol. Lat. (= MPL...).

In der Herausgabe des Textes ist das Leydener Klammern-System verwendet:

[] fehlender Text ergänzt;

() Abbreviation aufgelöst;

..... unter den Buchstaben = der Zeile überschrieben.

Die Interpunktion größtenteils ergänzt.

R

- 1 [pietate confidam] qui uiuis Secr(eta)
[Grata tibi sint, Domine, munera,] quibus mysteria ce-
[lebrantur nostre libertatis et u]ite. P(er) ALIA
[Conseruent nos, quesumus, Domine, mun]era et (per) aduen-
5 [tum Unigeniti tui tribuan]t nobis uitam eterna(m). Q(u)i t(ecum).

[VI FERI]A.

- [Excita, quesumus, Domine, pote]NTIAM TUAM ET
[ueni, ut hi, qui in tua] pietate confidunt,
[ab omni citius aduersitate] liberentur. Q(ui) uiuis.
10 [Presta, Domine, quesumus, ut dicato muner]e c(on)gruentem Sec(reta)
[nostre deuotionis offeramus] effectum. P(er) AD CO(MPLENDUM)
[Prosint nobis, Domine, sumpta m]ysteria pariterq(ue) nos et
[a peccatis exuant et presid]iis tue p(ro)pitiationis
[attollant. S]ABBATO [in XII LECT. MENSIS X]
15 [DEUS QUI CONSPICIS] QUIA EX N(OST)RA
[prauitate affligimur,] c(on)cede p(ro)pitiu(m), ut
[ex tua uisitatione consol]emur. P(er) ALIA
[Adesto, Domine, supplicationi]bus n(ost)ris et p(re)sentis uota ie-
[iunii placita tibi deuotio] ne exhiberi concede. P(er)

20 [Indignos nos, quesumus, Domine, famul]os tuos, quos ALIA
[actionis proprie culpa con]tristat, unigeniti

pietate] Schluß der Oration: Festina, quesumus, omnipotens Deus, ne
tardaueris et auxilium nobis superne uirtutis impende, ut aduentus
tui consolationibus subleuentur, qui in tua . . . G. 205, Greg. 192, Gel.
217: praesidium nobis; Migne P. L. 72, 462 = Lit. Rom. Vet. II 790.

Secreta] gehört zum folgenden Gebet. Der Ausdruck statt des: Super oblata
im Gregorianum kann nicht verwundern. Vgl. die Bemerkungen über
diesen Ausdruck in der Einleitung.

Grata] G. 202, Greg. 192, Gel. 217, belegt aus R und S, Miss. Gall. 702.
alia] gehört zur folgenden Oration — vgl. fol. R Zl. 17.

Conseruent] G. 238, Greg. 193: Ad compl.; Gel. 368, belegt aus R und S.
Excita] G. 206, Greg. 193, Gel. 364, bel. aus R und S.

Presta] G. 206, Greg. 193: Super obl., Gel. 221, bel. aus R und S.
effectum] Greg., Gel.: affectum.

Ad Complendum] so im Sacr. Greg. oder: Ad completa. Gel.: Post com-
munionem. Vgl. J. A. J u n g m a n n, Missarum sollemnia. a. a. O. II,
S. 511 u. Anm. 14.

Prosint] G. 206, Greg. 193: Ad compl., Gel. 222, Leon. 118, bel. aus R und S.
in XII lect.] Rest ältester Liturgie und Zeugnis für frühmittelalterliche
Quellenangabe. Vgl. Jungmann a. a. O. I, 489, Anm. 17.

Deus, qui conspicis] G. 206, Greg. 193, Gel. 364, bel. aus R und S.
Adesto, Domine] G. 206, Greg. —, Gel. 221, bel. aus R und S.
exhiberi] Gel.: exhibere; G. exhibere.

Indignos] G. 206, Greg. 193, Gel. 219, belegt aus R und S.

nos] G.: Indignos nos, quaesumus Domine. Gel.: indignos, quaesumus
Domine.

V

- 1 filii tui nos [aduentu letifica].
Deus, qui pro animarum [expiatione nostrarum sacri]
(ie)unii instituta [mandasti, fragilitati nostre ad-]
iumenta conced[e et effectum celestium man-]
- 5 datorum benignus inspira. Per]
Miserationum tua[rum, Domine quesumus, preueniamur auxilio]
et in huius soll[emnitatem] ieiunii omnium]
tibi sit deuotio [grata fidelium.]
Deus, qui tribus pue[r]is mitigasti flammam ignium,]
- 10 concede propiti(us), u[t nos famulos tuos non ex-]
urat flamma u[itorum].
Eccl(esi)e tue, d(omi)ne, m[unera sanctifica et concede, ut]
p(er) hec ueneranda [mysteria pane celesti refici mereamur.]
Memento n(ost)ri d(omi)ne [in beneplacito populi]
- 15 tui et a peccati no[s seruitute discussos saluta-]
ris tui uisitatione [saluifica. Qui tecum]

DOMIN(I)C[A I ANTE NATALEM DOMINI.]
EXCITA DOMIN[E POTENTIAM TUAM]

et ueni et m[agna nobis uirtute succurre,]

- 20 [ut per] auxilium gr[atie tue, quod nostra peccata pre-]
pediunt, indulgenti[a tue propitiationis accelere.]

fili] der Schluß der letzten Oration von fol. R.

Deus] G. 206, Gel. 222, belegt aus S. Diese und die folgende Oration stellen das in Frage stehende Einschießel dar.

Miserationum] G. 206, Gel. 222, belegt aus S. Musterbeispiel einer altkirchlichen Oration: miserationum — tuarum; auxilio — omnium: devotio — fidelium, u. neben dem Gleichklang der Endungen die drei Teile gleichmäßig nach dem cursus tardus der Kunstprosa Leos d. G. gebaut.

Deus, qui tribus] G. 207, Greg. 193, belegt aus R und S.

Ecclesie tue] G. 207, Greg. 194: Super obl.; belegt aus R und S.

Memento] Die paläographische Situation ist nicht restlos klar, wie das schon in den einleitenden Bemerkungen erwähnt wurde. Wenn aber: tus zu lesen und damit adventus zu interpretieren wäre, dann müßte man den Wortlaut der Oration anders ergänzen:

Derselbe Wortlaut: Memento nostri, Domine, in beneplacito populi tui, findet sich in den Monumenta Gerberts, I, u. zw. in dem dem Sacramentar angefügten Graduale ex Cod. Rheinaugiensi, saec. VIII, ex Cod. S. Blas., saec. XII, S. 365, für die Dominica proxima ante Natalem Domini als Introitus abgedruckt. Das ist eben jene Dominica, die auch im HS-Fragment unmittelbar auf unsere Oration folgt. Durch Unaufmerksamkeit — könnte man sagen — wurde Intr. und 2. Teil der Oration verkoppelt. Der 2. Teil des vorliegenden Textes ist aber in diesem Fall auch nicht ganz klar deutbar: et a peccatis nostris . . . tus tui uisitatione . . . Nahe legt sich der Wortlaut aus der im Fragment ausgelassenen letzten Oration der Fer. VI, zu belegen aus: G. 203, Greg. 193. Gel. 222, S: Preces populi tui, quaesumus Domine, clementer exaudi, ut qui iuste pro peccatis nostris affligimur, pietatis tuae visitatione consolemur. Die verwandte Oration aus dem Greg. 193: Deus, qui conspicias kann wohl nicht herangezogen werden, weil ja schon einmal, Sabbato, verwendet. Schwierigkeiten bereitet aber wieder, daß der Ausdruck: adventus tui visitatione nicht belegbar wäre. Daher ist wohl der Wortlaut aus dem Cod. Ross. der näherliegende, obschon nicht verschwiegen sein soll, daß das Frgm. den Ausdruck: Communio nicht kennt, obschon es sonst die jeweilige Bezeichnung der liturgischen Stellung einer Oration vermerkt.

Excita Domine potentiam] G. 207, Greg. 194; Gel. 214, belegt aus R und S; auch im Sacr. Gall., MPL 72, 458, wo statt accelere: accelaret (römische Lesart) steht, wie in Lit. Rom. Vet. II 785.

Un.-Prof. Dr. P. Albert Auer O.S.B.

WERKRAUM

DER BEICHTZETTEL IN SEINER ENTWICKLUNG UND GESTALTUNG

Dieser kleine Überblick knüpft an die mir vorliegende Beichtzettel-sammlung an. Der Beichtzettel (*schedula confessionis*, *testimonium peractae confessionis*) ist ursprünglich seinem Wesen nach eine Bescheinigung über die abgelegte Beicht, besonders über die vom vierten Laterankonzil (c. 21) sowie vom Trienter Konzil (*Sessio XIV*, cap. 5 und can. 8) und vom Cod. iur. Can. (canon 906) als Minimum vorgeschriebene jährliche Beicht, welche mit der zur österlichen Zeit vorgeschriebenen Kommunion als Osterbeicht zusammenfällt. Vielfach wurden die Beichtzettel gelegentlich der pastorellen Hausbesuche nach der Osterzeit eingesammelt, wobei wohl auch dem einsammelnden Priester eine Gabe von den Gläubigen gereicht wurde. Die Einführung der Beichtzettel dürfte wohl durch die Rekatholisierungsbestrebungen zur Zeit der Gegenreformation erfolgt sein. Durch die Beichtzettel wurde eine Kontrolle wenigstens über den äußeren Erfolg jener Bestrebungen ermöglicht. Nachdem z. B. die vorher protestantische Reichsstadt Donauwörth seit 1608 durch Churfürsten Maximilian von Bayern nach dem damals geübten Grundsatz: *cuius regio, ejus et religio* zum katholischen Bekenntnis zurückgeführt worden war, findet sich in den Ratsprotokollen gegenüber Bittstellern wiederholt die Aufforderung, sich mit ihrem Beichtzettel auszuweisen.

Die äußere Gestaltung dieser Beichtzettel war, wie die Abbildungen aufweisen, lange Zeit hindurch denkbar einfach und nüchtern. Diese Gestaltung wurde durch die im 17. und 18. Jahrhundert gerade auf dem Gebiet der kleinen Andachtsbildchen gepflegten graphischen Künste, wie Holzschnitt und Kupferstich, so gut wie gar nicht berührt. Der älteste mir vorliegende Beichtzettel von 1688 enthält einen Hinweis auf die heilige Eucharistie in dem Wort des Heilandes, Joh. 6, 59: „*Hic est panis qui de coelo descendit.*“ Einen solchen Hinweis auf die heilige Eucharistie und auf die Notwendigkeit, sein Herz vor dem Empfang der österlichen Kommunion zu reinigen, enthält auch ein Beichtzettel der Pfarre Söll in Tirol, wenn er die Mahnung des Apostels Paulus, 1. Cor. 17, bringt: „Der Mensch prüfe sich selbst, bevor er hintritt und ißt von diesem Brot und trinkt aus diesem Kelche.“ Einfach und schlicht ist auch ein Beichtzettel der ersten und vornehmsten Kirche der Christenheit, der vatikanischen Basilika St. Peter in Rom, aus dem Jahre 1744. Als Zeugnisse über die abgelegte Beicht, Oster- oder Brautbeicht, tragen die Beichtzettel vielfach den Namen des Beichtvaters; ein Beichtzettel von Abtenau aus dem Jahre 1728 weist aber noch dazu den Namen des Pönitenten auf.

Von äußerster Nüchternheit in Gestaltung und Text sind im ganzen 19. und noch im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts die im Dom zu Salzburg ausgegebenen Beichtzettel. Eine bemerkenswerte Ausnahme von dieser allgemeinen Nüchternheit und schablonenmäßigen Behandlung machen nur die Beichtzettel des berühmten und gerade zur Ablegung der Beicht beliebten Gnadenortes Mariazell in Steiermark. Sie enthalten lange

1688.
Hic est Panis, qui de cælo
descendit. Joan. 6. v. 59.

1

Der Mensch aber prüfe sich selbst;
alsdann esse er von diesem Brode.
1. Kor. 11, 28.
Confessio Paschalis in Parochia.
Söll 1835. *W. H. H. M. H.*

5

Ego infra scriptus Confessarius,
authoritate ordinariâ deputa-
tus, Sacramentum Pœnitentiæ ad-
ministravi *Antonia y. H. H. H.*

Sim fidem me subscripsi. Abbtenu /
Die 10 Mensis *Feb.*
Anno M. DCC. XXVIII.

3

Und es ist in keinem
Andern Heil denn es
ist kein anderer Name
unter dem Himmel
den Menschen gegeben,
wodurch wir selig wer-
den sollen.
Act. 4. 12.
JESUS
Hofgastein Osterbeicht 1872
M. H. H.

6



Communicatus Romæ in
Sacrosancta Vaticana Basili-
ca Principis Apostolorum.
Anno Domini 1774.

2



4

Beichtzettel

1. Aus dem Jahre 1688
2. Von St. Peter in Rom, 1744
3. Aus Abtenau mit Namen des Pönitenten und Unterschrift des Beichtvaters, 1728
4. Von der Wallfahrtskirche Mariazell, 1828
5. Aus Söll, 1835
6. Aus Hofgastein, 1872

Zeit hindurch zuerst in Kupfer gestochen, dann lithographiert Darstellungen des Gnadenbildes und des Gnadenaltars. Bilder, Text und die ganze Gestaltung bleiben im übrigen durch ein Jahrhundert hindurch in bemerkenswertem Konservatismus vollständig unverändert.

Mit Beginn des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts wird die Übung allgemein, die Beichtzettel auszugestalten durch einen auf das Sakrament der Buße passenden Text aus der Hl. Schrift, durch farbige Behandlung und bildliche Darstellung. Doch machen sich auch hier die Schablone und der allgemeine Verfall des guten Geschmackes geltend, wie er um diese Zeit auch sonst auf dem Gebiet des kleinen Andachtsbildchens durchaus herrschend war. Gegenbestrebungen, die um eine bessere Gestaltung ringen, um sie nach Möglichkeit seelsorglich auszuwerten, haben die Andachts- und Beichtbilder bis jetzt nur teilweise erfaßt. Praktisch und kennzeichnend für die Entstehungszeit erscheinen, um ein Beispiel aus neuerer Zeit zu nennen, Beichtzettel, auf denen die Willenserklärung des Besitzers steht, für den Fall einer schweren Erkrankung die Sakramente zu empfangen und nach dem Tode kirchlich beerdigt zu werden; namentlich aber jene Beichtbildchen, auf denen in kurzen, eindringlichen Sätzen die Regeln für eine christliche Lebensführung zusammengefaßt sind. Mögen die berufenen Kreise diesem bisher noch zu wenig beachteten Gebiet die verdiente Aufmerksamkeit widmen!

Salzburg

Kanonikus Franz Xaver Traber

Es ergibt sich daraus:

1. In der Frühzeit des Beichtzettels finden wir häufig Schriftstellen, die auf die Eucharistie Bezug haben, als einzigen religiösen Mahnspruch angeben. Trotz der Verschiebung der Gesichtspunkte, die der „Beichtzettel“ im ganzen mitgemacht hat, sollte er auch heute — gerade heute! — mehr zur Aufmunterung für den öfteren Empfang der Eucharistie genutzt werden!

2. War der Beichtzettel ursprünglich *testimonium*, so ist er heute, soweit er überhaupt noch notwendig und in Übung ist, längst zu einem Mittel der Seelsorge geworden.

3. Es ist aber leider vielfach so, daß bildlich und textlich wahllos alles genommen wird, was „möglichst billig“ kommt. Es wird damit nicht nur Kitsch verbreitet, sondern auch eine weitreichende Möglichkeit der Seelsorge ungenützt gelassen.

3. Das INSTITUTUM LITURGICUM bittet daher die hochw. Herren,

a) ihm unbenützte alte Beichtzettel, gleichviel welcher Art und aus welcher Zeit, zur Erstellung einer pastorell verwertbaren Übersicht zur Verfügung stellen zu wollen;

b) Vorschläge zur Gestaltung des Beichtbildchens als Seelsorgsmittel der Gegenwart zu senden.

4. Um einen Gedanken gleich zu verwirklichen, wird soeben ein doppelseitiges Beichtbildchen herausgebracht, das den Gläubigen einmal auch die schönen Texte der sakramentalen Lossprechung vermitteln soll.

Der vorliegenden Folge der Zeitschrift liegt ein Bildchen zur Ansicht bei; Bestellungen können dem Liturgischen Institut übergeben werden (Stückpreis 5 Groschen).

ZUR FRAGE DES DEUTSCHEN HOCHAMTES

In der Zeitschrift „Lebe mit der Kirche“ (1949, 4/5, S. 97 ff.) hat Dr. Johannes Zabel das Referat veröffentlicht, welches er bei der IV. Konferenz der österreichischen Liturgischen Kommission an unserem Institut im Herbst v. J. gehalten hat. Unsere Zeitschrift hat die Grundforderungen dieses Referates in Folge 9/10, 1948, bereits hervorgehoben. Es liegt in der Natur der Sache, daß über das Pro und Kontra dieser Frage noch eine geraume Zeit diskutiert werden wird; wir werden darum auch in unserer Zeitschrift noch auf die grundsätzlichen Überlegungen zu sprechen kommen.

Für heute aber mögen, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, dem Liturgischen Institut ein paar erläuternde Worte gestattet sein:

Soweit es die IV. Konferenz der österreichischen Liturgischen Kommission betrifft, kamen dort in erster Linie die Vertreter aller österreichischen Diözesen mit einem ausdrücklichen Bericht über die Stellungnahme zum „deutschen Hochamt“ in jeder einzelnen Diözese zu Wort. Und dieser Bericht ergab eine negative Mehrheit. Daran muß ebenso festgehalten werden wie an der Tatsache, daß ja die Ergebnisse der Kommissionssitzungen keinen legislativen Charakter haben, daß also das Anliegen der Seelsorge nach wie vor vertreten werden kann und keineswegs in den Hintergrund gestellt ist. Wir teilen voll und ganz die Auffassung, daß eine Stellungnahme zum „deutschen Hochamt“ vom nur-musikalischen oder nur-monastischen Standpunkt aus die Gefahr in sich schliesse, das seelsorgliche Anliegen nicht deutlich genug zu sehen. Aber kann man nicht mit gleichem Recht sagen, daß die drängende Aktualität der seelsorglichen Forderungen umgekehrt die Gefahr einer Unterbewertung der prinzipiellen Fragen in sich schließt? Es geht ja um Entscheidungen, die in ihren Konsequenzen doch von sehr weitreichender Bedeutung sind. — So darf man also hoffen, daß eine auf freundschaftlicher Basis geführte Diskussion dazu beitrage, das Problem von allen Seiten zu beleuchten und damit der kirchlichen Obrigkeit Unterlagen für Entscheidungen biete, die gleicherweise der Verherrlichung Gottes wie dem Heil der Seelen dienen.

VON DEN STATIONSGOTTESDIENSTEN,

die in der Fastenzeit des vergangenen Jahres in Linz gehalten wurden, erstattete, wie wir unseren Lesern bereits in Folge 9/10 1948 berichteten, HH Spiritual Huber-Linz bei der letzten Konferenz an unserem Institut einen kurzen Bericht. Aus dem uns übersandten schriftlichen Referat möchten wir zu Beginn der heurigen Fastenzeit kurz nochmals hervorheben: Die Anregung kommt aus Laienkreisen selbst. Die verantwortlichen Seelsorger halten unter dem Vorsitz des Bischofs eine Beratung. Es wird beschlossen, täglich (außer Sonntag) um 7 Uhr abends in einer Kirche der Stadt Linz einen Stationsgottesdienst zu halten. Durch die Presse und ein Hirtenwort des Bischofs werden die Gläubigen vorbereitet. Die erste Feier hält am Aschermittwoch der Bischof im Dom. An Stelle einer Prozession außerhalb der Kirche wird der Einzug feierlich gehalten: Voraus Fastenkreuz, das Volk, Fasten- und Kreuzlieder singend. Es beteiligten sich alle Berufe und Stände, insbesondere auch viel Jugend. Die einzelnen Pfarrämter schickten nach Abschluß Berichte; die Höchstzahl der Teilnehmer wird mit 800, die Höchstzahl der Kommunikanten mit zirka 100 angegeben. Allgemein wurde der Wunsch nach Fortsetzung der Stationsgottesdienste ausgesprochen.

VOM LITURGISCHEN LEBEN IN ENGLAND

Am 29. März 1948 begann die liturgische Osterschule der „Society of St. Gregory“, einer liturgischen Vereinigung, die unter dem Präsidium Seiner Eminenz Kardinal Griffins steht, in Nottingham. Die Schule wurde mit einem Begrüßungswort des Bischofs von Nottingham, Msgr. E. Ellis, eröffnet. Er empfahl darin besonders das Studium und den Gesang des gregorianischen Choral. Fr. Agnellus Andrew O.F.M. gab an der Osterschule einen Kurs über „Die Litur-

gie und das Zeitalter der Maschine“ und Fr. C. Howell sprach über „Bedeutung und Geschichte der heiligen Messe“. Die täglichen Choralübungen leitete Fr. J. Connelly. Zum Abschluß jedes Kurstages wurden in der Kathedrale Komplet und eucharistischer Segen gehalten. Die Osterschule schloß am Samstagmorgen mit einem Hochamt.

Das Thema der Sommerschule lautete: „Messe und Gemeinschaft im Lichte der Enzyklika ‚Mediator Dei‘.“ Das erste Referat, das Dom. Placid Dolan O.S.B. bot, verfocht die Forderung: „Gebt die Messe dem Volk“, worauf Fr. J. D. Crichton betonte, daß es gerade der Individualismus beim Gottesdienstbesuch sei, der die Laien daran hindere, die Messe als das Opfer des mystischen Leibes Christi zu bewerten. Fr. F. J. Ripeley schlug eine volkstümliche Bearbeitung der Enzyklika „Mediator Dei“ und die Herausgabe anderer gemeinverständlicher liturgischer Schriften vor. Dom. Elligott vertrat den Standpunkt, daß eine lebendige Liturgie in den Pfarren einer der besten Wege sei, um die Abgestandenen wieder zurückzugewinnen zu können. Er führte die liturgische Bewegung in Süddeutschland und Österreich als mustergültiges Beispiel für die Liturgiepflege an. Hierauf sprach Fr. Wingfield-Digby S.J. seine Überzeugung aus, daß der Erfolg der liturgischen Erneuerung davon abhängt, ob die Kinder erfaßt werden könnten und schlug Maßnahmen dazu vor. Als Vertreter der Laien redete Lt.Col. C. E. Hope einer Angleichung der persönlichen Frömmigkeit an die Liturgie das Wort. Die Diskussion bewegte sich hauptsächlich um die Frage, ob der Opfergang wieder eingeführt werden solle. Die praktische Arbeit der Sommerwoche galt der Übung des Choralgesanges (Vesper, Meßproprien, Begleitung).

S. Em. der Erzbischof von Liverpool hatte bei der Eröffnung der Sommerschule eine bemerkenswerte Ansprache über den gregorianischen Choral gehalten, von der wir zum Schluß unserer Berichterstattung eine kleine Zusammenfassung geben möchten: „Die Ideale der Kirche sind“, so sagte der Erzbischof, „nicht die Ideale der Welt. Deshalb ist, wie die Sprache, die Architektur, das Zeremoniell usw. der Kirche, auch ihr Gesang in vielem fremd. Die Kirche läßt im Gottesdienst gewiß auch die Polyphonie gelten, aber die mehrstimmigen Kompositionen müssen wesentlich am gregorianischen Gesang normiert sein. Leider herrscht heute vielfach ein Geist der Uninteressiertheit, wenn nicht gar der offenen Feindschaft, gegenüber dem Choral. Die Leute, die so eingestellt sind, sollten sich einmal von ausgebildeten Sängern gut ausgeführte Choralgesänge anhören.“ „Wie wir uns Mühe geben müssen, die Glaubenswahrheiten zu lernen“, so fuhr der Erzbischof fort, „ist es auch unsere Pflicht, darnach zu streben, jene Musik zu verstehen, welche die Kirche ohne Unterlaß als die beste Begleitung ihres Gottesdienstes angesehen hat. In dieser Sache, die ganz in den Bereich der kirchlichen Autorität gehört, ist jeder Christ in ernster Weise verpflichtet, persönliche Vorurteile beiseite zu stellen und sich anzustrengen, eines Sinnes mit der Kirche zu sein. Das aus dem Bewußtsein heraus, daß der Gehorsam gegen die Kirche Gehorsam gegen Gott bedeutet.“

Der Erzbischof von Liverpool schloß mit den Worten: „Wir sind davon überzeugt, daß dann, wenn es gelingt, das Volk zum Mitsingen des Chorals zu bewegen, dieses besser disponiert sein wird für eine vertiefte Einführung in die heilige Liturgie und ihre Bedeutung für das tägliche Leben.“ W. Heim S.M.B.

DIE ERSTE FERNSEHÜBERTRAGUNG EINER MESSE

bot das Weihnachtshochamt aus der Kathedrale von Notre Dame in Paris. Es ist damit ein neuer Zweig moderner Technik in den Bereich der heiligsten Geheimnisse gerückt; neue Perspektiven tun sich auf. In der prinzipiellen Beurteilung dürften sich kaum wesentlich neue Gesichtspunkte gegenüber der bloßen Tonübertragung ergeben. — Bei dieser Gelegenheit darf mit Genugtuung festgestellt werden, daß die kürzliche Werkraumnotiz über das Photographieren der Wandlung (1948, 11/12, 195) lebendige Zustimmung gefunden hat. Freilich gibt es noch immer Blätter (sogar Kirchenblätter), die solche Aufnahmen in ausgesprochen kitschiger Aufmachung bringen.

DAS HAUS GOTTES

DAS CHRISTLICHE KULTBILD, SEINE FORDERUNG AN DEN KÜNSTLER UND SEINE FORDERUNG AN DEN BESCHAUER

Wenn ich, als Maler, das Thema: Das christliche Kultbild, seine Forderung an den Künstler und seine Forderung an den Beschauer, bespreche, so meine ich damit jene Forderungen, die in den verschiedenen Richtlinien und Weisungen der Päpste über die kirchliche Kunst festgelegt wurden, sondern jene Forderungen, die dem Künstler vom Werke selbst gestellt werden. Wenn ein Maler z. B. ein Porträt malt, dann stellt das Bild selbst an ihn die Forderung, daß er das Wesen des zu Porträtierenden erfasse, daß er in einem bestimmten Sinne „objektiv“ werde, ganz unabhängig davon, ob der Darzustellende ein ihm entsprechendes Bild wünscht oder nicht.

Von dieser inneren Forderung, der der Künstler in seinem Gewissen verpflichtet ist, wenn das, was er malt, wirklich ein Kunstwerk sein soll, möchte ich sprechen.

Da das christliche Kultbild ein Teil christlicher Kunst ist und der Begriff „christliche Kunst“ vielfach unklar ist, möchte ich vorerst ganz kurz umreißen, was ich unter christlicher Kunst verstehe. Denn das Kultbild muß selbstverständlich alle Voraussetzungen eines christlichen Kunstwerkes haben.

Für gewöhnlich bezeichnet man als „Christliche Kunst“ alle Kunst, die ein christliches Thema darstellt, etwa die Hl. Dreifaltigkeit, das Leben Jesu, Marias oder der Heiligen, die Kirche usw.

Christliche Kunst muß aber viel tiefer gesehen werden. Sie ist nicht allein vom Thema her erfassbar. Es ist nicht alles, was ein christliches Thema „behandelt“, auch schon christliche Kunst. Denken sie an Rilkes Gedicht: „Im Ölbaumgarten“, das wohl zum Motiv Christus am Ölberg hat, dieses aber ganz unchristlich darstellt.

Christliche Kunst muß alle wesentlichen Voraussetzungen jeglichen Kunstwerkes haben! Darunter verstehe ich vor allem die in einer sinnvollen Form zum Ausdruck gebrachte Ergriffenheit des Herzens durch den Geist. Das „Können“ ist dabei nur Hilfsmittel, nie Selbstzweck. Christliche Kunst ist, wie die Kunst im allgemeinen, nie Nachahmung der Natur, sondern selbst irgendwie neue Schöpfung. Im übrigen schließt ja der bekannte Satz: „Kunst ist Nachahmung der Natur“ im vorhinein die Möglichkeit christlicher Kunst aus, denn diese kommt aus der Schau der übernatürlichen Wirklichkeit.

Christliche Kunst wird dem Ungläubigen nur in ihren, ich möchte sagen, „natürlichen“ Werten jeglicher Kunst zugänglich sein. Ihr innerstes

N.B. Wir bringen in dieser Sparte Beiträge zu den Problemen des modernen Kultbaues, Kultbildes usw. Die heute veröffentlichten Arbeiten schließen sich an die Besprechung in unserem Institut vom 1. Oktober 1948 an.

Geheimnis aber wird diesem verschlossen bleiben. Zu dem hat nur der Gläubige Zugang, sofern dieser wieder die „natürlichen“ Voraussetzungen für die Begegnung mit einem Kunstwerk im allgemeinen hat, was heute leider sehr selten der Fall ist.

Es darf auch nicht übersehen werden, daß Kunst und Leben, das Leben des Künstlers und sein Werk, aufs engste miteinander verbunden sind.

Daraus folgt, daß christliche Kunst nur aus einem christlichen Leben und Erleben kommen kann! Das heißt: Christliche Kunst muß immer religiöse Kunst sein, ungleich mehr noch, wie schon die Kunst im allgemeinen an den Bereich des Religiösen grenzt. Der Urgrund aller Kunst ist ja der Logos, durch den alles geworden ist. Der Urgrund der christlichen Kunst ist das fleischgewordene Wort, der menschgewordene Logos, Christus, der HERR, das „Ursymbol“, das gleichsam Sinnbild und Wirklichkeit in einem ist, in Brot und in Wein und in Menschengestalt.

Darum beginnt christliche Kunst auf dem Altar, der Stätte des sich immer neu vollziehenden Liebesopfers Christi, dem Stein, aus dem der Quell der Liebe bricht. Christliche Kunst heiße ich darum alle Kunst, die aus dieser Liebe kommt. Sie ist das Sinnbild des durch die Liebe, den Geist erneuerten Angesichtes der Erde.

Unter kultischer Kunst verstehe ich alle Kunst, die unmittelbar in einem inneren Zusammenhang mit dem Geschehen auf dem Altar steht. Nicht alles, was heute auf dem Altar steht, ist kultische Kunst.

Der christliche Kult selbst ist ja auf Erden das erhabenste Kunstwerk, weil in seiner Mitte das Ursymbol ist, das Sinnbild und Wirklichkeit in einem ist, das in Christi Fleisch gewandelte Brot und der in Sein Blut gewandelte Wein.

Das eigentliche Altarbild kann daher nur ein Bild des Herrn sein*) Der Altar ist ja der Thron des Lammes, ja sogar Sinnbild des Herrn selbst.

Ihm zunächst ist das Bild der Gottesmutter, dann erst kommen die Bilder der Heiligen. Jede Durchbrechung dieser Ordnung hat ihre Folgen. Wir dürfen nicht vergessen, daß sich alles, was wir sehen, in uns einprägt. Wenn wir daher im Gotteshaus das Bild einer falschen Ordnung haben, prägt sich dieses Bild den Gläubigen ein und das hat seine Folgen.

Im Kirchenraum gibt es neben dem Kultbild auch noch andere Bildwerke. Ich möchte sie „Andachtsbilder“ nennen. Sie stehen nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Kult, mit dem Gottesdienst der Gemeinde. Sie dienen der privaten Andacht und Betrachtung. Etwa der Kreuzweg und die einzelnen Heiligenbilder. Diese Bilder müssen wohl den Forderungen christlicher Kunst entsprechen, jedoch nicht den Forderungen des Kultbildes.

Es ist in der Kirche für alle Gestaltungsweisen der Kunst ein Raum vorhanden! Es darf nur ihre innere Ordnung nicht durchbrochen werden. Es ist ein Irrweg, ein Bild privater Andacht als Altarbild zu nehmen.

Zum Schluß noch einige Vorschläge zum Problem: Wie kommen wir wieder zu wirklich „christlicher Kunst“ in unseren Kirchen — die For-

*) Die Möglichkeit eines eigenen Bildes Gott Vaters außer dem menschlichen Vatergleichnis, möchte ich zur Diskussion stellen, nachdem der Herr sprach: „Wenn ihr mich kenntet, würdet ihr auch meinen Vater kennen. Von nun an kennt ihr ihn, ihr habt ihn ja gesehen.“ (Joh. 14. 7.) Und: „Wer mich gesehen hat, hat auch den Vater gesehen!“ (Joh. 14, 9)

derungen an die Künstler habe ich ja schon deutlich genug herausgestellt — und wie zu einem besseren Verständnis des Kirchenvolkes und des Klerus für sie.

Ich sehe zwei Möglichkeiten:

1. Der Weg über Anordnungen und Kommissionen. Es wäre denkbar, daß durch eine Verordnung alles christliche Bildwerk einer Kommission zur Prüfung, nicht nur auf seine Anstößigkeit gegen Glaube und Sitte, sondern auch auf seinen künstlerischen Wert vorgelegt werden muß. Dieser Weg wird, wie die bisherige Erfahrung zeigt, nicht sehr erfolgreich sein, weil er einem Übel, das nur von innen her geheilt werden kann, von außen beikommt.

2. Viel wichtiger ist es, mit richtiger Kunsterziehung dort zu beginnen, wo das Bild des Glaubens dem Menschen fürs Leben eingeprägt wird: beim Kind. Das ist ein viel schwierigerer Weg, mit keinen Augenblickserfolgen, ein Weg auf lange Sicht, weil er nicht einmal bei der Wurzel, sondern beim Keim, beim Samen beginnt.

Da in unserer Zeit in den meisten Fällen das Elternhaus versagt, sehe ich hier eine bedeutende Aufgabe des in der Katechese tätigen Klerus. Wie überhaupt das Kunstverständnis des Klerus für das Aussehen des Kirchenraumes von ausschlaggebender Bedeutung ist!

Es müßte den entscheidenden kirchlichen Stellen und den Eltern doch einmal die Verantwortung zum Bewußtsein kommen, die sie tragen für das Bild des Glaubens, das sie dem Kinde, in seinen entscheidenden Jahren einprägen. Es ist irrig, für das Kind jede Glaubenswirklichkeit verniedlichen zu wollen. Vielfach geschieht dies ja nur deshalb, weil man selbst ein verzerrtes Bild in sich trägt. Man denke nur an das Weihnachtsgeschehen, das bis ins Märchenhafte entstellt wird, an das völlig falsche Bild der Engel, an ihre Verweiblichung usw.

Welches Bild unseres Glaubens bietet sich heute doch einem Nichtchristen in unseren Kirchen dar? Käme er ohne weiteres darauf, daß die Kirche das Haus des lebendigen Gottes ist? Käme er darauf, daß Christus der Herr, in der Kirche das Größte ist, was wir haben. In vielen Fällen würde er ein chaotisches, entstelltes Bild unseres Glaubens gewinnen. Ist es nicht ein bedenkliches Zeichen, daß im Laufe von drei Jahrhunderten, vielerorts das Retabel, mit Darstellungen aus Heiligenleben ins Ungeheure wächst und gleichzeitig das wichtigste Bild auf dem Altar, das Kreuz, an Größe abnimmt, bis es zu einem lächerlich kleinen Emblem darauf wurde, das man womöglich nur zur Messe darauf stellt, weil es eben Vorschrift ist, daß dabei auf dem Altar ein Kreuz sei. Es ist dadurch selbstverständlich nichts gesagt, gegen jene überdimensionalen Bilder des verklärten und thronenden Herrn, hinter dem Altar, in der Apsis des frühchristlichen Kirchenraumes, wohl aber habe ich Bedenken gegen das überdimensionale Retabel mancher Barockaltäre, mit Heiligendarstellungen; bis zur Huldigung des jeweiligen Herrscherhauses.

Was fordert nun das Kultbild vom Künstler?

1. Daß sein Leben mit dem Darzustellenden Verbindung habe. Daß er an das glaubt, das er zu bilden hat. Das beinhaltet, daß der Künstler mit dem Herrn sakramental verbunden sein muß, daß er aus dem Geiste der Liturgie schaffe — objektiv —, wie schon gesagt wurde. Wozu, objektiv ist nicht gleichbedeutend mit unpersönlich, denn der Mensch, der in der

Liebe Christi steht, wird je mehr er persönlich, d. h. Person ist, desto unpersönlicher, das ist selbstloser, objektiver, aus dem neuen Gebot Christi heraus: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe“, liebt er bis zur Selbstaufopferung.

2. Es fordert, daß das Werk wirklich ein Kunstwerk sei, d. h., daß es gekonnt sei, daß es eine Wirklichkeit in einer sinnvollen Form überzeugend zum Ausdruck bringe, daß es irgendwie eine neue Schöpfung sei, daß es Ergriffenheit des Herzens durch den Geist bezeuge. (Den Einfall.)

Es fordert die Darstellung in der wesentlichen Gestaltungsweise! Ich sage damit nicht, daß es eine kultische Gestaltungsweise gibt oder einen „Kultstil“, wie es ja auch keinen „Kirchenbaustil“ gibt. Aber es gibt eine wesentliche und eine weniger wesentliche Gestaltungsweise! So, wie der einstimmige Kultgesang, der Choral, der wesentlichste ist, so ist in der Malerei die Gestaltungsweise die wesentlichste, die ihre Grenze nie überschreitet, d. h., die im Bildelement der Malerei, in der Fläche, bleibt, die nicht illusionistisch den Schein, sondern das Sein darstellt. Man wird z. B. in den Bildern der ausgeprägtesten kultischen Malerei (der Romanik und der Ikonen) keine perspektivische Raumdarstellung finden, obwohl diese Maler, wie wir, mit zwei Augen räumlich sahen und selbstverständlich auch einen Raum hätten perspektivisch darstellen können, was ja konstruktiv viel leichter ist. Es ist bezeichnend, daß der Beginn der perspektivischen Darstellungsweise zugleich der Beginn der Auflösung des Kultbildes ist.

So wie „im Kult nicht die Zeit des Chronos gilt, unsere mit dem Chronometer gemessene Zeit, sondern die Zeit des Kairos, der rechte Augenblick Gottes: Meine Zeit ist noch nicht gekommen, spricht der Herr —“ (Dr. P. Petrus Maierhofer, O.S.B.), so erfordert das Kultbild keinen irdischen Standpunkt, von dem aus sich Perspektive, im üblichen Sinne ergibt, sondern einen überirdischen, von dem aus die Wirklichkeit, der Raum, der Gegenstand in seiner Ganzheit umschaut wird. Hans Sedlmayr hat in seinen Ausführungen auf den Salzburger Hochschulwochen 1948 sehr richtig bemerkt, wie lächerlich es ist, diese Schauweise primitiv zu nennen, und daß wir die eigentlich Primitiven sind, die wir diese ganzheitliche Schau nicht als die viel wesentlichere erkennen.

Das Kultbild stellt nicht nur an den Künstler Forderungen, es erfordert auch beim Beschauer bestimmte Voraussetzungen.

1. Er muß die Fähigkeit zu einer Begegnung mit einem Kunstwerk im allgemeinen haben. Eine Fähigkeit, die heute weitesten Kreisen, gebildeten und ungebildeten, gläubigen und ungläubigen und leider auch einem guten Teil des Klerus abhandengekommen ist.

Bedauerlich ist besonders das Fehlen eines ursprünglichen, unverbildeten Gefühles für das Echte, das Fehlen eines selbständigen, vorurteilslosen Schauens. Das gilt nicht nur für die bildenden Künste. Der Verlust der Sinnbildlichkeit des Wortes ist eine ebenso traurige Tatsache, die sich bis in den Kult hinein auswirkt. (Karsamtagsliturgie.) Wenn am hellen Morgen „In dieser Nacht usw., Die abendliche Lichtopfer usw.“ gesungen wird. Es ist nicht zufällig, daß die Vorverlegung des Nachtgottesdienstes auf den Morgen zur gleichen Zeit geschah, als die Auflösung des Kultbildes begann. (14. Jhdt.)

2. Ist für das Verständnis eines Kultbildes gleichfalls ein christlicher

Glaube, ein christliches Leben, ein Leben aus der Liturgie erforderlich. So, wie früher die Katechumen nicht zur eigentlichen Messe zugelassen wurden, weil sie diese noch nicht begriffen hätten, so wird auch der Ungläubige, Halb- und Nochgläubige nie das innerste Geheimnis des Kultbildes erfassen können. Ihm werden nur die allgemeinen Kunstwerte des Bildes erfaßbar sein, aber zum Kern wird er nicht kommen.

Hier wäre auch die Frage des Kitsches zu erörtern. Es gibt leider so etwas, wie einen religiösen, frommen Kitsch. Ich meine nicht den Kitsch industrieller Massenproduktion christlicher Dévotionalien, der ja unfromm ist, sondern den Kitsch aus Überzeugung. Vieles kann man wegen des künstlerischen Unvermögens ablehnen. Aber es gibt auch „gekonnten“ Kitsch, der aus gläubigen, frommen Herzen kommt, dessen Bild aber nicht der vollen Wirklichkeit entspricht und deshalb abzulehnen ist. Wenn z. B. dem Kinde der Herr Jesus grundsätzlich nur als Jesulein mit gekraustem Haar dargestellt wird usw. Ich habe einmal einem Religionslehrer vorgehalten, warum er denn so schlechte Bilder für den Religionsunterricht verwende. Ich bekam zur Antwort: „Ja, ich gebe zu, die Bilder sind Filmbilder, aber für die Kinder sind sie gut genug!“

Zur Illustration der Religionsbücher und zum Religionsunterricht dürften nur die besten Werke christlicher Kunst verwendet werden. Ihre Reproduktion kostet um keinen Groschen mehr, als die Reproduktion minderwertiger Werke. Man sage nicht, dem Kinde sind die Werke hoher Kunst nicht zugänglich, es verstehe sie nicht. Dem Kinde ist gerade die wesentlichste Gestaltungsweise der bildenden Kunst die entsprechendste. In den Werken höchster christlicher Kunst sind in ehrfurchtsvoller Scheu die letzten Geheimnisse des Göttlichen verhüllt. Das entspricht durchaus unserem Erkennen, das auch vor letzten Geheimnissen bleiben wird. Es ist daher falsch, im Bilde alles „plausibel“ machen zu wollen oder dies vom Künstler zu verlangen.

Ergänzend zu einer wesentlicheren Kunsterziehung des Klerus — Kunstgeschichte bzw. Stilgeschichte an der theologischen Fakultät genügen nicht —, müßte wenigstens der Versuch einer Kunsterziehung des Kirchenvolkes gemacht werden. Grundsätzliche, aber auch praktische Fragen (christliche Heimgestaltung usw.) müßten erörtert werden. Das äußere Bild der Kirchenblätter müßte mit viel mehr Verantwortung gestaltet werden; nicht lediglich nach geschäftlichen Rücksichten, weil eben der Kitsch mehr gekauft wird, als ernste Kunst.

So müßte von allen Seiten her ein wahres Bild des Glaubens gestaltet werden. Dann wird wieder die Voraussetzung geschaffen für ein neues Antlitz unserer Kirchen. Denn: „Schauervoll ist diese Stätte. Hier ist Gotteshaus, des Himmels Pforte. Und man wird sie nennen: Halle Gottes.“ (Ps. 83, 2—3.) Und: „Diese Stätte ist von Gott geschaffen, unvergleichliches Geheimnis, untadelig.“ Und wahr werden wird das Wort der Apokalypse: „In jenen Tagen sah ich die Heilige Stadt, das neue Jerusalem, aus dem Himmel von Gott herniedersteigen, ausgestattet wie eine Braut, die sich geschmückt hat für ihren Bräutigam.“ Wie haben wir doch — vom Innen und vom Außen gesehen — diesen bräutlichen Schmuck entstellt, ausgetauscht gegen falschen, verhandelt. Möchten wir doch die Stimme dessen hören, der auf dem Throne sitzt: „Seht, ich mache alles neu!“

Salzburg

Karl Weiser, akad. Maler

GEDANKEN ZUM MODERNEN KIRCHENBAU

Das moderne Bauen ist weitgehend vom positivistischen Geiste bestimmt. Im größten Gegensatze dazu steht der Bau der Kirche, weil hier ein geistiges Weltall darzustellen ist: Gebäude, Gemeinschaft, Leib, Seele und Christus. Es gilt, jene Totalität sinnlich anschaulich und nachfühlbar zu machen, die im modernen christlichen Menschenbild verkörpert ist.

Die Generation von gestern hatte einen anderen Zugang zum Göttlichen als die heutige; je inniger der Baugestalter mit den geistigen Nöten und Sehnsüchten unserer Zeit vertraut ist, desto überzeugender werden seine Schöpfungen Dienst an dieser irrenden, suchenden Generation werden.

Zu den Aufgaben des modernen Kirchenbaues gehört es, alle Belastungen zu erkennen, die den Zugang zum Hause des Herrn erschweren: Satter Besitz, hohler Prunk, Nachahmung, Theatralik, Pharisäertum und Zeitfremdheit! Das Wissen um diese Belastungen läßt eine Baugesinnung reifen, die unserer Notzeit gerecht wird. Es steht dem Gestalter eine Fülle von Möglichkeiten zur Verfügung, die als Raumwirkung, als Musik, als Farbe und Licht zusammenklingen, um mit baulichen Mitteln Nachfolge des Herrn zu sein. Hier darf es kein Stehenbleiben geben, kein Verweilen in ausgefahrenen Geleisen! Freilich wäre es viel bequemer, Bewährtes immer wieder zu verwenden, aber jede Zeit sucht den ihr adäquaten Ausdruck, und wenn sie in allen Werten wankend geworden ist, dann wird dies auch in einem Tasten und Suchen ihrer gebauten Werke zum Ausdruck kommen.

Einige wesentliche Gesichtspunkte dürfen genannt werden:

Vor allem der Drang nach Echtheit, nach christozentrischem Gottesdienst ohne ablenkendes Nebenwerk, sowie die Forderung nach phrasenloser, lebendiger Gemeinschaft. Das religiöse Sein, die religiöse Tat, werden das Entscheidende, nicht religiöse Äußerlichkeit! Der Architekt, der selbst in diesem Werden steht, wird sich immer wieder gegen alle träge Konvention wehren müssen und wird fortwährend gegen alle Versüßlichung, Verniedlichung und billige Imitation im Kampfe stehen. Dabei wären folgende Grundsätze zu bedenken:

1. Der Mittelpunkt des Gottesdienstes ist das eucharistische Opfer; was davon ablenkt, ist von Übel. Das Volk neigt wohl zu einem ungunstigen Vielerlei mit Nebenaltären, Opferstöcken, Gedenkstätten u.s.f., das gerade den Außenstehenden abstoßen und ihm irrtümlich Anlaß zu „magischen“ und fetischistischen Vorstellungen geben kann. Daher muß der Altar und seine engere Umgebung die zentrale Bedeutung haben.

2. Der Neu- oder Umbau einer Kirche soll nicht nur nach Aussprache mit den verantwortlichen Priestern geplant werden, sondern es wären auch Laien aus jenen Ständen zu befragen, für die der Bau besonders errichtet werden soll und auf die er abgestimmt sein muß.

3. Da der Kirchenbau dem geistigen Leben der jetzigen Generation entsprechen soll, müssen grundsätzlich Anleihen aus früheren Stilperioden (gotische, barocke und Rokokoformen) vermieden werden. Solche Nachbildungen geben bloß zu, daß das religiöse Wollen, welches hier am Werk ist, noch gar kein eigenes Gesicht besitzt.

Jeder Planung für religiöse Zwecke (Kirchen, Kapellen, Kriegerfriedhöfe und Gedenkstätten) muß ein genaues Studium über die ortsgewachsenen Baueigentümlichkeiten vorausgehen, um den landschafts-

gebundenen Charakter zu erfüllen und in den neuen Formen durchscheinen zu lassen. Arbeiten, die nach 1840 entstanden sind, dürfen wohl nur in seltenen Fällen als richtunggebend angesehen werden.

5. Lange hat der moderne Kirchenbau sich nur in verstandesmäßiger Weise bewußt von früheren Stilformen absetzen wollen und ist damit einer ungesunden Novitätssucht verfallen. Dadurch entstanden jedoch nicht zeitgemäße Kirchen, sondern „Seelensilos“ und „Gebetskasernen“. Zur Überwindung der Daseinsangst und Depression bedarf es nicht drückender nüchtern-kalter Konstruktionen, sondern wehevoller, heimeliger Räume, die von der Heiterkeit des Erlöstseins durchströmt sind. Solche Kirchen werden auch von der Jugend gefunden werden!

6. Der Ruf nach Ehrlichkeit läßt grundsätzlich alle Imitation als unmöglich erscheinen. Nirgends mehr scheinen wollen, als ein verwendetes Material wirklich ist! Keine Vortäuschung von Marmor oder Steinmauerwerk durch Farbe oder Putz! Dafür aber wieder Bekenntnis zu echter Handarbeit. Gerade der Putz wird meist zu seelenloser Glätte verrieben, anstatt die Mauerhaut durch das Sichtbarlassen des Handstriches im Putz lebendig wirken zu lassen. Auch Eisen darf nur schmiedemäßig bearbeitet sein, Beton muß durch Oberflächenbearbeitung erst von der ungunstigen Wucht des Materiellen befreit werden.

7. Eine besondere Gefahr ist das Ornament geworden, weil es fast nur noch in kunstloser Schablonenarbeit hergestellt wird und meist in wertlosen naturalistischen Mustern besteht. Für die Kirche darf es nur Konzentrierung auf das Wesentliche, also Stilisierung geben: daher nur echte Handmalerei, sparsam und dort angebracht, wo wirklich eine Notwendigkeit besteht. Das Ausmalen der Kirche nur um der Buntheit der Farben wegen führt nur zu Kitsch und Minderwertigkeit. Farbtöne wie orange und violett sind fast ausnahmslos schlecht, grelle Farben sind überhaupt zu vermeiden. Zur Farbe gehört das Licht. Nie soll der Kirchenraum so belichtet sein, daß sein Hellsein nur technisch-nüchtern wirkt und sich in nichts von gewöhnlichen Bauten des Alltags unterscheidet. Hier liegt höchste Kunst darin, das innere Hellwerden, das geistige Lichterfülltsein errahnen zu lassen und „zum Lichte“ zu führen.

8. Oftmals müssen Werkhallen, öffentliche Säle und Provisorien zu Notkirchen gemacht werden. In solchen Fällen, die sich stets mehren, muß das ganze Gewicht der Gestaltung auf den Altar und die Altarabschlußwand gelegt werden. Opfertisch wichtig und würdevoll, malerische oder plastische Ausschmückung der Rückwand, das muß der einzige mächtige Akzent solcher Räume sein, deren übrige Wände völlig neutral zu halten wären. Durch die heilige Zweckbestimmung des Raumes, besonders aber in einer Zeit der Auflösung der Begriffe von Ordnung, Gesetz, Einfügung und Zucht muß mehr denn je im Kirchenraum auf die göttlichen Lebensmächte hingelenkt werden. Daher sind alle problematischen Kunstexperimente gefährlich. Echte Kunst hat das Ewige so sichtbar zu machen, daß es die Seele im Guten berührt und erschließt.

9. In einem falschen Neumachen-wollen werden manchmal gute alte Stücke gegen schlechte Fabrikware vertauscht. Doch sind gerade solche alte Stücke in modernen Kirchen und Noträumen sehr geeignet, vom Alltag wegzuführen und auf das Höhere, Zeitlos-schöne hinzuweisen.

10. Ein charakteristischer Ausdruck der modernen Daseinsöde und Gefühlsarmut ist die fanatische Verwendung der geraden Linie im Bau.

Aber der Heimatraum darf mit Recht fordern, daß der einzelne Bau sich in ihn einfüge, und daher bestimmen auch die Berge und Hügel mit ihrem Rhythmus, welcher Art unser Bauen sei.

Wohl hat der Architekt nicht in erster Linie die Antwort auf die Frage nach dem letzten Sinn der Dinge zu geben, aber je fragwürdiger und erschütterter im Augenblicke vielen unserer Zeitgenossen die letzten Werte erscheinen, desto konstruktiver erweist sich als Halt die alles durchwaltende Schönheit, die — nach alter Weisheit — der Glanz des Wahren und Guten, im Bau der Kirche vollends Gottes Abglanz ist.

Salzburg

Arch. Helmut Gasteiner

DIE TECHNIK IM DIENSTE DES KULTES

Die Technik, die, mißbräuchlich angewendet, als Sklavengeißel die gegenwärtige Zeit in eine unvorstellbare Tragödie der Selbstzerstörung gejagt hat, die bisher nahezu ausschließlich der Materialisierung der Menschheit gedient hat, muß im Dienste des Kultes und einer im Geiste der Anbetung wirkenden Kultur sühnen! Eine solche Technik wird einen wertvollen Beitrag zu dem Preislied aller Künste leisten können, das zur Weihe des Allerheiligsten und zu Gottes Ehre formgewordenes Gebet und Opfer ist.

Die Kirche ist zeitlos und hat daher das Recht und die Pflicht der Anpassung an jede Situation des Menschengeschlechtes, sie kann und muß sich selbst aller Mittel bedienen, die die jeweilige Zeitepoche bietet, und sie muß sich der jeweiligen menschlichen Mentalität anpassen. Die Technik, die so viel zum Schlechten in der Gesamtentwicklung beigetragen hat, muß dabei einen hervorragenden Teil zum Guten in diesem Zeitalter der Technik übernehmen.

Das Ziel muß sein, zuerst das Gotteshaus und den Kult in der kleinsten Gemeinde wieder in den Mittelpunkt auch des kulturellen Lebens des Volkes zu setzen und es zum Sammelpunkt der besten Kräfte dieses Volkes zu machen, derjenigen, die es ernst mit dem Reich Christi nehmen. Diese Erkenntnis gibt das Recht und die Pflicht, neue Wege zu beschreiten, um auch mit Hilfe der „profanen Technik“ die künstlerischen Ausdrucksmittel zur höchsten Entfaltung zu bringen.

Sei es, daß von einer Kirchenkanzel ein Licht ausstrahlt, gleichsam als Versinnbildlichung des Wortes als Licht der Welt, sei es, daß ein Altartisch in einer allgemeinen Lichtdurchflutung noch besonders zum Leuchten kommt als Sinnbild des Heiles, das uns von dem täglichen Opfer kommt. „Licht und Schatten“, welche Macht ist in ihrer richtigen Verteilung gegeben, eine Macht, die so sehr auf den inneren Menschen einwirken kann, ja die Seele zu erschüttern vermag, daß sie bereitet wird, sich Gott hinzugeben.

Es kann sich aber nicht nur darum handeln, die möglichen Hilfsmittel bei Neubauten einzusetzen, sondern deren Einsatz muß gerade bei alten Kulträumen erfolgen, um die oft ungeahnte, bisher wirkungslose Schönheit einer Architektur, eines Bildwerkes erstrahlen zu lassen, um die meist ungünstigen akustischen Chorverhältnisse für eine Liturgie, die das Volk immer mehr als lebendig teilnehmende Gemeinde erfassen soll, zu verbessern und die Orgel und den Chor dem Altar näher zu bringen. —

Also eine Fülle von Aufgaben, die bei jedem Gotteshaus anders gestaltet sind. Dabei muß immer bedacht werden, daß jede geschichtliche Epoche ihre besonderen Ausdrucksmittel hat. Insbesondere in der höchsten Ausdrucksweise des geistigen Lebens, im sakralen Gottesdienst, wurde jeweils das Sinnbild der höchsten menschlichen Werte in der Zeitform geschaffen. Die Dome der Gotik, die Kathedralen der Romanik, die Kirchen des Barocks sind steingewordene Gebete, denen unsere Zeit bisher nichts an Form hinzuzusetzen vermag. Es wäre widersinnig, wollte man z. B. einen elektrischen Beleuchtungskörper für einen gotischen Dom oder einen Luster für eine romanische Basilika zu entwerfen versuchen. Zu dieser Zeit gab es eben keine Elektrotechnik und die Wachskerze allein kann in solchen Kirchen das sichtbare Leuchtmittel sein. Es gibt also für alle diese Dome, Kirchen und Kapellen nur das Licht selbst als Baustoff, aber keinen sichtbaren Beleuchtungskörper außer der Wachskerze. Das heißt, man kann sich die Lösung der Aufgabe nicht so bequem machen, einfach mehr oder weniger stilisierte Luster, Ampeln in antiker Form oder dergleichen in die Räume hineinzuhängen, sondern man muß mit Lichtstrahlen und Flächenaufhellungen operieren, die mit wohlervogener Verteilung von Licht und Schatten den Bau und die Bildwerke zur Wirkung bringen und in diesem Lichtraum noch besonders den Altar wie einen heiligen Gral, aber dezent beleuchten muß.

Man kann daher weder nach einem viel angewandten Schema etwa Büroleuchten aufhängen, wie dies als Musterbeispiele der Geschmacklosigkeit jetzt in so vielen Kirchen geschieht, oder etwa für teures Geld stilisierte Luster verwenden, die bereits in wenigen Jahren ebenfalls als Geschmacklosigkeit empfunden werden können, sondern man muß sich, sei es in der kleinsten Kapelle, sei es in einem Dom, erst durch ein liebevolles Studium des Raumes und experimentelles Auswägen der Lichtdurchflutung mit den besten Möglichkeiten vertraut machen, bevor der Entwurf, die theoretische Berechnung und die Ausführung erfolgt. Dabei muß die Lösung so sein, daß die Lichtquellen selbst in den Raum völlig unauffällig eingefügt werden.

Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Ausführungen in technische Einzelheiten einzugehen, doch soll zu dieser Frage noch ein kleiner Kommentar gegeben werden: Die größten Unzulänglichkeiten treten meist durch die direkte Beleuchtung, durch Blendung und durch zu grelles Licht auf. Neben ungeschützten Glühbirnen in offener Fassung werden Leuchten für direktes, indirektes und halbindirektes Licht verwendet, deren Lichtverteilungskurven denkbar ungünstig für diese Verwendung sind. Solche Leuchten lassen sich ebensowenig wie offene Glühbirnen (womöglich noch als Girlanden!) stilgerecht in einen Kultraum einfügen.

Die einzige Möglichkeit bleibt in der Verwendung von Tief- und Schrägstrahlern für direkte Beleuchtung mit verdecktem Einbau unter Verwendung der durch Rückstrahlung (z. B. von Wänden) oder Durchstrahlung gegebenen Möglichkeiten, die auch weitgehende architektonische Wirkungen zulassen. Man kann dabei auch Leuchtkörper in Art der Leuchtröhren verwenden, die nur ein Viertel des Verbrauches von Glühlampen gleicher Leuchtstärke haben und dadurch die schlechtere Wirtschaftlichkeit der Lichtausbeute bei indirekter Beleuchtung wieder ausgleichen.

Außerdem gibt es noch viele kleinere Aufgaben auf diesem Gebiete, z. B. der Ersatz kitschiger Glimmkreuze, die man so oft an Stelle des

ewigen Lichtes antrifft. (Siehe „Heiliger Dienst“, Folge 7/8, Jhrg. 1948, Seite 124.) Oder die so wenig schön wirkenden elektrischen Kerzen am Altar, oder die Glühlampengirlande um das Muttergottesbild, womöglich jahrmachtschreierisch mit roten, grünen und blauen Birnen.

Und wie es dringend nötig ist, die Ausleuchtung experimentell und künstlerisch wohl auszulegen, ebenso ist es auf dem akustischen Gebiet nicht möglich, einfach durch Aufstellung von Mikrophon und Lautsprechern die Lösung spontan zu finden und sich sehr einfach zu machen, was diesem Gebiet bereits soviel Schaden und Ablehnung zu Unrecht zugefügt hat, sondern es ist nötig, die Nachhällerscheinungen, die gerade in hohen Kirchenräumen mit vielen Reflexionspunkten auftreten, eingehend zu studieren, bevor man eine zufriedenstellende Lösung finden kann. — Gerade die Elektroakustik bietet noch ungehobene Möglichkeiten für Aufnahme und Wiedergabe von Orgel und Gesang.

Um so mehr aber, als manchmal auch das Volk aus der Kirche hinaus-schreiten muß, um im Freien zu feiern. Nichts wirkt auf den Nicht-gläubigen stärker missionierend als der Anblick eines gläubig feiernden Volkes... dies darf man nicht vergessen und dafür müssen alle gegenwärtigen Hilfsmittel eingesetzt werden!

Die Gemeinschaftsmesse erfordert die Sammlung des feiernden Volkes um den Altar; somit muß auch der Chor und dessen Leiter seinen Platz wieder mehr in unmittelbarer Nähe des Altares haben. Es ergibt sich dadurch auch das Problem der Orgelbetätigung von einem Orgeltisch im Altarraum. (Werden dann noch die Glocken von demselben Altarraum aus fernbetätigt, so kann eine ganz starke Geschlossenheit der Meßfeier erzielt werden. Gehört doch auch der Glöckner zur feiernden Gemeinde!) Dafür nun kann die Technik ganz unauffällig ihre Dienste leisten.

Zur Vermeidung von Mißerfolgen ist es freilich notwendig, die Einführung dieser Hilfsmittel nicht dem Geschmack mittelmäßiger handwerklicher Dutzendausführung zu überlassen. An Hand einzelner überragender Musterbeispiele in jeder Diözese müßte gemeinschaftlich durch religiös tief empfindende Menschen, die auf dem Gebiet der Liturgie, der Kirchenmusik, der Architektur, Bildhauerei und Malerei, Goldschmiedekunst, Weberei und Stickerei und nicht zuletzt eben der Technik eine Harmonie herzustellen in der Lage sind, den Weg zu einer künstlerischen Entrümpelung und schöpferischen Neugestaltung unserer Kulträume in einer, unserer Zeit entsprechenden Weise gegangen werden. — Solche Laienarbeitsgemeinschaften sollen sich als das tragende Element des Werkschaffens in jeder Diözese dieser Arbeit an einigen konkreten Beispielen annehmen und damit an praktischen Aufgaben zu besten Lösungen zu kommen versuchen. Das Liturgische Institut will sich gerne die Förderung aller dieser Bestrebungen angelegen sein lassen. Mögen so Gotteshäuser geschaffen werden, die im Inneren durch die Zusammenarbeit gläubiger und schöpferischer Menschen Formschönheit gewinnen, die die Liebe Gottes prägt. Durch ihren Dienst am Heiligsten kann aber auch die Technik sühnen und mitbauen an der Überwindung des todbringenden Materialismus, an der Christusgemeinschaft der Liebe, deren sichtbarer Ausdruck das Gotteshaus ist.

DDr. Harry Weißmann

BÜCHER- UND SCHRIFTEN

Wachstum im Geiste. Ein Buch priesterlicher Betrachtung. Von Bischof Paul R u s c h. Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 1949, 376 S., geb., S 24.—. — Nach einer allgemeinen Einleitung über Bedeutung, Aufgabe und Methode des betrachtenden Betens folgen Erwägungen aus den drei hauptsächlichsten Stoffgebieten: Heilige Schrift (die acht Seligkeiten), Missale (Osterwoche), Leben. Die Betrachtungen aus dem Leben behandeln Themen von brennendster Aktualität, die für eine volle Entfaltung der priesterlichen Persönlichkeit von entscheidender Bedeutung sind. Die Anwendung der christlichen Grundhaltungen auf das praktische Leben mit seinen Forderungen und Spannungen wird mit wohlthuender Klarheit und packender Eindringlichkeit vollzogen. Wer an der Hand dieses Wegweisers eine ernste Prüfung und zielstrebige Ordnung seines Lebens vornimmt, wird sicheren Weges zu innerer Fülle, Freude und Stärke gelangen.

Das Hohelied der heiligen Messe. Von Maurice Z u n d e l. Rex-Verlag, Luzern, 1948, 304 S., brosch., sfr. 8.—. — „Eine Darstellung des Universums im Lichte des alle Zeiten erlösenden Liebesopfers des göttlichen Lammes“, so nennt der Verfasser selbst sein Werk. Er will also nicht eine dogmatisch-liturgische Schau des eucharistischen Opfers bieten; auch nicht im eigentlichen Sinne Betrachtungen über die Messe. Das, und die Tatsache, daß das Buch aus dem französischen religiösen Empfinden geformt ist, muß man sich bei der Lektüre des Werkes vor Augen halten. Was aber dann an Schönerm, Ewigkeitsgültigem über das Meßopfer gesagt ist, hebt den Blick über alle Weiten in die unendliche Welt der Übernatur, ist in Wahrheit ein „Hohelied der heiligen Messe“.

Introibo. Lesungen und Erwägungen über das Missale. Von Paul de Chast on a y. Verlag Benziger Einsiedeln—Köln, 1941, geb., sfr. 6.—. — Ein Priesterbuch, eine Fülle von Gedanken! Die lateinischen Kapitelüberschriften sind — wie der Titel des Buches — dem feststehenden Text des Missale entnommen, nur einmal unterbrochen von einer „Rubrik“ („quiescit aliquantulum“, nach Empfang der hl. species!), Persönliches Gedankengut, Väterstellen und Theozitate ranken sich ineinander und machen uns mit der heiligsten Handlung

vertraut. Vom Altare aus, darauf sich die klassisch-klaare Struktur der römischen Meßliturgie aufbaut, eröffnen sich tiefe Blicke in das Priesterleben und Priesterwirken. P. Pirmin Morandell

Das Schöne als Weltanschauung im Lichte der platonisch-augustinischen Geisteshaltung. Von P. Dr. Josef Staudinger S.J. Verlag Herder, Wien, 1948, 334 S., geb., S 25.—. — Diese Studie will nicht eine kritisch-wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen Schulmeinungen sein. Sie bekennt sich vielmehr klar und eindeutig als eine Darstellung der platonisch-augustinischen Schönheitsauffassung. Auf diesem Boden stehend entwickelt Staudinger eine Philosophie und Theologie des Schönen. Von ganz besonderer Bedeutung sind hierin die Fragen um die Folgen der Erbsünde im Bereich des Kreatürlich-Schönen. Nur im Lichte der Heilsgeschichte, im Lichte Jesu Christi, der da ist „Abglanz des Vaters“, kann vom Christen das tiefste Wesen des Schönen erfaßt werden. In einem weitgespannten Bogen und von einem eindeutig bezogenen Standpunkt alle diese Wahrheiten dargestellt zu haben, ist zweifellos ein großes Verdienst dieses Buches. Es wäre zu begrüßen, wenn auch von jenen grundsätzlichen Betrachtungsweisen aus, die man sich als Ergänzung zu dieser Darstellung wünscht, ähnlich umfassende Studien geboten würden. —n

Die acht Seligpreisungen Jesu. Gedeutet von Josef Ernst M a y e r, Pfarrer. Verlag Herder, Wien, 1948, 104 S., Pappband, S 10.40. — Es ist keine leichte Aufgabe, die hohen, radikalen Forderungen der Bergpredigt an den heutigen Menschen heranzubringen. Pfarrer Mayer findet jedoch eine Sprache, die ganz das Kolorit der modernen Zeit trägt und das „Christentum Christi“ wieder aufleuchten lassen will im Gegensatz zu dem bürgerlichen und bequemen Christentum, das man sich oft selbst zurecht zimmert. Freilich wird die Spannung spürbar zwischen der sakralen, wehevollen Sprache der Heiligen Schrift und der Diktion, wie sie hier Anwendung findet. Jedenfalls können die Erwägungen als ernste Gewissenserforschung und eindringliche Mahnung zu ganzheitlicher und wesentlicher christlicher Lebenshaltung aus dem Geist der Bergpredigt einen überaus wertvollen Beitrag leisten zur Heimführung zu Christus. P. F. B.

Grundriß des geistlichen Lebens. Von Abt Ludwig Blossius O.S.B. Aus dem Lateinischen übertragen von Dr. P. Robert Löhner O.S.B. Benziger Verlag, Einsiedeln—Köln. Reihe „Licht vom Licht“, Bd. 8, 1948, 168 S. — Es ist überaus erfreulich, daß in einer geschmackvollen modernen Ausgabe und Fassung dieses Werk des bekannten Benediktinerabtes des 16. Jahrh. auch der heutigen Zeit leichter zugänglich gemacht wird. Abt Blossius verbindet in seinen asketischen Schriften tiefste Sachkenntnis und Klarheit mit Wärme, ja innerer Glut, so daß nicht bloß der Geist erleuchtet, sondern auch das Herz entzündet wird. Er charakterisiert selbst seine Schrift in der Widmung folgenderweise: „Ich habe mir in diesen Tagen einen Grundriß des geistlichen Lebens in schmuckloser, allgemein verständlicher Fassung zusammengestellt. Die Gedanken dazu sind verschiedenen

Frucht lebendiger Frömmigkeit des ganzen christlichen Volkes. Die Wurzeln dieser frommen Übung gehen bis in das Jahr 1000 zurück; sie hat sich seither zu einem prächtigen weitreichenden Baum entwickelt, so weit der Raum der Kirche selber ist. Katholische Frömmigkeit ohne Rosenkranz ist nicht mehr denkbar. W.W.

Weisheit der Wüste. Von Johannes Cassianus, Auswahl und Übertragung von P. Alfons Kemmer O.S.B. Benziger Verlag, Einsiedeln—Köln, Reihe „Licht vom Licht“, Bd. 7, 1947, 199 S., sfr. 9.20. — Die Schriften des Johannes Cassianus (5. Jahrhdt.) zählen im Mittelalter zu den meistgelesenen geistlichen Büchern des Abendlandes. Schon der heilige Benedikt hat sie in ihrer Bedeutsamkeit erkannt und empfiehlt sie ausdrücklich in seiner Mönchsregel. — Wer in die Auswahl, wie sie hier vorgelegt wird, Ein-

Eine Hilfs- und Werbeaktion

des Liturgischen Institutes

Um einer möglichst universellen Erziehung der Gläubigen zur Mitfeier der Messe zu dienen, veranstaltet das Liturgische Institut eine Hilfs- und Werbeaktion, indem es eine größere Anzahl von außerordentlich verbilligten Meßbüchern und Meßtexten bereitstellt:

„DAS KLEINE MESSBUCH“ wird in einer kartonierten, aber strapazfähigen Ausgabe zum Preis von nur S 2.20, die Meßtexte für alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres mit Umschlag und Inhaltsverzeichnis zum Preis von nur S 3.50 abgegeben.

„Das Kleine Meßbuch“ ist sowohl durch seine Einführung als auch durch den vollständigen lateinisch-deutschen Text (Ordo) in Zweifarbendruck, durch den Gebets- und namentlich durch den Notenanhang für die liturgische Unterweisung der Jugend, für das Auflegen bei gemeinschaftlichen Gottesdiensten, für Wanderungen usw. in ganz besonderer Weise geeignet.

Da es sich um eine Sonderaktion handelt, sind Bestellungen mit Berufung auf diese Ankündigung direkt an das Liturgische Institut zu richten.

Vätertexten entnommen. Ich wollte damit gleichsam einen Plan zur Hand haben um meine Lebensführung ständig zu überprüfen... Die vertrauteste Freundin der Frömmigkeit ist die Einfachheit. Sorgfältig ausgeklügelte Worte mögen die Herzen wohl zu ergötzen, durchdringen sie aber nicht.“

Die Geschichte und Gebetsschule des Rosenkranzes. Von Franz Michel Wilam, Verlag Herder, Wien, 232 S., drei ganzseitige Bilder, Hlwd. mit Schutzumschlag, S 21.80, 1948. — Der Rosenkranz, der Psalter des Volkes, ist nicht legendären Ursprunges, sondern die

sicht nimmt, wird erkennen, daß Cassian auch heute noch durchaus Beachtung verdient. Mit wunderbarer Klarheit und Diskretion werden die Gesetze des geistlichen Lebens behandelt. (Kampf gegen die Sünde, Erlangung der Tugenden, Gebetsleben.) Die Form der Zwiegespräche, die Beispiele aus dem Leben, geben den Ausführungen lebendige Anschaulichkeit.

Katharina von Siena. Von Dr. Maria Maresch. Verlag Herder, Wien, 1947, S 29.40. — Eine Erinnerungsgabe zum 600. Geburtstag der Heiligen. Der Leser wird aber darin bald mehr als eine bloße Lebensbeschreibung erkennen; es ist ein

Loblied auf die göttliche Gnade, die in der Seele dieses Mädchens wirkte, das die Patronin ihrer Vaterstadt und die berühmteste Frau des Jahrhunderts geworden ist. Ob nun diese Gnadewirksamkeit Katharina selbst betraf oder andere, ja die ganze katholische Kirche, immer ist sie großartig, und manches könnte als fromme Legende angesehen werden, wäre es nicht historisch einwandfrei bezeugt. Nicht minder mutig, als etwa 50 Jahre später die Jungfrau von Orléans gekämpft, freilich nicht hoch zu Roß, mit Schwert und Lilienbanner, für die Rechte eines irdischen Königs, stritt sie mit den Waffen der Ermahnung und Warnung in Wort und Schrift für das Heil der Seelen und für den Frieden in Staat und Kirche. Die für die damalige Zeit unerhörte und erstmalige Verbindung von erstem Streben nach höchster klösterlicher Vollkommenheit und praktisch betätigter Aufgeschlossenheit für alle kirchen- und staatspolitischen Erfordernisse hat jenen ausgeglichenen, fraulich-gütigen und doch männlich-starken Charakter geformt, den wir an der Heiligen von Siena bewundern. Er zeigt sich besonders klar in ihren Briefen, von denen eine Auswahl dem Buche als Anhang beigegeben ist.

Univ.-Prof. Dr. P. M. Schellhorn

Wege christlichen Lebens. Von Abt Cuthbert Butler O.S.B. Alte Frömmigkeit in neuer Zeit. Benziger Verlag, Einsiedeln-Köln, 1944, 318 S. — Mit dieser Übersetzung des letzten Werkes aus der Feder des bekannten englischen Benediktiner-Abtes wurde die Schriftenreihe „Licht vom Licht“ eröffnet, in der nun schon eine stattliche Anzahl wertvoller Bände erschienen sind. Abt Butler ist in der wissenschaftlichen Welt wegen seiner gediegenen historischen Arbeiten bestens bekannt und geschätzt. Hier gibt er, schöpfend aus seiner gründlichen Kenntnis der christlichen Geistesgeschichte, einen kurzen Abriss der Geschichte der katholischen Laienfrömmigkeit, wie sie unter dem Einfluß der vier alten abendländischen Orden, Benediktiner, Franziskaner, Dominikaner und Karmeliten geworden ist. Weiter behandelt er in eigenen Kapiteln den heiligen Franz von Sales, die liturgische Erneuerung und die Beschauung. Das letzte Kapitel „Fragmente“ ist ganz praktisch gehalten, besonders Rücksicht nehmend auf die Verhältnisse des Christen im heutigen Arbeitsgetriebe. Da sich der Verfasser an weitere Kreise wendet und vor allem der Laienfrömmigkeit dienen will, verzichtet er auf wissenschaftlichen

Apparat und wählt eine einfache, leicht lesbare Sprache. Der Leser findet in diesem Werke Antwort auf viele Fragen und wertvollste Anregungen für die Pflege des persönlichen religiösen Lebens.

P. F. B.

Radiopredigten. Von Heinrich Suso Braun. Tyrolia-Verlag, Innsbruck. 2. Band, 1948, 403 S., kart., S 21.— Radiopredigten richten sich naturgemäß an ein weites Publikum; das muß auch in Form und Inhalt der Ausführungen seinen Niederschlag finden. Daß trotzdem ein warmer, persönlicher Ton durchklingt und immer wieder Wesentliches der christlichen Heilsbotschaft zum Aufleuchten gebracht wird, darin zeigt sich die Meisterschaft des Verfassers als Prediger. In psychologisch feiner Weise werden Hemmungen beseitigt und die Wege bereitet für ein herzhaftes Ja zum christlichen Glauben mit allen Folgerungen.

VERLAG HERDER, WIEN: Der Rosenkranz und das Menschenleben. Von Franz Michel William, 1949, XII und 336 S., Hbl. S 31.40 — **Das verborgene Antlitz.** Eine Studie über Therese von Lisieux von Ida Friederike Görres, 1948, 540 S., Hlwd., S 47.— **Die Kirche der Sünder.** Von Karl Rahner S.J., 1948, 26 S., geheftet S 1.80. — **Das Christusgeheimnis unseres Lebens.** Von P. Thaddäus Söiron O.F.M., 1948, 24 S., geh. S 1.60.

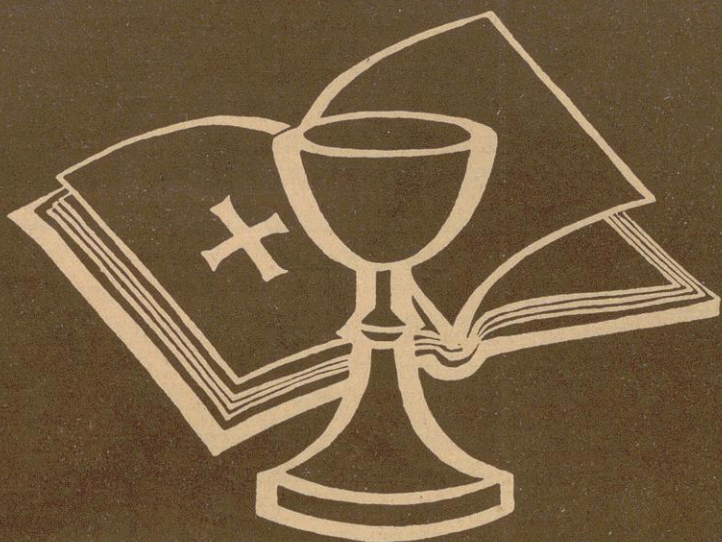
VERLAG OTTO MÜLLER, SALZBURG: Das Stundenbuch. Ein Laienbrevier, herausgegeben von Josef Dillersberger, Hlwd., Dünndruck, 1102 S. — **Das Leben der Seele.** Einführung in psychologische Schau. Von Daniel Feuling, 1948, 556 S., geb., S 39.—

REX-VERLAG, LUZERN: Kultur und Christentum. Von Francis Thompson. Verpflichtendes Erbe, Band 14/15, 1948, 68 S., sfr. 3.50.

FÄHRMANN-VERLAG, WIEN: Zwischen Wien und Basel. Von Franz Jantsch, 1948, 164 S., brosch., S 12.80. — **Die Spur.** Von Karl Loven, 1948, 32 S., brosch., S 5.50.

VERLAG FELIZIAN RAUCH, INNSBRUCK: Der Pfeil-Kalender: Frohes Leben 1949, S 4.60. — **Das Burschenbüchl.** Von P. Alfred Geier S.J., 1948, 23 S., brosch., S 1.50. — **Vom Humor des Christen.** Von P. Dr. Heinrich Suso Braun O.F.M.Cap., 2. Aufl., 1948, 84 S., brosch., S 4.80.

MISSIONSDRUCKEREI ST. GABRIEL, MÖDLING: Wenn das Samenkorn nicht stirbt. Von P. Dr. Alois Selzer, 1948, 104 S., brosch., S 9.—



HEILIGER DIENST

WERKBLÄTTER
HERAUSGEGEBEN VOM
LITURGISCHEN INSTITUT
ERZABTEI ST. PETER-SALZBURG

III, FOLGE 3/4

JAHRGANG 1949

HEILIGER DIENST

Werkblätter, herausgegeben vom
LITURGISCHEN INSTITUT / ERZABTEI ST. PETER, SALZBURG
SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ADALBERO RAFFELSBERGER O.S.B.

Folge 3/4

1949

INHALT:

ÖSTERLICHE HOMILIE

Univ.-Prof. P. Dr. Thomas Michels O.S.B., Salzburg—Maria-Laach 35

CONSGRIT CHRISTUS TUMULO

Abbildung 37

ENTWICKLUNG UND AUFGABE DES KIRCHENCHORES

Univ.-Prof. P. Dr. Erhard DRINKWELDER O.S.B., Salzburg . . . 38

WAS KANN UND SOLL AN DER ARBEIT UNSERER KIRCHENCHÖRE IN LITURGISCHER HINSICHT GEBESSERT WERDEN?

Dr. Josef SCHABASSER, Wien 42

LITURGIE

Definition, Hierarchie und Tradition im Lichte von „Mediator Dei“
(2. Teil: Hierarchie), Dom. L. BEAUDUIN O.S.B., Paris 46

WIE IM JAHRE 1288 DER PAPST DIE KARWOCHE UND OSTERN FEIERTE

50

KATHOLISCHES LEBENSBUCH

Katechismus-Skizzen (4. Teil), Professor Dr. T. ZANETTI, Andeér . . 52

WERKRAUM

RAFFELSBERGER: Der Leib in heiligem Dienst / SCHIFFKORN:
Liturgische Sprecherziehung / HEIM: Afrika und die Liturgie / Eine
chinesische Psalmenvertonung 55

BÜCHER UND SCHRIFTEN 62

Der „Heilige Dienst“ erscheint bis auf weiteres in zweimonatlichen Doppelnummern. — Preis: Halbjahr S 7.—, Ganzjahr S 13.80, Porto und Post-Buchungsgebühr pro Jahr S 1.20, Einzelnummer S 2.50.

Postsparkassenkonto: Wien Nr. 192.271

VERLAG RUPERTUSWERK DER ERZABTEI ST. PETER
SALZBURG I, POSTFACH NR. 113 — TELEPHON NR. 1001
DRUCK: SALZBURGER DRUCKEREI UND VERLAG, BERGSTRASSE NR. 12

„DAS CHRISTLICHE KULTBILD“ von Karl Weiser

In diesem, in Folge 1/2, 1949, erschienenen Beitrag hat sich leider eine sinnstörende Absatzverschiebung eingeschlichen. Richtiggestellt muß es heißen: Absatz Seite 21, Zeile 34, bis Seite 22, Zeile 28, gehört nach Seite 24, Zeile 6, eingesetzt. Seite 20, Zeile 3, muß es richtig heißen: „... so meine ich damit nicht jene Forderungen...“

ÖSTERLICHE HOMILIE

NACH WORTEN DER LITURGIE UND DER VÄTER

„Wer ist die da, die hinaufsteigt aus der Wüste, vor Wonne überfließend, gelehnt auf ihren Geliebten?“ So rufen wir an Ostern mit dem Seher und Sänger des Hohenliedes, wenn die „österlichen Handlungen“, die Übungen der vierzigtägigen Fasten auf das Pascha hin, übergehen in die „österlichen Mysterien“. „Die Stunde ist gekommen, da der Menschensohn verherrlicht wird“ (Joh. 12, 10). Deshalb mögen nun auch, wie der hl. Leo sagt, in der Heiligen Stadt, d. h. in der Kirche Gottes, die Zeichen der Auferstehung erscheinen. „Jerusalem, steh auf. Auf hoher Warte stehe, die Wonne zu sehen, die zu dir kommt vom Herrn, deinem Gott“ (Baruch 5, 5; 4, 36). Der Adventsruß an die Kirche wird zum österlichen Freudenruß. Die Kirche hört ihn und folgt ihm. Sie steigt hinauf aus der Wüste der Läuterung und Entsöhnung. Die Vollkommene, immer Schöne vor dem Antlitz Gottes, hat sich gereinigt in ihren Gliedern, um mit ihnen am Ostermorgen in der Gottesstadt zu erscheinen, deren strahlendes Sinnbild sie selber ist. „Wer ist die, die da hinaufsteigt, vor Wonne überfließend?“ So fragen wir Gläubigen, „Kinder des Mysteriums“.

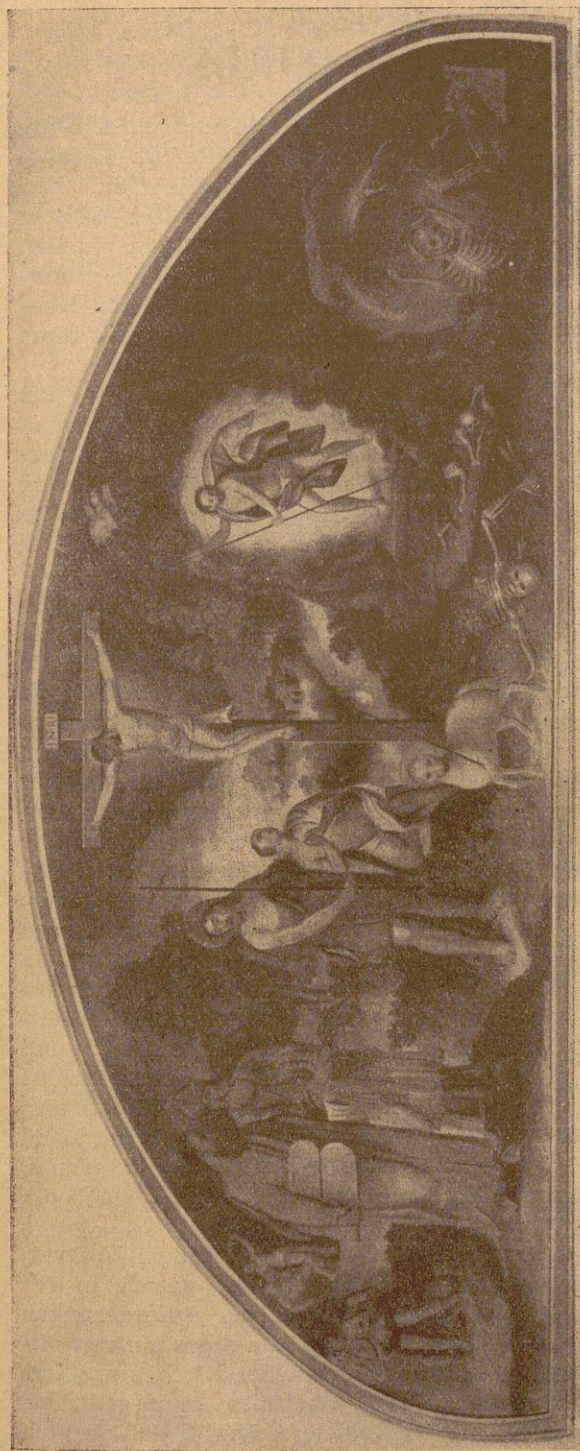
Als erste ist sie angerufen vom auferstandenen Herrn, als erste wird sie aus der Fülle der ihm vom Vater verliehenen Herrlichkeit begnadigt. An ihr erfüllen sich die Verheißungen, die wir zu Anfang der Fasten hörten: „Du wirst sein wie ein Wasserfall, dessen Wasser nie versiegen. Die aber, die dein sind, sollen bauen die wüsten Stätten von ehemals, und du sollst aufrichten die Grundfesten vieler Geschlechter“ (Is. 58, 11 f.). Ihr geschieht, erhabener und herrlicher, was Rebekka, dem Bild der Kirche im Alten Bunde, geschah, als sie Isaak, dem Gegenbild Christi, vermählt wurde. Abraham, der Vater des Glaubens, schickt seinen Meisterknecht als Boten, um sie für den Sohn seines Herrn zu gewinnen. So wirbt Johannes der Vorläufer um die Kirche des Alten Bundes für seinen Herrn. — Der Bote trifft sie am Brunnen, schön und unberührt, wie später der Apostel im Brief an die Epheser die Kirche schildern wird: „Ohne Runzel und ohne Makel.“ Mit bescheidenen, aber bedeutsamen Worten grüßt sie den Knecht: „Tritt ein, Gesegneter Gottes.“ Als Christus am Palmsonntag einzieht in Seine Stadt, grüßen Ihn die Kinder mit dem Ruf: „Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn.“ — Fleisch und Blut suchen sie zu halten. Sie antwortet: „Ich will gehen.“ Sie hat für Isaak entschieden. — Der Bräutigam eilt ihr entgegen. Beziehungsreich sagt die Heilige Schrift: „Der Tag hatte sich schon geneigt.“ Was für ein wahres Vorbild Christi! Am Abend brachte sich Christus dar. „Das ist das Abendopfer Christi“, sagt Augustinus, „die Passion des Herrn, das Kreuz des Herrn, die Opferung

des Heilsopfers, das Ganzopfer, das angenommen wird von Gott.“ Dieses Abendopfer aber wird, nach demselben hl. Augustinus, in der Auferstehung zu einer Morgengabe an die bräutliche Kirche. — Isaak trifft Rebekka auf dem Weg zum „Brunnen des Lebenden und Schauenden“. Am Brunnen offenbart der Heiland der Frau aus Samaria, der von ferne verlangenden wie der in der Liebe gefestigten Seele: „Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten. Das Wasser, das ich ihm gebe, wird ein Wasserquell in ihm, der aufspringt ins ewige Leben“ (Joh. 4, 13 f.). „Das aber sagte er“, fügt der Evangelist hinzu, „von dem Pneuma, das die empfangen würden, die an ihn glaubten.“

Gaudentius von Brescia mahnt uns mit österlichen Worten: „Halten wir fest die Gnade des Heiligen Geistes, der uns durch die überreiche Güte des himmlischen Bräutigams eingegossen wurde, damit wir nicht zu der früheren Kargheit zurückkehren.“ Mit Rebekka, unserer vorbildlichen, mit der Kirche, unserer wahren Mutter, gehen wir Christus entgegen. Sie fragt den Boten und Begleiter, ob das der Bräutigam sei, der ihnen entgegenkäme. Er antwortet: „Ja, es ist mein Herr.“ Wahrlich, der durch seinen Tod in das Erbe des Vaters eintritt, ist sein, ist unser Herr. — Sie erschrickt und verhüllt sich, vor ihm, für ihn, um fortan nur ihm zu gehören. So verhüllt sich die jungfräuliche Kirche für Christus. Sie weiß und spricht es aus: „Bei dir ist die Quelle des Lebens, und in deinem Lichte schauen wir das Licht“ (Ps. 35, 10). Leben und Licht, Glaube und Beschauung erwartet sie von dem Lebensspender und Lichtbringer Christus, der, nach dem Praeconium Paschale, keinen Untergang kennt. Aufrichten wird er in ihr die Grundfesten vieler Geschlechter, die aus dem unbefleckten Mutterschoß des Taufquelles für die „beseligende Unsterblichkeit“ geboren werden. Wie Rebekka wird sie Schmerzen tragen um der uneinigen Söhne willen. Aber das kann heute ihre Freude nicht mindern. Heute fließt sie über vor Wonne, gelehnt auf den Geliebten, ruhend an der Brust des Herrn, wie Johannes, als sich ihm beim ersten Mysterienmahl der Kirche das innerste Geheimnis der göttlichen Liebe erschloß. Fünfzig Tage lebt sie mit uns in der ungetrübten Freude über „die Offenbarung der Herrlichkeit unseres großen Gottes und Heilandes Jesus Christus“. Deshalb „Freude, ja Freude, meine Brüder! Freude in eurer Ekklesia. Freude in Psalmen und Hymnen. Freude im Gedächtnis der Passion und Auferstehung Christi. Freude in der Hoffnung auf das ewige Leben“ (Augustinus). Die Auferstehung, die in Christus schon geschah, wird, so sagt es die morgenländische Taufliturgie, sich auch an uns vollenden. „Erfüllen wird sie am ganzen (mystischen) Leibe Christi, was am Haupte vorher schon geschah. Was nämlich in den Mysterien vorausgehend geschieht, wird uns, die wir jetzt schon das Ewige bedenken, nie endende Erhebung sein.“

„Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat. Erheben wir uns in Freude an ihm.“

P. Thomas Michels O.S.B. (Maria-Laach), Salzburg



CONSURGIT CHRISTUS TUMULO / VICTOR REDIT DE BARATHRO TYRANNUM TRUDENS VINCULO / ET PARADISUM RESERANS

Kreuzbild eines unbekannten Meisters aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Erzabtei St. Peter). Fest in der Welt des Glaubenslebens muß dieser Künstler noch gestanden sein, sonst hätte er sein Werk nicht so tief empfinden können. Es stellt die ganze Heilsgeschichte dar: Zweimal stand die ganze Menschheit vor der Entscheidung über Leben und Tod. Das erstemal vor dem Paradiesbaum: Ganz links streckt Eva ihre Hand nach der verbotenen Frucht aus und reicht sie dem Manne „und sie aßen“. Und die Folge war die Vertreibung aus dem Paradies. Gesetz und alttestamentlicher Opferdienst (Moses und Aaron) können den verbannten und dem Tod verfallenen Menschen nur hinführen zu Christus, der da ist die Erwartung der Völker. Groß steht darum Johannes da, mit erhobener Hand auf das Kreuzweisend. Am Kreuzesstamm verblutet das Lamm Gottes, alles Alte erfüllend, erlösend, über sich hinausführend. Und schon erleben in der Auferstehung Christi die Toten ihre eigene Auferstehung. Der *Homovus*, der neue Mensch, der dankerfüllt, demütig am Fuße des Kreuzes kniet als Symbol der zweiten Entscheidung zum Leben, jener Entscheidung, die wir alle treffen müssen. Der Mensch empfängt Leben und Auferstehung nur, wenn er im Kreuz sein Heil sucht, sonst ist sein Leben der ewige Tod. (Bild der Hölle rechts.) Darum spricht der Herr in diesem Bild zu den Vernichteten des Lebens das österliche Siegeswort: „Tod, ich bin dein Tod; Hölle, ich vernichte dich!“

ENTWICKLUNG UND AUFGABE DES KIRCHENCHORES

Die ersten Anfänge einer römischen Sängerschule und eines liturgischen Sängerkhores reichen nicht über die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts zurück. Die von dem Augustiner-Eremiten Onofrio Panvini († 1568) mitgeteilte Erzählung, daß schon Papst Sylvester (314—336) in Rom eine Sängerschule gegründet habe, entbehrt zuverlässiger Quellen und ist nur der Ausdruck der in sich ja richtigen Ansicht, daß die grundlegende Umstellung der staatlichen Gewalt zum Christentum durch Konstantin den Großen die Feierlichkeit des Gottesdienstes und damit seine Ausgestaltung durch Gesang ermöglicht habe.

Die musikgeschichtliche Voraussetzung von Kirchenchören war die Einführung des antiphonischen Gesanges, der sich gegen Ende des 4. Jahrhunderts von Antiochien aus über die Kirchen des Abendlandes verbreitete. Papst Cölestin I. (422—432) konnte so den antiphonischen Gesang zum Einzugslied der Messe, zum Introitus, einführen. In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts wird auch schon der Opfergang und der Empfang der Eucharistie durch antiphonischen Gesang begleitet.

Freilich hatte damals noch lange nicht jede Kirche ihren eigenen Sängerkhor. Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien im Schwarzwald († 1793) kam nach eingehenden Studien zu der Ansicht, daß in der ersten Zeit die einzelnen Basiliken nicht genug Einkünfte gehabt hätten, um eigene Sängerkollegien zu unterhalten, so daß der Sängerkhor allen Kirchen der Stadt gemeinsam war. Wenn in einer Basilika eine Station, Prozession oder ein Fest gefeiert wurde, hätten sich eben alle Sänger dorthin begeben, um den Gottesdienst zu feiern (De cantu I, 36). Ihre Aufgabe war es aber nur, dort die antiphonischen Gesänge vorzutragen. Die Zwischengesänge zwischen den Lesungen blieben den Klerikersolisten vorbehalten, in die übrigen Gesänge teilten sich der aus Klerikern bestehende Altarchor und das Volk. So konnten die Sänger leicht ihren künstlerischen Aufgaben nachkommen. Dazu kommt, daß der Gesang ja nur an großen Kirchen gepflegt wurde und die Sprache der Texte der allgemein gebräuchlichen Umgangssprache angehörte. Viel schwieriger wurden die Verhältnisse, als der Gesang auch in den Landkirchen gepflegt werden sollte, und als die römische und lateinische Liturgie als Ganzes in fremdsprachige Länder mit anderer oder fast gar keiner Kultur wanderte. So bildete sich das heute noch fühlbare Mißverhältnis heraus, daß die Messe am Land und in der Bischofs- oder Papstkirche genau die gleichen Texte, und, soweit es sich um die traditionellen Choralmelodien handelt, auch die gleichen Melodien haben sollte.

Vor nahezu 40 Jahren schon suchte ich einmal in einem Vortrag: „Kraft und Last in der Kirchenmusik“, zu zeigen, daß gerade in der Kirchenmusik zwischen den an den Musiker gestellten Anforderungen und den zu ihrer Bewältigung verfügbaren Kräften ein arges Mißverhältnis bestehe. Ich wollte dadurch auf die soziale Not des Kirchenmusiklers aufmerksam machen. Seitdem haben sich die Verhältnisse kaum geändert, und es besteht auch heute noch keine begründete Aussicht, daß sie sich ändern werden. Wohl aber besteht auch heute die Notwendigkeit klar zu

sehen, wie es zu diesem Mißverhältnis kam, um nicht dem Kirchenchor ungerechtfertigte Vorwürfe zu machen oder utopistische Hoffnungen zu hegen. Ich habe dann später in der Sammlung „Kirchenmusik“ bei Pustet in Regensburg ein Bändchen „Gesetz und Praxis in der Kirchenmusik“ herausgegeben und darin ausführlich das Verhältnis der kirchenmusikalischen Praxis zu den Vorschriften dargestellt. (Das Büchlein durfte ich persönlich dem Heiligen Vater Pius X. überreichen.) Die Praxis blieb auch seit dieser Zeit unverändert, zum Gesetze aber trat noch die neue päpstliche Konstitution Pius XI. vom 20. Dezember 1928 hinzu. Es fehlte nicht an einzelnen kräftigen Vorstößen. 1910 wurde gelegentlich der Generalversammlung des Cäcilienvereines in Innsbruck ein großangelegter Choralkurs gehalten, bei dem jeder Teilnehmer das von Springer herausgegebene Graduale kostenlos erhielt. 1913 hielt ich auf der Versammlung des Kärntner Cäcilienvereines in Villach einen Vortrag über: „Das Choralbuch als Missionär am Kirchenchor“, um alle Chöre zur Anschaffung eines Choralbuches aufzumuntern. Ich habe aber nie gehört, daß darauf hin auch nur eine Kirche auch nur ein Choralbuch angeschafft hätte. Bei den Kirchenvisitationen durch Dechante und Bischof werden wohl die Matribücher eingehend geprüft. Vielleicht kümmert man sich noch um den Zustand der Orgel (?) oder, was noch seltener sein dürfte, um die am Kirchenchor vorhandenen und gebrauchten Musikalien, aber niemals habe ich gehört, daß ein Visitator die Frage gestellt habe, ob denn am Kirchenchor auch ein vatikanisches Choralbuch aufliege (wenn schon nicht zum dauerndem Singen, so doch wenigstens zur Orientierung).

Die Moraltheologen sind ja gerne und schnell bereit, durch ihre fein herausgearbeiteten Unterschiede nachzuweisen, daß ein Gesetz nicht verpflichtet, wenn seine Durchführung unmöglich sei. Zugegeben! Das ändert aber nichts daran, daß es durchaus demoralisierend wirkt, wenn die kirchenmusikalischen Gesetze zwar gegeben, aber schon vom ersten Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung nicht durchgeführt werden. Wer ist aber schuld daran? Der Kirchenchor? Der Pfarrer? Die Gemeinde? Der Bischof? Oder gar die vielberufenen „Verhältnisse“?

Wir wollen hier niemandem die Schuld zuschieben. Wir wollen auch niemandem zumuten, dem Heiligen Vater in Rom einmal sozusagen „reinen Wein“ einzuschenken und klipp und klar zu berichten, wie es eigentlich hierzulande mit der Kirchenmusik steht, in wie vielen Kirchen schon das *Motu proprio* Pius X. vom 22. November 1903 durchgeführt ist, wie weit in andern Kirchen und mit welchem Erfolge die Durchführung versucht wurde, wie viel der von der Kirche so sehr empfohlene Choral schon gepflegt werde und wie der Klerus im allgemeinen dazu gesinnt sei.

Wir dürfen aber wohl bescheiden darüber nachdenken, wie es denn langsam zu einem solchen Mißverhältnis zwischen Gesetz und Praxis bei uns kam. Sehr einfach! Kaum waren die Kirchenchöre eingerichtet, da übernahmen sie, teils freiwillig, teils unfreiwillig, teils wirklich, teils nur theoretisch — sozusagen auf dem Papier — alle Aufgaben, die bisher unter viele Teilnehmer am Gottesdienste verteilt waren; und heute stehen sie vor einem Berge von Aufgaben, der sie erdrücken — würde, wenn sie die Aufgaben ernst nehmen wollten! Es ist ihnen daher nicht zu verargen, wenn sie in ihrer Not zur „Selbsthilfe“ gegriffen haben und von

dieser reichlich Gebrauch machen. Freilich sieht diese Selbsthilfe an verschiedenen Orten sehr verschieden aus, und die gerühmte Einheit der römischen und lateinischen Liturgie wird so zu einem ziemlichen Durcheinander. In manchen Gegenden Bayerns zum Beispiel ist es üblich, das Credo nicht „auszuhalten“, wie man dort sagt. Der Priester betet sein Credo, wendet sich dann um, flüstert das „Dominus vobiscum“ und beginnt die Opferung, hoffend, daß der Chor sein Credo rechtzeitig beendet habe, wenn er selbst mit der Präfation beginnen will. Damit hat sich der Chor das Offertorium schon eingespart. Andernorts wird zum Offertorium irgend ein „passendes“ — meist unpassendes — Lied gesungen. So hörte ich beim Begräbnis eines Priesters zum Requiem ein „schönes“ Lied mit dem Refrain „Schlaf wohl!“ — Daß man im Requiem nach Belieben Graduale oder Tractus oder Sequenz ausläßt oder kürzt, kommt auch in Domkirchen vor. Das Credo wird entweder nur bis zu einer bestimmten Stelle gesungen, oder ein glaubenstüchtiger Chorleiter wählt sich aus, welche Glaubensartikel heute gesungen werden und welche wegbleiben sollen. Mit dem Gloria macht man es ähnlich und dreht dabei das Verhältnis um. Man meint, der Priester betet ohnehin das Ganze, und das sei genug. In Wirklichkeit bedeutet hier das Beten des Priesters nur, daß er das sagt, was der Chor singt. Er müßte also konsequent in einem solchen Falle auch das gekürzte Gloria oder Credo in der vom Chor vorgenommenen Kürzung beten. Daß man Introitus und Communio grundsätzlich ausläßt, gilt bereits als selbstverständlich. Früher, als deutsche Meßbücher noch eine Seltenheit waren, fiel ja das nicht auf. Denn in den „Meßandachten“ waren diese Stücke auch nicht zu finden. Heute aber, wo so viele ihren „Schott“ haben, merkt es der gläubige Sänger und Mitfeiernde bald, was da im Gesang ausgeblieben ist. Daß für das Graduale und das Alleluja, und nach Septuagesima für den Tractus eigene Gesänge vorgeschrieben sind, wissen manche Chorleiter nicht einmal. So begnügen sie sich auf gut Glück mit einigen eben zur Verfügung stehenden „Einlagen“ in eine „Messe“, welche ganz einfach die stets gleich bleibenden Teile ohne jede Beziehung zu den wechselnden Teilen, zu den Gebeten und Lesungen, zur gesamten Grundstimmung des Tages, durchkomponiert. Jeder denkende Kirchenmusiker aber müßte mit der Zeit doch darauf kommen, daß zum Beispiel das Sanctus wohl zur vorausgehenden Präfation innerlich gehört, aber an sich nichts mit dem Kyrie oder Gloria zu tun hat. Auf diese Weise hat man es glücklich erreicht, daß der ganze Aufbau der Messe verzerrt und verstümmelt zur Geltung kommt.

Und wie kam es dazu? Als das Volk die Aufforderung des Priesters im Schluß der Präfation: „Darum singen wir mit den Engeln . . . und rufen ohne Unterlaß . . .“, nicht mehr ernst nahm und ein paar Sänger das „Heilig“ rufen ließ, war der erste Schritt getan. Der geschulte Sängchor stimmte in den Ruf wieder auf seine Weise ein, denn die Melodie der Präfation war ihm viel zu einfach, und so schuf er sich ein neues Sanctus nach dem andern, und das alte in der Präfationsmelodie komponierte durfte nur noch in der 18. Messe und im Requiem sein Aschenbrödeldasein fristen. Vom Priester verlangt man ja nicht, daß er zu Weihnachten eine andere Präfationsmelodie singt als an irgend einem Fastensonntag, aber dem Chor wäre es zu wenig, auch am Ostersonntag in der Präfationsmelodie die Präfation mit dem Sanctus fortzusetzen!

Singt das Volk kein Sanctus mehr, so läßt es natürlich auch die Antworten aus, die von ihm zu geben wären. Anstatt selbst die Bitten des Priesters mit seinem „Amen“ gleichsam zu unterschreiben, läßt das Volk dieses Amen wieder von Sängern singen, ebenso die übrigen Antworten. Damit hat es seine liebe Ruhe und kann beten und denken, was es will! Der Chor macht es ja schon. Dazu ist er da! Das uralte einfache Kyrie, das so tief im Volk eingesessen war, daß man es bei der Latinisierung der griechischen Liturgie gar nicht übersetzte, verschwindet auch aus dem liturgischen Volksgut und wird, schon in den reichen Choralmelodien zum Kunstgesang. Kyrie-Melodien wie jene der 8. oder 11. Messe waren schon ursprünglich nicht Volksgut. Die Sänger haben sie geschaffen, um zu glänzen, und die Diakone wollten den edlen Wettstreit mit den Sängern aufnehmen und sangen nun den Entlassungsruf auch in den kunstvollen Kyrie-Melodien, zum Beispiel in der 4. oder 9. Messe, worauf nun natürlich auch wieder das Volk nicht antworten konnte, sondern die Antwort dem Sängerchor überlassen mußte.

Wie die Inhaber der ersten Weihestufen, so verschwanden allmählich auch die aus Klerikern gebildeten Altarchöre und damit jene Kräfte, welche das Gloria und Credo zu singen gehabt hätten. Das Credo machte den römischen Sängern des ersten Jahrtausends keine Schwierigkeiten. In Spanien wurde es seit dem Konzil von Toledo 589 in der mozarabischen Liturgie wohl schon gesungen, und zwar vom Priester, mit der Hostie in der Hand, nach der heiligen Wandlung angestimmt. Die Mailänder sangen es nach dem Offertorium, auch in Gallien war es schon zu Zeiten Karls des Großen bekannt. In Rom aber verschwand es nach kurzem Gebrauch in der Zeit um das Jahr 800 aus der Liturgie, bis es Kaiser Heinrich II. im Jahre 1014 durch sein Bitten bei Papst Benedikt VIII. durchsetzte, daß es in die römische Liturgie aufgenommen wurde. Die Römer wollten es zuerst allerdings mit der Begründung ablehnen, sie bräuchten es nicht, weil bei ihnen der Glaube immer erhalten geblieben sei. Auch das Gloria machte den Sängern keine Arbeit. Denn es war psalmodischer Gesang der Kleriker (wie noch heute in der 15. Messe) und eroberte die Messe nur langsam vom Weihnachtsfest und von den Primizmessen aus. Der geduldige Sängerchor übernahm nun beides, Gloria und Credo, und dazu noch die Sologesänge zwischen den Lesungen. Die schönen Chorgesänge der Sequenzen, von denen seinerzeit die Kirchen auf deutschem Sprachgebiet durchschnittlich etwa 40 im Jahre gehabt haben mochten, wurden wieder ausgemerzt, das andere blieb und wurde Chorgesang.

Da nun die Sänger der außerromanischen Länder mit dem Lesen des Latein einige Schwierigkeiten hatten und schließlich auch die romanischen Sprachen mehr und mehr von der lateinischen Muttersprache abwichen, bildete sich dann langsam der heutige Zustand heraus, daß alles Gleichbleibende als „Ordinarium“ einheitlich durchkomponiert wurde zu einer in sich geschlossenen Meß-Komposition, und alles andere, für den musikalischen Aufbau der Liturgie viel Wichtigere als „Einlagen“ dem Zufall und der Willkür überlassen blieb. Kannte doch zum Beispiel Gregor der Große noch nicht einmal den Gesang des „Agnus Dei“, das ja auch bis heute noch keine Aufnahme in die Karsamstagmesse gefunden hat. Sein Text wurde dem Gloria entnommen und vom griechischen Papst Sergius I. (687—701) in Rom eingeführt. So kam ein Stück nach dem

ändern in die gesungene Messe und wurde dem Sängerkhor zugewiesen, der in der heute vorherrschenden Praxis allein alles zu singen hat.

Die großen Musikgeschichten berichten wohl über die Musikpflege großer Kirchen und berühmter Klöster. Es wäre aber interessant, einmal auch Beiträge zur Geschichte des wirklich durchgeführten Kirchengesanges an den kleinen und kleinsten Kirchen zu erhalten. Mancher Pfarrer könnte in Archiven und aus Kirchenrechnungen solche Beiträge finden, etwa über die Fragen: Wann erhielt die Kirche in N. nachweislich die erste Orgel? Wann den ersten Organisten? Wer führte die Gesänge aus? Welche Gesänge? Wurde hier und wie wurde Choral gesungen? Wie oft und wie viel wurde überhaupt in der Liturgie gesungen? Solche Nachforschungen würden den Boden bereiten, um sich Rechenschaft zu geben über das hier und jetzt unmittelbar Erreichbare und zur praktischen Gesangsübung überleiten.

Die nächste Aufgabe des Kirchenchores, die sich aus solchen Überlegungen ergibt, würde sein: Er schüttelt mehr und mehr die ihm ungerechtfertigt aufgebürdeten Lasten wieder auf jene Schultern ab, von denen sie auf ihn abgewälzt worden sind. Die einfachen Melodien und Antworten überläßt er dem Volk und einem aus ganz einfachen Kräften, ja Kindern, gebildeten Altarchor. Die vielfach leeren Betstühle zu beiden Seiten des Hochaltars in unseren Kirchen rufen förmlich sangesfreudige Kinder herbei, um ihr Hosanna — wie einst in Jerusalem — zu singen. (Siehe dazu die Einleitung in meiner vom Institutum Liturgicum herausgegebenen Kleinschrift: „Die Feier der heiligen Messe mit Gesang.“) Er selbst wird dann frei für die größeren künstlerischen Aufgaben im Gesamten der Liturgie. Echte Kunst kann nur bestehen auf einem gesunden Ausgleich von Last und Kraft, von Gesetz und Praxis. Der singenden Gemeinde der Gläubigen aber wird so ihre Rolle wieder zurückgegeben.

Salzburg

Erhard Drinkwelder O. S. B.

WAS KANN UND SOLL AN DER ARBEIT UNSERER KIRCHENCHÖRE IN LITURGISCHER HINSICHT GEBESSERT WERDEN!

Liturgie und Kirchenmusik sind auf das innigste verbunden. Dies ist bisher nicht immer zum Ausdruck gekommen. Häufig haben die Kirchenmusiker und die Liturgiker unabhängig voneinander gearbeitet.

Die Stellung der Kirchenmusik, die Arbeit und auch die Unzulänglichkeiten, und die Möglichkeiten einer Besserung werden vom Außenstehenden leicht anders eingeschätzt als sie wirklich sind. Es sei mir daher gestattet, zunächst in Kürze ein Wort darüber zu sagen.

A) Der Kirchenchor, seine Stellung, Aufgabe und Arbeitsweise.

1 Die Kirchenmusik ist eine „pars necessaria“, ein notwendiger Bestandteil der feierlichen Liturgie. Der Kirchenchor ist also Träger der liturgischen Funktion. Die feierliche Liturgie ist, auch in musikalischer Hinsicht, durch eine entsprechende kirchliche Gesetzgebung bis ins Kleinste geregelt. Verantwortlich für die liturgisch richtige Ausführung der Gesangsteile ist der Pfarrer, dem der Regenschori und sein Chor untersteht. Wo es an der liturgischen Richtigkeit fehlt, ist es

in erster Linie Sache des Pfarrers, Ordnung zu schaffen. Dies setzt aber wieder ein Zweifaches voraus. Er muß über die betreffenden Vorschriften selber genau informiert sein und er muß daran interessiert sein, daß sie auch durchgeführt werden. Jeder von uns weiß aus eigener Anschauung, wie es diesbezüglich steht. Als ein Chor, angeregt durch verschiedene Publikationen, zum erstenmal beim Amt das ganze Proprium sang, meinte nachher der Kaplan, welcher Zelebrant war: „Was habt's denn da wieder für Neueinführung? Das Amt dauert eh schon lang genug.“ Das war aber nicht auf dem Land, sondern in der Großstadt. — Ein anderes Beispiel: Als ein Pfarrer den Chorleiter ersuchte, doch schön langsam auch auf das Proprium hinzuarbeiten, gab dieser ihm die gleiche Antwort wie oben der Kaplan. — Oft sind freilich bei bestem Willen von Pfarrer und Chor die Verhältnisse stärker. Der Außenstehende ist dann zu leicht versucht, von rückständigen Verhältnissen zu sprechen.

2. Alle kirchenmusikalische Arbeit hat das Ziel, „den Glanz der hl. Riten zu erhöhen, ... und mit geeigneten Melodien die Gläubigen zur Frömmigkeit anzuregen“. Lob Gottes also und Erbauung der Gläubigen. Dieses Anliegen ist aber zugleich wesentlichster Inhalt aller priesterlichen Arbeit überhaupt. In diesem Sinne wäre also der Chor in seiner Art und durch seine Arbeit Seelsorgshelfer des Pfarrers, der Menschen zum Herrgott führen, sie allerdings auch aus der Kirche vertreiben kann. Es wäre also Grund genug vorhanden, daß sich der Pfarrer um den Kirchenchor, diesen wertvollen, aber mitunter auch etwas eigenwilligen Seelsorgshelfer kümmert, ihn erzieht, die passenden Leute klug auswählt und durch ständige Zusammenarbeit aus dem Chor wirklich einen Seelsorgshelfer, einen Diakon heranbildet. Auch hier sind Schwierigkeiten, die ja jeder von uns aus eigener Anschauung zur Genüge kennt.

In einer Großstadtpfarre ersuchte der Pfarrer den Kaplan, aus der Jugend einige stimmbegabte junge Leute zum Kirchenchor zu schicken, um diesen etwas aufzufrischen und sich auch selber etwas um den Chor anzunehmen. Die Antwort des Kaplans war: „Ja, wenn die Kirchenmusik wichtiger ist als das Seelenheil!“ Dazu das Gegenstück: In einer Kleinstadt leitet der Lehrer den Chor. Der Kaplan singt mit. Der Chor hat das Jugendheim zur Verfügung, die Jugend, soweit sie musikalisch reif ist, singt auch beim Chor mit, samt dem Jugendführer. Bei jedem Hochamt singt die Jugend die Responsa; kurz, es herrscht beste Zusammenarbeit. Den Vorteil daraus haben beide Teile, am meisten aber der Pfarrer, besser gesagt, die Pfarre. Allerdings ist es nicht immer so. Irgendwo kam ein neuer Pfarrer. Er nahm sich auch um den Chor an. Erfolg? Einige Chormitglieder meinten: „Was will er denn bei uns? Wir sind doch keine Kongregation, wir haben immer ohne Pfarrer gearbeitet und man war zufrieden. Jetzt kommt der Neue und will uns gleich gute Lehren geben.“ Der Pfarrer tat das einzig Richtige, er löste den Kirchenchor auf.

3. Die Eigenart der Aufgabe des Kirchenchores setzt bei den Mitwirkenden ein Zweifaches voraus: a) Sie müssen über entsprechende menschliche, sittliche und religiöse Qualitäten verfügen. b) Sie müssen musikalisch geeignet sein.

Um die musikalische Schulung der Kirchenchöre hat sich in der Vergangenheit die Kirche nicht sonderlich gekümmert. Ausnahmen bilden

hier wohl nur die kirchlichen Institute. Gewöhnlich ist es doch so: Wenn irgendwo jemand ist, der eine entsprechende musikalische Bildung hat, so wird er zum Kirchenchor eingeladen. Besonders auf dem Lande, aber auch in der Stadt, wo wieder finanzielle und andere Dinge mitspielen, ist der Kreis dieser Menschen naturgemäß klein. Einen Kirchenchor aber muß man haben. So kommt es, daß man zur Mitarbeit, ja sogar zur Führung der Kirchenmusik oft Leute nimmt, die wohl über eine entsprechende musikalische Ausbildung verfügen, die aber als Menschen und Christen keineswegs den Forderungen gerecht werden.

4. Aus der Eigenart der kirchenmusikalischen Arbeit ergibt sich meist eine gewisse Selbständigkeit des Kirchenchores, zumindest in musikalischer Hinsicht. Meist ist niemand da, der in künstlerischer Hinsicht befähigt wäre zu einer sachlichen Kritik. Die musikalischen Ortsbewohner sind ohnedies beim Chor, der Pfarrer ist nicht musikalisch und auch sonst ist niemand da, der etwas sagen könnte. So entsteht ein gewisses Selbstbewußtsein, das nicht nur die künstlerische Arbeit schädigt — Beispiele haben wir ja sogar bei Rundfunkübertragungen erlebt, — sondern das zusammen mit menschlicher Überheblichkeit zu einer Art Autonomie führt, die mitunter die merkwürdigsten Blüten zeitigt. In musikalischer Hinsicht kann niemand etwas dreinreden, daher darf auch in liturgischer Hinsicht niemand, auch der Pfarrer nicht, „dreinreden“. Gefördert wird diese Autonomie noch durch die historisch bedingte Verbannung des Kirchenchores auf die Orgelempore. Und so kommt es, daß auf den Chören oft Musik gemacht wird, die man kaum mehr als „notwendigen Bestandteil des Gottesdienstes“ bezeichnen kann, wo man eher sagen müßte, es wird Musik trotz des Gottesdienstes gemacht, in besseren Fällen anläßlich des Gottesdienstes. Ein Musterbeispiel dafür finden wir in Wien.

Es wurden im Obigen bewußt die negativen Seiten besonders betont. Doch muß um der Wahrheit willen gesagt werden, daß nicht nur die musikalischen Leistungen oft recht gut sind, sondern daß in unseren Kirchenchören auch viel guter Wille, große Opferbereitschaft und oft auch tiefe Religiosität vorhanden sind, besonders da, wo der Pfarrer sich um seinen Chor annimmt. Soweit das Bild des Kirchenchores im alten Stil.

In den letzten Jahrzehnten waren es nun drei Bewegungen, die das in althergebrachten Formen fließende, mitunter etwas geruhame Leben und Arbeiten der Kirchenchöre revolutionierten:

- a) Die Choralbewegung;
- b) die liturgische Bewegung und
- c) das musikalische Erwachen der Jugend.

Diese drei Bewegungen stehen miteinander in inniger Verbindung. Die benediktinische Choralreform schuf Grundlagen und Voraussetzungen für eine intensivere Choralpflege, die dann auch in den päpstlichen Vorschriften auf Grund der bereits geschaffenen Voraussetzungen gefordert wird. Zuerst waren es Klöster und Priesterbildungsanstalten, die damit Ernst machten. Dadurch aber wieder kamen Priester in die Seelsorge, die ihre Chöre zur Choralpflege aufmunterten. Die Reaktion der Chöre war aus verschiedenen Gründen zunächst negativ. Der Choral war ungewohnt, es fehlte auch noch an richtigen Lehrern, und es fehlte vor allem an der richtigen liturgischen Einstellung, ohne die Choralsingen unmöglich ist. Außerdem hatten unsere österreichischen Chöre ihre gute Kirchen-

musik, die bisher von allen Seiten gelobt worden war. Daher wehrten sie sich gegen den Choral mit Hartnäckigkeit.

Zur selben Zeit erwachte in unseren Ländern eine liturgische Bewegung, die tief ins Volk eindrang und vor allem in den Reihen der Jugend begeisterte Anhänger fand. Diese Jugend fand auch sehr schnell zum Choral. Auch hier blieb der Kirchenchor zunächst in den Reihen der Gegner. Dazu trug auch bei, daß die liturgischen Kreise den Kirchenchor ablehnten und zum Teil auch in seine Arbeitsgebiete eindringen, ja in besonderen Fällen sogar an die Stelle der Kirchenchöre traten. Zugleich pflegte die liturgische Bewegung aus begreiflichen Gründen den Gottesdienst mit Heranziehung des Volkes und wollte vom Hochamt, bei dem die Zuhörer stumm und passiv bleiben, nichts wissen.

Aus den gleichen Quellen herkommend, brach nun auch in der Jugend ein musikalisches Erwachen auf. Allenthalben wurden Jugendchöre gebildet, die meist recht gut sangen, oft sogar besser als der Kirchenchor. Dieser Jugendchor, den es heute fast in jeder Pfarre gibt, hilft den Gottesdienst gestalten und wirkt auch bei außerliturgischen Veranstaltungen der Pfarre mit, dringt also wieder in Gebiete ein, die bisher dem Kirchenchor zugehörten. Zugleich verharrt er in der Ablehnung des Kirchenchores („unliturgisch, vergreist und vielfach sogar musikalisch minderwertig“). Doch wirkten gerade sie erneuernd; wir stehen in einem Umbruch.

Vor etlichen Jahren hat ein um die liturgische Bewegung sehr verdienter Priester gesagt: „In zwanzig Jahren werden wir keinen Kirchenchor mehr brauchen und auch keinen mehr haben.“ Das war wohl ein Irrtum und ich bin überzeugt, daß dieses Wort heute nicht mehr gesprochen würde. Wenn jener Mann aber gemeint haben sollte, in etlichen Jahren werden unsere Chöre anders aussehen, bzw., in etlichen Jahren werden wir keine Chöre im bisherigen Stil mehr haben, dann kann ich ihm nicht unrecht geben. Der Kirchenchor im alten Stil ist im Sterben. Jener Kirchenchor, der nach einem Vereinsstatut aufgebaut war, in einem Gasthaus seine Proben hielt und laut Statuten an so und so vielen Feiertagen im Jahr beim Gottesdienst eine „Aufführung“ hatte, jener Kirchenchor, dessen Mitglieder 1938 dem Pfarrer erklärten, von jetzt an wird es so gemacht, wie wir es wollen oder die ihre Arbeit hinwarfen, wenn sie nicht gar aus der Kirche austraten, jener Kirchenchor, der sich kaum von einer Liedertafel oder einem Gesangsverein unterschied, ja zum Teil auch beides war, der Kirchenchor, der nur musikalische, zum Teil auch gesellschaftliche Interessen hatte, aber keinen religiösen Geist, dieser Kirchenchor liegt im Sterben und niemand wird ihn beweinen. Besser: Wir müssen unsere Chöre, soweit sie dafür geeignet sind, umbauen und umformen. Dieser Umbau darf sich aber nicht nur auf liturgische Richtigkeit und Vollständigkeit und auf Abbau alles rein Äußerlichen, Gesellschaftlichen und Konzertanten beschränken. Es ist ja auch nicht alles getan, wenn man einem Menschen statt des Rosenkranzes den Schott in die Hand gibt. Hand in Hand mit dem äußeren Neubau der Chöre, ja schon voraus, muß die Erfüllung der betreffenden Menschen mit einem neuen Geist gehen. Unsere Aufgabe ist es nun, die Maßnahmen zu ergreifen, die nötig sind.

Dr. Josef Schabasser
Leiter der Wiener Diözesankommission für Kirchenmusik

LITURGIE

DEFINITION, HIERARCHIE UND TRADITION IM LICHT VON „MEDIATOR DEI“

(ZWEITER TEIL: HIERARCHIE)

Nach dem Herausstellen der Grundbegriffe in der Liturgie im ersten Abschnitt geht die Enzyklika „Mediator Dei“ in einer ausführlichen Weise auf die wesentliche Frage des Hierarchischen in der Liturgie über: „Um aber das Wesen der heiligen Liturgie vollständiger zu erfassen, muß man sie noch nach einer anderen, nicht weniger wichtigen Seite, der Betrachtung unterziehen“ (Herderausgabe S. 29). Die Enzyklika lotet nun mehr in die Tiefe des Wesens der Liturgie und stellt den hierarchischen Wesenszug ans Licht, was ja heute notwendig ist. Und zwar geschieht dies im Anschluß an die Untersuchung über die Wesensbestimmung. Kurz könnte man so sagen: Dies Hierarchische zeigt uns die drei Grundelemente des liturgischen Aktes, die ihn wesentlich unterscheiden von jedem anderen Kultakt, der dies nicht hat.

Der Kodex des kanonischen Rechtes formuliert es im Kanon 1256 also: „Der Kult wird dann öffentlich (*cultus publicus*), wenn er im Namen der Kirche von Personen vollzogen wird, die dazu gültig beauftragt sind und Akte setzen, die kraft kirchlicher Einsetzung nur Gott, den Heiligen und Seligen dargebracht werden.“ Und anschließend sagt Kanon 1257: „Es ist einzig Sache des Apostolischen Stuhles, die heilige Liturgie zu regeln und die liturgischen Bücher zu approbieren.“ Diese drei Elemente des Hierarchischen, wie sie der Kanon aufzählt, finden wir auch in der Enzyklika wieder. Und so wollen wir sie der Reihe nach herausuchen und überdenken.

Das Hierarchische im kultischen Bereich umfaßt also ein dreifaches:

- I. Den Gemeinschaftscharakter (*in nomine Ecclesiae*);
- II. die Liturgen (*legitime ad hoc deputatis*);
- III. das offizielle Moment (*per actus ex institutione Ecclesiae*).

I. Der Gemeinschaftscharakter der Liturgie

Der Begriff des Hierarchischen schließt notwendig den des Gemeinschaftlichen ein: „Die Kirche ist eine Gemeinschaft und deshalb verlangt sie eine eigene Autorität und Hierarchie“ (ebda S. 29). Jeder liturgische Akt hat diesen gemeinschaftlichen Charakter; seiner Natur nach schließt er die ganze christliche Gemeinde ein. Erst dieser „im Namen der Kirche“ dargebrachte Kult erhält seine ganze innere Wirkung aus der Tatsache, daß die Kirche teilhat am Priestertum Christi; darum ist es Sein Kult, durch die Kirche vollzogen in Seinem Namen. Dies ist das von Christus empfangene Priestertum. „Welch wundervolles Schauspiel“, sagt unser Vorgänger verehrungsvollen Andenkens, Pius XI. (in „Caritate Christi“, Rundschreiben vom 3. Mai 1932), „bietet dem Himmel und der Erde die betende Kirche, wenn ohne Unterlaß Tag und Nacht die unter göttlicher Eingebung niedergeschriebenen Psalmen auf Erden gesungen werden; wenn keine Stunde des Tages gezählt wird, die nicht durch ihre eigene Liturgie geweiht wäre; wenn jedes Lebensalter seine Rolle hat beim Dank-, Lob-, Bitt- und Sühnegebet dieses gemeinsamen Flehens des mystischen Leibes Christi der Kirche.“

Zu beachten ist, daß diese Kultakte, um im Namen der Kirche vollzogen zu werden und ihre priesterliche Gewalt zu erhalten, eingekleidet sein müssen in sichtbare und spürbare Formen, ohne die sie ihren kirchlichen Charakter und ihre Wirkung auf die Gemeinde einbüßen. Aus diesem Grunde führt jedes Unterfangen, welches den Kult und die Frömmigkeit unkörperlich machen will, zu einer Verengung und Verminderung der Ausstrahlung des Priestertums Christi in der Welt und zu einer schrittweisen Verdünnung des übernatürlichen Lebens im gläubigen Volke.

II. Die Liturgen

Dadurch, daß der Herr seiner Kirche die Ausübung seines Priesteramtes vorbehielt, mußte er eine Hierarchie erwählen, der diese heilige Gewalt anvertraut ist. So besteht also keine volle Gleichheit unter den Mitgliedern dieser Kirche. Im Gegenteil erteilt das Sakrament der Weihe, das die Kirche verwaltet, den erwählten Gliedern eine besondere Gewalt und errichtet eine heilige Rangordnung, deren verschiedene Stufen den verschiedenen Dienstleistungen entsprechen.

Damit also diese Gemeinschaftsakte ihren Verpflichtungen der religiösen Gemeinde gegenüber nachkommen können, müssen sie von den Bevollmächtigten der Kirche vollzogen werden oder unter Vorsitz derer, die teilhaben an der kirchlichen Hierarchie.

Nun müssen mehrere Punkte klargestellt werden, wie sie sich aus der Enzyklika ergeben:

1. Betrachten wir zuerst die berühmte Stelle aus dem Brief an Timotheus, die der Heilige Vater an den Kopf seines Rundschreibens setzt und dadurch kraftvoll hervorhebt: „Unus enim Deus, unus et Mediator Dei et hominum: homo Christus Jesus: Es gibt ja nur Einen Gott und nur Einen Mittler zwischen Gott und den Menschen: den Menschen Christus Jesus“ (1. Tim, 2, 5). Dieses priesterliche Mittleramt ist ein ununterbrochenes und persönliches: im blutigen Opfer des Kreuzes oder im sakramentalen Opfer der Eucharistie ist Christus allein der einzige Mittler zwischen seinem Vater und uns. Um dieses sein einzigartiges Priestertum durch die Jahrhunderte fortzusetzen, bedarf er der Werkzeuge; so sind wir „Priester“ die äußeren sichtbaren Organe des Einen Mittlers. Das ist ein Hauptpunkt der christlichen Lehre und wird besonders bedeutsam, wenn wir unseren getrennten Brüdern das Priestertum darlegen wollen. Es ist auch wichtig und mahnt zur Vorsicht, wenn wir folgende Redensart gebrauchen: „Der Priester ist ein zweiter Christus“, (besser und dem heiligen Text gemäßer wäre es zu sagen: „Der Christ ist ein zweiter Christus“) oder: „Der Priester ist Mittler zwischen den Menschen und Gott“ oder: „Der Priester vertritt Christus“ oder: „Priester auf ewig“ oder: „Teilhabe an der Mittlerschaft Christi“.

2. Das Mittlertum Christi hat in keiner Weise etwas verloren von seiner einzigen und persönlichen Art. Nur bedarf seit der Himmelfahrt dieser einzige Priester Diener, welche die äußeren Riten vollziehen. Die Enzyklika drückt das so aus: „Deshalb wird das sichtbare, nach außen in Erscheinung tretende Priestertum Jesu Christi in der Kirche... ausgewählten Männern übertragen durch eine Art geistlichen Zeugungsaktes, jener ‚Priesterweihe‘, die eines der sieben Sakramente ist“ (ebda S. 31). Die Worte „sichtbar“ und „nach außen in Erscheinung

tretend“ weisen auf die instrumentale Beschaffenheit des priesterlichen Wirkens hin; es hängt also nicht zusammen mit dem inneren und unsichtbaren Gnadenwirken oder dem sakramentalen Charakter, den die Weihe der Seele des Priesters verleiht, sondern gibt immer das Recht, am Priestertum Christi mitzuwirken.

3. Die priesterliche Hierarchie tritt also nicht in die Reihe der Heilsgüter des Menschen ein; die Sakramente der christlichen Heiligung: die Taufe, die Firmung und die Eucharistie begründen voll die Würde des Christen. Der Dienst im Priesteramt liegt nicht auf dieser Linie. Es wäre nicht entsprechend, aus dem Priester einen vollendeteren Christen zu machen.

4. Ausdrücke wie: „Der Priester vertritt die Gläubigen; er ist ihr Stellvertreter am Altare; er opfert ihr Opfer“ kann man nur unter ganz Wissenden dulden; denn man kann sie falsch deuten. Der Priester ist dienender Stellvertreter Christi, des Priesters; seine priesterliche Weihe befähigt ihn, für uns die sichtbaren, rituellen Akte des einzigen und unsichtbaren Priestertums zu setzen. Die Gläubigen sind in unsere priesterlichen Akte nicht direkt eingeschlossen, sondern nur indirekt durch und mit Jesus Christus. Die Gläubigen sind als Glieder untrennbar verbunden mit dem Einen Mittler; darum liegt es in Christus, daß die Gläubigen vertreten sind durch den Dienst der Priester. Sehr bezeichnend und eindringlich sagt die Enzyklika: „Dieses Priestertum . . . nimmt nicht seinen Ausgang von der Gemeinschaft der Gläubigen und wird nicht vom Volk beauftragt. Bevor der Priester im Namen des Volkes vor Gott erscheint, ist er schon der Gesandte des göttlichen Erlösers, und weil Jesus Christus das Haupt jenes Leibes ist, dessen Glieder die Gläubigen sind, vertritt der Priester Gottes Stelle bei dem ihm anvertrauten Volk“ (ebda S. 31). Und an einer anderen Stelle: „Daß die Gläubigen das Opfer durch die Hände des Priesters darbringen, geht aus folgendem hervor: Der Diener des Altares vertritt die Person Christi als das im Namen aller Glieder opfernde Haupt“ (ebda S. 57).

5. Die Theologie gebraucht, um dies auszudrücken, einen Vergleich aus dem bürgerlichen Leben. Er ist zwar nicht aus der Heiligen Schrift, aber doch gut und wirksam: Der Priester ist sakramentales Werkzeug Christi, des Priesters. Auch die Enzyklika verwendet diesen Ausdruck: „Die Priester . . . (sind) in den heiligen Dienst eingetreten . . . der sie dem Altar weiht und sozusagen zu göttlichen Werkzeugen macht, zu Werkzeugen, durch welche das von oben stammende übernatürliche Leben dem mystischen Leib Jesu Christi mitgeteilt wird“ (ebda S. 21). Dieser Vergleich mindert in keiner Weise die Würde, die Freiwilligkeit, die Freiheit und Größe dieses Dienstes, dessen Akte ganz echt menschlich bleiben und doch durch die heilige Weihe eine übernatürliche Überhöhung erfahren. Alle priesterlichen Riten erhalten sakramentale Kraft durch die heilige Weihe und sind das notwendige und durch kein anderes Tun ersetzbare Hilfsmittel: Der Einzige Mittler ist in seinem kirchlichen Priestertum abhängig von dieser menschlichen Mithilfe.

6. Vom Laienpriestertum zu reden, übersteigt den Rahmen dieses Themas; darüber wird anderwärtig gehandelt werden. Ich möchte hier nur so viel erwähnen, als es dem Verständnis unseres Themas dienlich ist. Es ist eine alte Meinung, die heute wieder Allgemeingut der Theologie

wurde, daß das sakramentale Merkmal eine Anteilnahme am Priestertum Christi in sich schließe. Die Enzyklika bestätigt das ausdrücklich: „Es ist auch nicht zu verwundern, daß die Christgläubigen zu solcher Würde erhoben sind. Durch das Sakrament der Taufe werden die Christen ja in einem allgemeinen Sinn Glieder am mystischen Leib Christi, des Priesters, und durch den ihrer Seele gleichsam eingemeißelten ‚Taufcharakter‘ (charactere) werden sie zur Gottesverehrung bestellt; insofern nehmen sie, ihrem Stande entsprechend, am Priestertum Christi selbst teil“ (ebda S. 55).

Verbietet uns diese Deutung des Taufcharakters nicht, das „Priestertum“, der Priester und das der Gläubigen, als eine fortschreitende Entfaltung der selben geistlichen Realität anzusehen? Diese zwei „Priester“ sind gar nicht die Fortsetzung eines vom anderen. Die zwei ganz anders gearteten Verknüpfungen an das Priestertum Christi bewirken ganz verschiedene „Priester“. Der eine ist in der Reihe der werkzeuglichen Zusammenhänge; er ist der menschliche Diener, der es dem Ewigen Priester ermöglicht, hier auf Erden sichtbar sein sakramentales Mittler-tum auszuüben. Im Gegensatz dazu bewirkt das Priestertum der Gläubigen, ganz anders als das werkzeugliche Mittum des Amtspriesters für die Gläubigen als Glieder und nicht als Werkzeuge, eine organische und tätige Anteilhabe am Opfer Christi als Haupt des mystischen Leibes. Es ist also gar nicht nötig, um das hierarchische Prinzip zu retten, oder aus Angst vor der Kontroverse, die Teilhabe der Gläubigen am Priestertum zu verkleinern oder davon als etwas rein Metaphorischem zu reden.

7. Was soll man nun vom Priestertum der allerseligsten Jungfrau denken? Maria vollzieht keine Funktionen des Amtspriestertums. Sie hat im Erlösungswerk eine andere, viel großartigere Aufgabe. Doch kann und soll sie „Priesterin“ genannt werden als Glied am mystischen Leib. Und ihre viel vollkommenere Verbindung mit Christus erbringt auch eine viel innigere Teilhabe an seinem Priestertum. Doch das ist kein wesensmäßiger Unterschied. Auf jeden Fall ist der Gebrauch von Bezeichnungen so ganz verschiedendeutiger Realitäten vorsichtig zu handhaben wie: Priester, Mittlerschaft, Erlösung. Einfache Menschen, die unsere Unterscheidungen nicht kennen, vereinfachen viel zu schnell mit den Bezeichnungen auch die Realitäten und es leidet dann sehr das klare religiöse Wissen.

III. Das offizielle Moment in der Liturgie

Damit der Kult die Bezogenheit zur Gemeinschaft, zur Kirche, zum Sozialen erhalte, muß er sich in sichtbare, äußere und menschliche Formen kleiden. Die glühendste und vollkommendste Religiosität bleibt nur privat und individuell, wenn sie darauf verzichtet, sich zu äußern. Ganz unabdingbar muß hier zum innerlichen Moment das äußerlich Menschliche hinzukommen, damit es gemeinsam, kirchlich und katholisch werde. Andererseits darf die Auswahl der sichtbaren Formen nicht dem Belieben der Einzelnen überlassen bleiben. Die religiöse Autorität hat darüber Anordnungen und Gesetze zu geben. Das heißt, der Kult hat offiziellen Charakter zu tragen, und das ist Sache der Hierarchie. Die offiziellen liturgischen Bücher z. B. tragen diesen offiziellen Charakter.

Betrachten wir zuerst den Träger dieses Rechtes und dann den Gegenstand.

1. Der Rechtsträger. Seit dem Tridentinischem Konzil ist dem Heiligen Stuhl die ganze liturgische Gesetzgebung reserviert. Die diesbezüglichen Verfügungen werden streng gehandhabt und sind Modeströmungen entzogen. Doch wird in keiner Weise willkürlich vorgegangen. Wenn auch die genaue Befolgung der geltenden Gesetze verlangt wird, hat doch der Heilige Stuhl historisches Forschen und Arbeiten ermutigt und sich dadurch inspirieren lassen.

2. Der Rechtsgegenstand. Die Enzyklika verurteilt streng zwei Bestrebungen, die heute immer wieder sich melden: Erstens: „Ganz zu verurteilen ist jedoch das vermessene Beginnen jener, die mit Überlegung neue... mit den geltenden Gesetzen und Rubriken nicht mehr übereinstimmende... liturgische Gewohnheiten einführen“ (ebda S. 39). Und zweitens: „Die Versuche und Bestrebungen, alle möglichen alten Riten und Zeremonien wieder in Gebrauch zu bringen... Es ist nicht weise und nicht lobenswert, alles um jeden Preis auf das Altertum zurückzuführen“ (ebda 41). „Diese Denk- und Handlungsweise läßt jene übertriebene und ungesunde Altertumssucht wiederaufleben, der die ungesetzliche Synode von Pistoja Auftrieb gegeben hat...“ (ebda S. 43). Diese Neuerungs- und Altertumssucht sind zwei Bestrebungen, die Unbesonnenheit wecken und eine Disziplinlosigkeit, die keine Ehrfurcht mehr hat vor den geheiligten Einrichtungen der Liturgie und keine Unterordnung mehr kennt unter die Hierarchie. Doch davon später.

(III. Teil folgt.)

Dom. Lambert Beauduin O.S.B., Paris

WIE IM JAHRE 1288 DER PAPST DIE KARWOCHE UND OSTERN FEIERTE

Anton Baumstark (†) übersetzt und kommentiert in den „Ephemerides Liturgicae“, Polyglottendruck, Rom 1948, fasc. III, S. 181 f., die Aufzeichnungen einer mongolischen Gesandtschaft über die päpstliche Liturgie in der Karwoche und zu Ostern 1288. Das Dokument ist 1888 und 1895 von Bedjan C. M. herausgegeben worden unter dem Titel: „Histoire de Mar-Jabaloha et de trois autres patriarches, d'un prêtre de deux laïques nestoriens“ (Paris-Leipzig):

„Und bei der Wiederkehr des Sonntags, welcher das Hosanna-Fest (= P a l m - s o n n t a g) ist, hatten sich vom Morgen des Tages an unzählige Tausende und Zehntausende vor dem Thron (des Papstes = Sancta Sanctorum) versammelt und hatten Olivenzweige gebracht und er segnete sie und gab (sie) den Kardinälen und dann den Metropolitane und Bischöfen und dann den Fürsten und dann den Magnaten und dann warf er sie über das ganze Volk und stand vom Throne auf und man geleitete ihn in Prozession zur Kirche (St. Johann im Lateran) und er betrat den Koncha-Raum (syrische Bezeichnung des Sanctuariums) und er wechselte seine Kleider und legte rote (vielleicht hellviolette?) liturgische Gewänder an, die durchwoben (waren) mit Gold und Edelsteinen und Perlen bis auf die Beschuhung seiner Füße bzw. die Schuhe, und er betrat den Altarraum und trat (aus diesem) auf das Bema (= Ambo?) heraus und predigte und belehrte das Volk und konsekrierte die Mysterien und gab zuerst dem Rabban (= der Leiter der Gesandtschaft) das Allerheiligste, nachdem (dieser) seine Fehlerhaftigkeit bekannt und er ihm seine und seiner Vorfahren Schulden und Sünden nachgelassen hatte und es freute sich (dieser) sehr über den Empfang des Allerheiligsten aus der Hand des Herrn Papstes und unter Tränen und Weinen empfing er Es, indem er Gott dankte und die Erbarmungen bedachte, die sich über ihn ergossen hatten.

Hierauf aber am heiligen Pascha-Tag (= Gründonnerstag) ging der Herr Papst zur Kirche des heiligen Johannes des Täufers, nachdem sich viel Volk versammelt hatte, und bestieg dort eine große Estrade, die mit Teppichen belegt und geschmückt war; vor der Estrade (befand sich) ein großer Platz. Und es betraten (sie) mit ihm die Kardinäle, Metropolit und Bischöfe und sie begannen das Gebet (Sext) und als es vollendet war, predigte der Herr Papst und belehrte das Volk der Gewohnheit gemäß und von der Menge des Volkes wurde kein Laut hörbar als das „Amen“, als aber das „Amen“ gesprochen war, erzitterte die Erde von ihrem Stimmengewirr. Und von dort stieg er vor den Altar (-raum?) herab und nahm die Vermehrung der Myron-Salbe (Chrisma) bzw. der Salbungs-Salbe (= Katechumenenöl) vor und hierauf konsekrierte er die Nachlaß gewährenden Mysterien und gab (sie) dem Volke. Und von dort ging er hinaus und betrat den großen Haikal (= syrische Bezeichnung für Kirche oder Palast) und verteilte unter die hochwürdigen Väter die Gabe, einem jeden einzelnen von zwei Goldmünzen (= spanische Gold-dinare?) und dreißig Silberlinge und ging hinaus. Und er, der Herr Papst, versammelte die Genossen seiner Zelle (= zwölf Subdiakone) und wusch ihnen ihre Füße und trocknete (sie) mit einem Leintuch, das um die Lenden geschlagen war, bis zum Schluß. Und als er den ganzen Ritus des Pascha vollendet hatte, veranstaltete er um Mittag ein großes Gastmahl und die Diener (? Diakone: nicht wahrscheinlich) legten vor jeden seinen Anteil an der Speise. Es waren aber die zu Tische sitzenden ungefähr zweitausend (sicher eine Übertreibung). Und als man das Brot des Gastmahles (ab-?) getragen hatte, waren (noch) drei Stunden des Tages übrig.

Und bei der Wiederkehr des Tages, (derjenige) des Leidens unseres Erlösers ist (= Karfreitag), legte der Herr Papst schwarze Pontifikalkleidung an und alle Hochwürdigen Herrn ebenso und sie traten still heraus und gingen zur Kirche des anbetungswürdigen heiligen Kreuzes und der Herr Papst betet an und küßte es (= Kreuzreliquie) und gab es einem jeden einzelnen von den Hochwürdigen (Herrn) und als die Menschen der Volksmenge es (= die Reliquie) sahen, entblößten sie ihre Häupter und fielen auf ihre Knie und beteten an. Und er predigte und belehrte das Volk, während er das Kreuzzeichen nach den vier Himmelsrichtungen machte . . . Und als das Gebet beendet war, brachte . . . von dem Opfer des Pascha und mit ihm Wein (auf den Altar) und der Herr Papst allein nahm von jenem Opfer, weil es für die Christen nicht Sitte ist, am Tage des Leidens unseres Erlösers das Opfer darzubringen. Und er kehrte in seine Zelle zurück.

Und am Sabbat-Tag des Lichtes (= Kar Samstag) ging der Herr Papst zur Kirche, man las die Bücher der Propheten und die Prophezeiungen über Christus und stellte ein Becken auf und umwand es mit Myrthenzweige und der Herr Papst konsekrierte persönlich das Taufwasser und taufte drei Kinder (es wurden gewöhnlich zwei Knaben auf den Namen Petrus und Johannes getauft und ein Mädchen auf Maria) er signierte (= firmte) sie und betrat den Koncha-Raum und vertauschte seine Leidenskleidung und legte seine liturgischen Gewänder an, deren Kostbarkeit (jedes) Wort übersteigt und konsekrierte die Mysterien.

Und am Sonntag der Auferstehung (= Ostersonntag) betrat der Herr Papst die heilige Kirche unserer Frau Maria (= Großmarien) und sie gaben einander den Frieden(skuß), er mit den Kardinälen und Metropolit und Bischöfen und der Volksmenge und sie küßten einander auf den Mund und er vollzog die Mysterien und man empfing das Allerheiligste und er betrat seine Zelle und veranstaltete ein Festmahl und grenzenlose Freudenfeier. Und am Neuen Sonntag nahm der Herr Papst eine Handauflegung vor und ordinierte drei Bischöfe. Und es sahen Rabban Sauna und seine Begleiter ihren Brauch und feierten die gesegneten Feste mit ihnen.“

KATHOLISCHES LEBENSBUCH

(4. Fortsetzung)

Vor bemer kung: Es regt sich im katechetischen Leben ringsum: In Amerika, in Frankreich, in Holland, in Deutschland, in der Schweiz, in Österreich, überall versucht man neue Wege. Vielfach nähert man sich diesem Versuch, aus dem biblischen und liturgischen Leben ins katholische Leben hinauszuschreiten. Aber überall bleibt man auf halbem Wege stecken. Leider kann der geduldige Leser aus den wenigen Schritten noch nicht den Weg abmessen. Nur Geduld. Es wird erst der Weg pikettiert. Es ist noch zu früh, erwartete Erklärungen abzugeben. Die Praxis aber beweist, daß es der rechte Weg ist. —

5. Sündige Kinder

(Bild vom Opfer Kains und Abels)

Die Bibel erzählt uns in der Genesis nicht nur die Sünde der Stammeltern, sondern auch die Sünden der Kinder, die wie eine böse Saat aus bösem Samen emporschossen.

1. Am Opferaltar. So frech wurde die Sünde, daß sie sogar vor dem Opferaltar nicht zurückschreckte. Das Verhalten am Opferaltar erlaubt uns einen Einblick in das religiöse Leben von Adam und Eva und ihren Kindern. Sie brachten Gott und nur Gott Huldigungsgaben dar, die man Opfer nennt. Durch diese Gaben wollten sie Gott sagen, daß sie Ihm ganz gehören und sich auch schenken möchten. Aus Liebe zu Ihm, zur Anbetung und Anerkennung Seiner Herrschaft. Zum Dank für alle Wohltaten. Als Bitte um Seine Hilfe. Um Seine Verzeihung für die Sünden zu erflehen. Denn es drängt den Menschen, nach außen kundzutun, was er innerlich fühlt. Seit dem Opfer Abels haben alle Menschen durch alle Länder und Zeiten die Gottheit durch Opfer verehrt. Bei den Israeliten werden wir es vor allem wahrnehmen. Auch die Heiden opferten. Das letzte Buch der Bibel, die Geheime Offenbarung, wird uns erklären, daß alle Opfer aller Zeiten nur wie ein Schattenbild des größten Opfers, des Kreuzesopfers Jesu Christi waren, das wir in jedem Meßopfer gegenwärtig haben.

Auch Kain und Abel, zwei der vielen Kinder von Adam und Eva, brachten Gott Opfer dar. Abel suchte sich die schönsten Lämmer aus seiner Herde aus, weil er Gott innig liebte. Kain nahm von den Früchten des Feldes, was nicht gut geraten war. Es reute ihn, etwas besseres Gott darzubringen, weil sein Herz kalt war. Gott gab Abel zu erkennen, daß Er seine Herzenshingabe freudig annehme. Den Kain warnte Er vor der Sünde, die er mit seinem herzlosen Opfer beging. Wie mag etwa Gott dein Sonntags-Meßopfer anschauen?

2. Aus dem Neid erwuchs ein Mord. Kain wurde auf Abel eifersüchtig, weil Gott sichtbar an dessen Opfer Wohlgefallen hatte. Der Neid, der aus der Hölle stammt, nagte schon lange an seinem Herzen. Gott warnte Kain auch gegen den Neid umsonst. Kain wendet sich von Gott ab. Eines Tages lädt er Abel zu einem Gang durch die Felder ein. Plötzlich stürzt er sich auf ihn und schlägt ihn tot. Entsetzt starrt Kain auf die erste Leiche. Hatte nicht Gott den Eltern gedroht, daß der Tod der Sold

für die Sünde sein würde? Der erste Mord schreit zum Himmel. Gott steht für den unschuldigen Abel ein.

Gott: „Kain, wo ist dein Bruder?“

Kain: „Bin ich der Hüter meines Bruders?“

Gott: „Das Blut deines Bruders schreit zu mir und verlangt Bestrafung.“

Kain: „Dann werden mich nun alle verfolgen und töten.“

Gott: „Nein, ich allein bin der Herr über Leben und Tod. Ich werde dir ein Zeichen auf die Stirne drücken, daß sie dir nichts antun. Doch dein böses Gewissen wird dich überall verfolgen...“

Da floh der Mörder Kain weit weg in eine andere Gegend, wo er sich niederließ. Adam und Eva fanden Abels Leiche, die ihnen den angebotenen Tod vorstellte. Beschämt erkannten sie, daß ihre Sünde ihren eigenen Sohn Kain angesteckt hatte.

3. Die Sündenlawine. Die Familie der Stammeltern wuchs und wuchs zu vielen Enkeln und Enkelkindern. Leider wuchs und verbreitete sich mit ihnen auch die Sünde. Die Genesis verschweigt uns die Überschwemmung des Bösen nicht. Es fehlten zwar die Guten nicht, aber ihre Schar war so klein.

Von einem Mann, der Henoch hieß und ganz besonders fromm und gut war, berichtet sie, daß Gott ihn auf wunderbare Weise von der Welt zu sich rief. Doch die Sünde wurde immer frecher und gemeiner, so daß Gott beschloß, alle Menschen wie giftiges Unkraut auszurotten.

4. Die Sintflut brachte die Strafe für allen Sündenschmutz. Es gab aber noch eine Familie, die gottesfürchtig blieb: Noe, seine Frau, seine drei Söhne mit ihren Familien. Auch in den schlimmsten Zeiten wird es noch immer gute Menschen geben, die Gott die Treue halten. Der heilige Gott strafte die Sünder, verschonte die Gerechten. Seine Strafe richtet sich ja nach der Schwere der Sünde. Bevor Er strafte, warnte Er die Sünder nochmals. Dem Noe befahl er, ein großes Schiff zu bauen, damit er sich mit seiner Familie retten könnte, aber auch damit die Sünder sähen, daß die Strafe nahte. Noe gehorchte dem lieben Gott, obwohl er nicht ganz verstand, warum er auf dem trockenen Feld ein Schiff bauen sollte, und obwohl er den Spott seiner Mitbürger fürchtete. Er machte sich an den Bau des Schiffes, der viele Jahre dauerte. Die Leute lachten ihn aus. Er aber verkündete ihnen die nahende Strafe und bat sie, zu Gott zurückzukehren. Sie trieben es noch ärger (Mt. 24, 37. Lk. 17, 26—27. 1 Petr. 3, 20, 2, 25).

5. Die Zeit der Gnade war verstrichen: Als das Schiff fertig war, befahl Gott dem Noe, die Tiere ins Schiff einziehen zu lassen und dann mit seiner Familie einzutreten. Gott selber schloß die Tür zum Zeichen, daß Er sie beschützen werde.

(Bild von der Arche auf den Wogen.)

Es begann zu regnen. Tag und Nacht, Woche um Woche. Das Wasser stieg immer höher hinter den fliehenden Sündern, die nun mit Schrecken sahen, daß Gott mit sich nicht spotten läßt. Alles bewohnte Land kam unter Wasser bis über die höchsten Höhen, so daß alle Einwohner in den Fluten umkamen. Nur die Arche, wie das Schiff heißt, schwamm ruhig auf den Fluten und rettete ihre Insassen. Das hohe Wasser blieb noch Wochen stehen, nachdem der Regen aufgehört hatte. Noe wartete ruhig, bis das

Schiff sich auf festen Boden gesetzt hatte. Raben und Tauben sandte er zur Erkundigung aus. Als die letzte Taube nicht mehr heimkehrte, wußte er, daß der Boden wieder hervorgetreten war. Zur Sicherheit wartete er noch eine Woche.

6. Endlich zog Noe aus der Arche. Das Wasser war ganz verschwunden. Das Land war trocken. Weit und breit war er mit seiner Familie der einzige Mensch, der noch auf Erden lebte. Ergriffen spürte er, wie unendlich gut Gott mit ihm gewesen war, aber auch wie gerecht und heilig. Was man seit der Zeit der Stammeltern immer getan hatte, das tat er auch. Er baute einen Altar und opferte darauf ein Rind, das aus der Arche kam. Mit diesem Opfer dankte er Gott für die Rettung und empfahl sich Seinem Schütz. Gott segnete ihn und versprach ihm, daß Er keine Sintflut mehr senden werde. Dafür werde der Regenbogen ein Zeuge sein. Die Sünden werde Er aber weiter strafen, jedoch auf andere Art. Leider mußte Noe das an seinem eigenen Sohn Cham bald erfahren. Als nämlich Noe einmal Wein getrunken und davon berauscht worden war, traf ihn Cham unbekleidet im Zelte liegen. Statt ihn züchtig zuzudecken, rief er die Brüder, die aber den schlafenden Vater zudeckten. Als Noe erwachte und das Geschehene erfuhr, verfluchte er Cham und wies ihn weg, da er abscheulich gehandelt hatte. Dann aber sprach Noe einen eigentümlichen Segen über seinen Sohn Sem:

Gepriesen sei der Herr, der Gott Sems,

Kanaan (Chams Sohn) aber sei ihm Knecht.

Raum schaffe Gott dem Japhet (dem zweiten Sohn),

daß er wohne in den Zelten Sems...

Diesen Segen können erst wir voll verstehen. Denn aus der Nachkommenschaft Sems ist der Heiland gekommen, der allein alle Menschen retten kann. Der Retter, den Gott bei der Vertreibung der Stammeltern aus dem Paradies versprochen hatte, trat von nun an immer deutlicher hervor, bis Er in der Krippe endlich erschien und am Kreuz uns erlöste.

Andeér

Dr. T. Zanetti

„Dieses Buch ist ein einzigartiges Erlebnis...“ schreibt uns Missionspriester W. H. nach der Lektüre von

DOM ROMANOS RIOS

MENSCHEN, DIE GOTT GEFUNDEN

Benediktiner von heute

Lebensbilder der Christusbildung aus allen Erdteilen. Übersetzt a. d. Englischen. 340 Seiten, 8 Abbildungen auf Kunstdruckpapier, Preis Halbl. S 28.—, kart. S 23.—.

„Dieses Buch stellt in seiner Gesamtheit einen Teil des hohen Liedes katholischer Treue und Pflichterfüllung dar.“ („Wiener Kirchenblatt“)

„Die knappen Skizzen sind streng historisch gehalten, beschränken sich im Lebenslauf und in der seelischen Entwicklung auf das Wesentliche. Die Nüchternheit des Stiles und die gediegene asketische Vertiefung ergänzen sich wohlthuend. Der Gesamteindruck, den dieses Buch vermittelt, ist erhebend... Mit überzeugender Klarheit liefern diese großen Seelen den Beweis, daß am alten Stamm der Benediktinerregel immer von neuem echte Heiligkeit erblüht...“

(„Benediktinische Monatsschrift“, Einsiedeln/Schweiz)

VERLAG RUPERTUSWERK — ERZABTEI ST. PETER / SALZBURG

WERKRAUM

DER LEIB IN HEILIGEM DIENST

(Eine Veranstaltungsreihe des Liturgischen Institutes)

Wir sprechen hier vom Leib im heiligen Dienst der Liturgie. Kein Zweifel, daß die Bedeutung des Leiblichen im liturgischen Vollzug heute zu wenig erkannt wird. Es ist, wie wir glauben, für die weitere Entfaltung der liturgischen Erneuerung von entscheidender Bedeutung, daß von Klerus und Volk die Tragweite der Worte erfaßt werde, die Papst Pius XII. darüber in seinem Rundschreiben „Mediator Dei“ (I, 2) ausspricht:

„Der gesamte Kult, den die Kirche Gott darbringt, muß sinnfällig und innerlich sein. Sinnfällig, weil es so das Wesen des aus Leib und Seele zusammengesetzten Menschen verlangt; dann, weil es von Gott so gefügt ist, daß, während wir Gott mit leiblichem Auge erkennen, er in uns die Liebe zu Unsichtbarem entflammt“, ferner liegt es in unserer Natur, daß alles Seelische sich sinnhaften Ausdruck gibt; weiterhin ist die Gottesverehrung nicht nur Sache des Einzelnen, sondern ebenso der menschlichen Gemeinschaft und muß deshalb sozialen Charakter tragen... Endlich offenbart das Sinnfällige in besonderer Weise die Einheit des mystischen Leibes...“*)

Könnte man schönere Worte über die Bedeutung des Sinnfälligen, Körperlichen, im Kult der heiligen Kirche finden?

Ausgehend von der Notwendigkeit der Verbreitung solcher Erkenntnisse bat das Liturgische Institut zu Beginn dieses Jahres Univ.-Professor Dr. P. Ildefons Betschart O.S.B. zu einem Zyklus von Vorträgen, den der Vortragende in fünf Abenden im Saal des Liturgischen Institutes unter dem Thema „Seelische Grundlagen der menschlichen Ausdrucksformen“ entwickelte. Wir werden auf die dargelegten Gedanken noch zu sprechen kommen und verweisen heute nur mit ein paar Schlagworten auf einige grundsätzliche Erwägungen Prof. Betscharts:

1. Es ist eine wunderbare Weisheit der Kirche, daß sie für das Zentrum des Kultes, die heilige Messe, die sprachliche Form schon geprägt hat. Die Bindung des Einzelnen daran verlangt Zucht und Maß und Opfer, enthebt ihn aber auch der Gefahr des Sichverlierens in Subjektivismen, im Ichkrampf. 2. Das Festhalten der Kirche an der lateinischen Kultsprache liegt zweifellos auch auf dieser Linie. 3. Es ist sehr wichtig, die verschiedenen Stufen gesteigerter Ausdrucksformen richtig zu bewerten, vor allem die Gesetze des Rhythmus (animalischer und imaginativer Rhythmus); das gilt für die Sprache und für die Bewegung. Von daher begreifen wir auch wie das rechte Lied den ganzen Menschen erfaßt und wie wahr das alte Wort ist: „Bis orat, qui bene cantat.“ 4. Die Wiederverlebendigung der körperlichen Ausdrucksformen im Gottesdienst ist ein ganz wesentliches Anliegen. Doch jede Ausdrucksbewegung, jedes Zeichen ist nur dann sinnvoll, wenn es wirklich Ausdruck der entsprechenden inneren Haltung ist und als Zeichen dafür auch erkannt wird. — Im Gesamten des menschlichen

*) Sperrungen von uns. D. R.

Lebens wird es vielfach unsere Aufgabe sein, von Formeln zu wesentlichen Formen des Ausdruckes voranzuschreiten. Der wiederbelebte echte Mitvollzug der liturgischen Formen könnte sich hierin segensvoll für das ganze Leben auswirken. — Im Anschluß an die Vorträge von Professor Betschart sprach noch die bekannte Wiener Künstlerin Aimée Carola von Kutschera speziell über die Gestaltung der Bewegung in Kult und Kunst. Neben einem historischen Überblick, der besonders dem (heidnischen) Kulttanz galt, führte sie mit großem künstlerischem Empfinden an Hand von ausgewählten Beispielen praktisch die elementare Entfaltung der verschiedenen religiösen Gebärden vor Augen.

Die Thematik aller dieser Vortragsabende, welche das Liturgische Institut (in Verbindung mit dem Salzburger Katholischen Bildungswerk) veranstaltete, hat gezeigt, wie weit- und tiefgreifend diese Fragen sind, die leider vielfach noch für peripher gehalten werden. Nochmals sei es gesagt: Die Worte der Liturgie-Enzyklika über das Sinnfällige, körperliche Element im katholischen Kult sind ein Anruf für alle! Schließlich geht es, wie ich schon beim Abschluß der besprochenen Vortragsabende hervorheben konnte, um das Wesensbild des katholischen Menschen überhaupt!

Adalbero Raffelsberger O. S. B.

LITURGISCHE SPRECHERZIEHUNG

Aus den liturgischen Vorschriften und Gebräuchen, die von der Kirche beobachtet werden, erkennt man, welche Bedeutung die Sprache und ihr Instrument — die menschliche Stimme — für die Gestaltung des Gottesdienstes besitzen.

Damit wird die Sprecherziehung — die Erziehung zu verständlichem, würdigem, veredeltem und ausdrucksvollen Sprechen — zu einer seelsorglichen Angelegenheit für die liturgische Erziehung von Priester und Volk.

In unserer Sprache fällt die sinnvermittelnde — also wesentliche — Aufgabe dem sogenannten „sprecherischen Akzent“ (der stimmlichen Sinnbedeutung und Sinnbetonung) zu. Mit dieser Grunderkenntnis setzt die liturgische Sprecherziehung ein. Für die liturgische Sprecherziehung der Gemeinde genügt wohl die eingehende Kenntnis der Elemente des nachgestaltenden Sprechens und eine gewisse Vertrautheit mit denselben. Unter nachgestaltendem Sprechen versteht man in diesem Falle — im Gegensatz etwa zur priesterlichen Predigt — das freie Sprechen feststehender Gebete sowie das Vortragen liturgischer Texte (z. B. Introitus, Epistel, Evangelium usw. bei Gemeinschaftsmessen) oder Litaneien usw. bei Volksandachten.

Um das Gemeinschaftsgebet steht es in vielen Pfarrgemeinden nicht gerade zum Besten. Denken wir daran, wie unangenehm der so oft karierte vermeintliche „Kirchenton“ empfunden wird, besonders von der Jugend, die ein äußerst kritisches Schönheitsempfinden besitzt! Die Schäden, welche dieser vermeintliche „Kirchenton“ hervorgerufen hat, dürfen nicht übersehen werden! Ein Beispiel sei hier angeführt: Viele lehnen das Rosenkranzgebet schlechtweg ab, weil sie — und das nicht ganz ohne unser Verschulden — damit den Gedanken an eine „Gebetsmühle“ verbinden. Unser mündliches Gebet ist so oft unnatürlich, mechanisch geworden, es fehlt ihm leider manchmal jede Sinnbetonung; so wird es dann unschön, unwahr und unerquicklich für die Gemeinschaft,

stößt sogar viele ab und bleibt schließlich nur ein unwürdiges und gedankentötendes Lippengebet, das man dann mit Recht ablehnt. Darum muß die Forderung lauten: Mehr Sprechdisziplin in unserem mündlichen Gebet! Sprechdisziplin im Gottesdienst kann aber nur durch eine methodisch durchgeführte, liturgisch ausgerichtete Sprecherziehung erreicht werden. Unser Zwiesgespräch mit Gott muß sich aus dem Glaubenserlebnis, der Ehrfurcht und dem Schönheitsempfinden des Menschen heraus gestalten. Der Drehorgelton, der unsere poesiereichen Psalmen und Litaneien (ob diese lateinisch oder deutsch gebetet werden, ist gleichgültig) so gräßlich entstellt, muß ausgemerzt werden, und zwar mit aller Energie!

Das äußere Gewand unserer Zwiesprache mit Gott — unser Sprechstil — muß wahrhaftig, edel, rein und schön sein, wie alle Werke aus Menschenhand, die der Verherrlichung Gottes im Kulte dienen. Liturgische Sprecherziehung soll unserem katholischen Volke aufs neue das Tor öffnen zu den Reichtümern unseres kirchlichen Gebetsschatzes. Der Inhalt des Vaterunsergebetes, des Glaubensbekenntnisses, des Ave Maria muß in seiner ganzen Größe, Erhabenheit und Bedeutungsschwere in unserem mündlichen Beten zum Ausdruck kommen, damit die Kraft der heiligen Worte, die wir sprechen, unser Herz entzünde und die Gemeinde erbaue.

Für den Lesegottesdienst, der noch viel zu wünschen übrig läßt, sollte man bedenken: Der durch ein Schriftbildzeichen festgehaltene sakrale Text erfährt Sinndeutung und ureigenen Ausdruck in seiner sinngemäßen „Verlautung“ (aus toten Buchstaben werden lebendige Laute). Das gesprochene Wort ist älter als die Schrift, die einen U m w e g menschlicher Verständigung darstellt. Mittels der Schrift können wohl Denkinhalte fixiert und konserviert werden, niemals kann aber die lebendige Sprache durch unser Schriftbild erschöpfend dargestellt oder gar ersetzt werden. Die Schrift kann ja weder Ton noch Intensität, Zeitmaß und Modulation wiedergeben oder ausdrücken, wie dies einzig der menschlichen Stimme vorbehalten bleibt. Was wir etwa als „Wortbeseelung“ bezeichnen könnten, ist nichts anderes als das Produkt der eben aufgezählten Fähigkeiten unserer menschlichen Stimme. In der kirchlichen Liturgie gibt es kein stummes Lesen, selbst der Kanon wird vom Priester gesprochen, muß gesprochen werden! Die wenig glücklich gewählte, doppelsinnige Bezeichnung „Schriftsprache“ hat im Leseunterricht schon zu verhängnisvollen Irrtümern geführt. So wird nicht selten der unglückliche Versuch unternommen, „nach der Schrift“ zu lesen. Wenn man die Sprechregeln für die deutsche Hochsprache kennt, wird man erst gewahr, wie falsch ein Lesen „nach der Schrift“ ist. Von unseren Satzzeichen kann nicht behauptet werden, daß für sie immer eine sprechgemäße Anwendung garantiert ist. Daher sind Satzzeichen nicht immer zu lesen, wo man sie vorfindet — und umgekehrt.

Um unser Lesen steht es im allgemeinen nicht gut. Schuld daran trägt die hergebrachte Lesemethode, bedingt durch einen lebensfremden Leseunterricht, der vielen Kindern den natürlichen Sprachausdruck verdarb. Jeder Lehrer, auch der Katechet, müßte sprechpädagogische Kenntnisse besitzen — und die nicht nur in der Theorie! Leider räumen unsere Lehrpläne der Sprecherziehung nur eine ungenügende Zahl von Unterrichtsstunden bzw. überhaupt keine ein, obschon das gesprochene Wort Urelement des Unterrichtes ist. Gutes Vorlesen ist kein Privileg für Vortrags-

künstler, setzt auch keine hervorragende Begabung voraus, wenn man von künstlerischem Lesen absieht; es beruht auf der Einsicht in die Zusammenhänge des Textes und auf Übung, die hier besonders wichtig wird. Unser Leseunterricht dürfte nicht, wie es noch oft geschieht, zum Buchstabieren (Artikulieren) erziehen, sondern zur sinngebenden Ausdrucksgestaltung. Lies also wie du sprichst! Wie anregend und belebend wirkt auf unser Ohr — und damit auf unseren Geist — ein flüssiges, natürliches „Sprechlesen“. Mit der Forderung nach klarem und deutlichem, sinnbetontem Lesen (die man immer wieder hört) ist es allein aber nicht getan.

Es seien daher folgende Vorschläge gemacht, nach denen das Lesen im Gottesdienst seine Entwicklung und Verbesserung erfahren müßte:

1. Nur die Lautung (also das Sprechen) eines Textes gibt demselben seine naturnotwendige Erfüllung, wie z. B. das Drama erst auf der Bühne, im Spiel, Leben gewinnt, indem es wirklich zur „Handlung“ wird.

2. Das Schriftbild darf für unser Lesen nicht allein maßgebend sein; nicht durch Satzzeichen abgeteilte, sondern sinngebundene Wortreihen werden künftig als solche gelesen, weil unsere Satzzeichen nicht in jedem Falle Sprechzeichen sind.

3. Der zu lesende liturgische Text muß zuvor als Sinn Ganzes erfaßt werden, erst dann kann er seine lautliche Sinndeutung erfahren. Sinngemäßes „Sprechlesen“ ist die lautliche Gestaltung eines Gedankeninhaltes in natürlicher und lebendiger Sprechform; es ist Mitteilung, also Verständlichmachung eines Textes (Lehrgottesdienst) und damit die Erfüllung einer liturgischen Grundforderung, nach welcher die Gemeinde aktiv am gottesdienstlichen Geschehen teilhaben soll.

Die Grundforderungen der Sprecherziehung müßten einmal Allgemeingut werden. Unsere Kultur sowie unser gesamtes geistiges und religiöses Leben würde dadurch wertvolle Impulse erhalten. Das Unterrichtsfach „Sprecherziehung“ finden wir leider nur an den Hochschulen, nicht — was von eminenter Bedeutung wäre — an allen Schulen.

In unserem Falle werden die Jugendseelsorger und ihre Mitarbeiter für eine zeitgemäße liturgische Sprecherziehung eintreten müssen. Es werden sich dabei ungeahnte Möglichkeiten innerer Bereicherung für unsere Jugend erschließen. In besonderen Arbeitsgemeinschaften sollten dann fachlich geschulte Sprecherzieher die Gemeinde — besonders aber die junge Gemeinde — mit den Elementen der Sprechtechnik und der Ausdrucksgestaltung vertraut machen. Immer wieder werden aus der Jugend die Impulse kommen müssen: für eine Reform der sinnbetonten Gestaltung unseres Gemeinschaftsgebetes.

Dr. A. Schiffkorn, Linz

(Wir bringen dazu eine Ergänzung. D. R.)

AFRIKA UND DIE LITURGIE

In seinem von der maßgebenden Kritik einstimmig gelobten Buche „Die katholische Kirche im neuen Afrika“ (Verlag Benziger, Einsiedeln-Köln 1947), welches besonders die Bedeutung der katholischen Missionen für die große Zukunft des schwarzen Erdteils behandelt, kommt der bekannte Missionswissenschaftler Prof. Dr. Johannes Beckmann S. M. B., auch öfters auf liturgische Belange zu sprechen.

Schon seine Definition der Missionsarbeit, die mindestens eine wesentliche Ergänzung der herkömmlichen bedeutet, d. h., daß er die afrikanische Kirche „jenes Teilstück der allgemeinen Weltkirche“ nennt, „in welche die Bewohner des schwarzen Erdteiles durch die heilige Taufe eingegliedert wer-

den, um durch sie am göttlichen Leben teilnehmen zu können“ (S. 264, vgl. S. 87), ist für den liturgisch Eingestellten von großem Interesse.

Die Wichtigkeit, die der Liturgie in Afrika zukommt, erhellt deutlich aus einer Bemerkung des Verfassers, die zwar zunächst nur die eucharistische Erziehung betrifft, aber wohl auch auf den Einfluß der gesamten Liturgie bezogen werden darf: „Die wilden Sitten werden gemildert — schon im Antlitz der Einzelnen gewahrt jeder Kenner den großen Unterschied —, in der Familie zieht der Friede ein mit einer gegenseitigen Hochschätzung, die dem Heidentum bisher unbekannt war, die sozialen Beziehungen bessern sich, Haß wird in Liebe und Verzeihung gewandelt und selbst die gespannten Beziehungen zwischen Schwarz und Weiß gewinnen durch die Eucharistie eine gewisse Entspannung“ (S. 278).

Des weitern umschreibt Prof. Beckmann die grundlegende Bedeutung der Liturgie für Afrika, wenn er sagt, daß die Aufgabe der Mission bei den Neugetauften darin bestehe, sie religiös und sakramental zu heben und zu heiligen und die Taufgnade zu mehren und zu stärken, was alles in erster Linie durch die Liturgie vermittelt werde (S. 271/72). Und über die Auswirkungen des Sonntagsgottesdienstes im besonderen auf Christen und Volk schreibt er: Dadurch „wächst . . . die neue Gemeinschaft der Christen zusammen. Es entsteht die Gemeinde, die über die Familie und Sippe hinaus die Stammesangehörigen und vielfach auch Angehörige mehrerer Stämme zusammenfaßt“ (S. 262).

Die Verantwortung der Mission, die Liturgie gebührend zu pflegen, ist also dringend und ernst. Sie wird noch vergrößert, aber als Aufgabe auch weitgehend erleichtert durch den Umstand, daß Charakter, Lebensweise und örtliche Verhältnisse den Schwarzen wirklich geeignet machen, aktiv am liturgischen Leben der Kirche teilzunehmen, wenn sich auch andererseits gerade aus ihnen wieder manche Schwierigkeiten ergeben (S. 272). Deshalb ist die möglichst feierlich gestaltete Liturgie bei den Eingeborenen sehr beliebt. Sie macht immer wieder nachhaltigen Eindruck auf sie. Besonders die kirchlichen Hochfeste, die Pontifikalämter und die neu begeisternden Prozessionen, ließen stets wieder Liebe zur katholischen Religion aufflammen.

Die katholische Mission hat sich denn auch weitgehend bemüht, die Liturgie zu pflegen und die Schwarzen in sie einzuführen. In den Katechumenaten wird oft die letzte Zeit vor der Taufe der Einführung in die heilige Messe gewidmet, die dadurch vertieft wird, daß nun die Taufbewerber erstmals der ganzen Opferfeier beiwohnen dürfen. Die aktive Teilnahme der Gläubigen selber wird vor allem durch den Choralgesang zu erreichen gesucht, dessen Melodien ihrem Empfinden sehr entsprechen. In einigermaßen entwickelten Stationen singen Kinder und Erwachsene die Meßgesänge und es wird in dieser Hinsicht oft mehr geleistet, als in vielen Pfarreien Europas (S. 272). Da die aktive Teilnahme an der Liturgie die Beteiligung am Opfermahl als wichtigste Handlung in sich schließt, geht Hand in Hand mit der liturgischen die eucharistische Erziehung. Dieser sind z. B. bei den Weißen Vätern besonders die ersten Wochen nach der Taufe gewidmet. Die Weisungen Pius X. über die heilige Kommunion werden gegenüber den Kindern auf den Missionsstationen selber getreu befolgt, während die anderen Kinder vielerorts, wenn sie 10 bis 12 Jahre alt sind, in einem Katechumenat, das bis ein Jahr dauern kann, auf die Erstkommunion vorbereitet werden (S. 276). Öftere Belehrung über das Wesen der Eucharistie, besonders der Hinweis darauf, daß jedes Leben Speise zu seiner Erhaltung und zu seinem Wachstum braucht, sucht den Eifer für die Opferspeise wachzuhalten (S. 278). Liturgische und eucharistische Erziehung Hand in Hand haben an vielen Orten schon herrliche Früchte reifen lassen. So beschreibt ein Reisender aus Uganda den Gottesdienst: „Eine große, weite Scheunenkirche mit Stroh gedeckt: keine Bänke, nur fein geflochtene Matten auf dem gestampften Lehm Boden. Aber der ganze Raum mit Christen gefüllt. Kopf an Kopf stehen sie da, hinten die Frauen, vorn die Männer und ganz vorn die Kinder . . . Eine Reihe schwarzer Meß-

diener tritt an den Altar und hinter ihnen, nein, ich täusche mich! Und es ist doch keine Täuschung: drei schwarze Priester im festlichen Ornat schreiten zum Altar und feiern das heilige Opfer mit Würde und Andacht. Asperges, Kyrie, Gloria..., wie ein gewaltiges Brausen geht es durch die Gemeinde. Das ganze Volk singt die lateinischen Lieder. Credo... Und jetzt Stille. Der schwarze Priester besteigt die Kanzel zur Predigt... Das heilige Opfer geht weiter. Wandlung, Kommunion... Da geht auf einmal eine Bewegung durch die Menge. Nach vorn drängen sie zur Kommunionbank, und zwanzig Minuten lang teilen die drei Priester an ihre Landsleute die heilige Kommunion aus“ (S. 354).

Neben der Meßliturgie wird wegen des Ahnenkultes der Schwarzen große Sorgfalt auch auf die kultische Begleitung von Sterben und Begräbnis verwendet. Ihrer Wirkkraft zur Verdrängung des Heidentums aus den letzten Positionen und der Verchristlichung des Alltags halber, läßt die Mission ferner die Sakramentalien stark zur Geltung kommen, und es erhalten darum viele der in Europa fast vergessenen Teile des Rituale wieder ihre Bedeutung.

Außer dem Choral wird auch das Kirchenlied gepflegt. Während man lange Zeit ausschließlich europäischen Melodien einheimische Texte unterlegte, kam man nach langem Studium und mühsamen Versuchen so weit, Lieder aus dem Geiste der afrikanischen Musik heraus zu schaffen. Paul Jans M.S.C. und W. Walschap M.S.C. haben daran das Hauptverdienst. Diese zunächst aus gottesdienstlichen Bedürfnissen entsprungene Leistung ist übrigens von unschätzbarem Wert für die afrikanische Kultur. Sagt doch Prof. Beckmann: „Nur auf diese Weise kann die afrikanische Musik vor dem Zerfalle bewahrt und dem Volke gerettet werden, das sich sonst immer wahlloser und widerstandsloser der europäischen Musik hingibt“ (S. 237).

Eine ähnliche Sendung erfüllt auch die liturgische Kunst. Während man sich nämlich in Nordafrika, in Abessinien und im Sudan an gewisse Vorbilder anlehnen kann, ist man südlich des Sudans gezwungen, aus einheimischem Kunstempfinden heraus einen Stil für den Kirchenbau zu erarbeiten. P. Theotim O.M.Cap. legte auf einer Kunstaussstellung in Leopoldville das Modell eines Gotteshauses nach dem Vorbild eines Negerdorfes vor. Weiter fortgeschritten ist die liturgische Kleinkunst, wie Skulptur, Ornamentik, Verfertigung von Kreuzen, Meßpulten, Leuchtern usw. (S. 230 ff.).

Für den Freund der Liturgie dürfte schließlich auch noch von einigem Interesse sein, zu vernehmen, daß von der Mission in vielen Teilen Afrikas die altliturgische Institution des Katechumenates durchgeführt wird. Diese war seinerzeit von Kardinal Lavigerie gefordert worden, der auch vorschlug, die Taufbewerber in drei Gruppen zu teilen, nämlich in die Postulantes, denen der Zutritt zu den Kulthandlungen noch verwehrt sei, in solche, die am Gebets- und Lesegottesdienst teilnehmen dürften und in Electi ohne jede Arkandisziplin. Wie weit diese Einteilung heute durchgeführt ist, geht aus dem Buche nicht klar hervor. Doch wird gesagt, daß z. B. bei den Weißen Vätern die Übung besteht, die Katechumenen erst nach der Taufprüfung zur ganzen Meßfeier zuzulassen (S. 264). An die altliturgische Einrichtung der Katechumenenprüfung schließen sich die beiden Skrutinien an, das eine vor der Aufnahme ins Katechumenat und das andere vor der Taufe, die in Afrika weit verbreitet sind. Auch ein Brauch, der an die altchristliche Kirchenzucht gemahnt, sei noch erwähnt, daß nämlich für öffentliche Sünden öffentliche Buße geleistet werden muß (S. 271).

Damit der Bericht über Afrika und die Liturgie vollständig würde, müßte auch über die zahllosen Schwierigkeiten berichtet werden. Es genüge aber der Hinweis auf das Fehlen jenes bedeutendsten Hilfsmittels zur Pflege der Liturgie, das in Europa als selbstverständlich gilt, die Übersetzung des Missale in die Muttersprache. Bisher konnten erst die unveränderlichen Teile der Messe in Übersetzungen herausgegeben werden, während die wechselnden Teile durch Gebete im Geiste der Liturgie ersetzt werden mußten (S. 273).

Die bisherigen Bemühungen und Leistungen auf dem Gebiete der Liturgiepflege in Afrika berechtigen zu schönen Hoffnungen für die immer weitere Durchdringung der Eingeborenen mit dem Geiste der Liturgie, aber auch für segensreiche Auswirkungen auf Christentum und Volk. Diese Hoffnungen werden noch durch die Tatsache genährt, daß es in Afrika bereits ein eigenes liturgisches Apostolat gibt, das vom Laien-Missionsarzt Dr. Mc. Murtrie (Marianhill) geführt wird und sich für Choralpflege und Verbreitung liturgischer Kenntnisse bei Schwarzen und Weißen einsetzt.

MELODIAE PSALMORUM. Eine chinesische Psalmenvertonung. Ein chinesischer Tauffbewerber, Chiang Wen Yeh, aus Formosa, ließ 1947 unter dem Titel „Melodiae Psalmorum“ eine kleine Auswahl von Psalmvertonungen erscheinen (Vol. I. Peiping, Domus Franciscana, Studium biblicum). Sie wird von Professor Georg Schaffhauser, Schöneck, in der „Neuen Zeitschrift für Missionswissenschaft“ (Schöneck, IV, 1948, 214 ff.) eingehend beschrieben. Die Sammlung umfaßt 25 Psalmen und einzelne nicht psalmodische Gesänge, wie ein Ave Maria, Regina Coeli und Salve Regina. Die Vertonung stellt eine Verbindung von Elementen des gregorianischen Chorals und der alt-chinesischen Musik dar, über die Chiang Wen Yeh mehrere namhafte Arbeiten veröffentlicht hat. In den Geist des gregorianischen Chorals lebte sich der Komponist durch häufigen Besuch der Vesper in der Domus Franciscana zu Peking ein. Dieser Versuch, eine chinesische Psalmenvertonung nach dem Vorbild des gregorianischen Chorals zu gestalten, diesem einzigartigen Beispiel aller kirchlichen Musik, wurde übrigens durch den Umstand nahegelegt, daß Choral und chinesische Musik manche gemeinsame Wesenszüge haben, z. B. die anhemitonische Pentatonik und die mixolydische und lydische Skala. Die meisten Psalmen sind durchkomponiert, aber nicht im Sinne von Konzertpsalmen, sondern so, daß die musikalische Form auf die strophische Gliederung des Textes strenge Rücksicht nimmt. Entsprechend der psalmodischen Form wiederholen sich gerne gleiche melodische Wendungen. Neben diesen melodischen Psalmengesängen finden sich fünf sogenannte psalmodische Rezitationstypen. Diese sind nach dem Vorbilde der gregorianischen Psalmtöne geschaffen. Die Vertonungen Chiang Wen Yehs weisen ausnahmslos in der Melodie nur tonleitereigene Töne auf. Wenn man z. B. Ps. 117 und 150 oder das würdevolle Regina Coeli anschaut, ist man überzeugt von der Lebendigkeit und immanenten Kraft dieser diatonischen Melodien. In allen Gesängen herrscht ferner die für die chinesische Musik so charakteristische anhemitonische Pentatonik. Sie sind meist in markanten Notenwerken komponiert, wodurch die Gesänge etwas Faszinierendes, Festliches erhalten und kraftvoll wirken.

Prof. Schaffhauser sagt von diesen Psalmen Chiang Wen Yehs, daß sie ausnahmslos den Eindruck des lebendig Empfundenen, des Echten und Inspirierten erwecken. Und Domkapellmeister van Nuffel von Mecheln steht nicht an, sie mit Haendels Vertonungen zu vergleichen. Der chinesische Meister, so erklärt er, übertrage jedoch Haendel in seiner echt liturgischen Haltung.

Die große Bedeutung der Psalmenvertonung liegt darin, daß nun endlich einmal echte, gesunde, aus dem Geiste des Chorals geschaffene Kirchenmusik an die Stelle der abendländischen Volkslieder oft sentimentalster Art tritt, mit denen man lange Zeit die Chinesen „beglückte“ und ihnen so den Zugang zu echtem Kultgesang verrammelte. Diese Psalmen ermöglichen es den Chinesen ferner, in einen bedeutenden Teil des Gebetsschatzes der heiligen Liturgie einzudringen und Volksvespern usw. halten zu können. Ob sich jede einzelne der Kompositionen Chiang Wen Yehs einbürgern und populär werden wird, bleibt abzuwarten; zweifellos werden viele Gesänge bei ihrer leicht sanglichen und überzeugenden Melodie rasch Eingang finden. Das Ave Maria z. B. wird vom Volk schon heute gerne und häufig gesungen.

Immensee, Schweiz

Walter Heim, S.M.B.

BÜCHER UND SCHRIFTEN

Das Psalmengebet, neu übersetzt und fürs Leben erklärt. Von Peter Morant O. Cap. Verlegt bei Drittordenszentrale Schwyz, 1948, sFr. 39.50. — Ein im deutschen Sprachgebiet längst gehegter Wunsch findet seine Erfüllung in diesem „Ordinarium des göttlichen Offiziums nach röm. Ritus“ des Schweizer Kapuzinerexegeten. Ursprünglich wollte Morant eine neue textkritisch einwandfreie Übersetzung des Psalters geben, übernahm aber nun das 1945 erschienene Psalterium latinum Pius XII. und fügte in der zweiten Spalte jeweils seine neue deutsche Übersetzung hinzu. Außerdem schrieb er „eine kurze Erklärung dazu, die nicht nur den genauen Wortsinn, den geschichtlichen Hintergrund, den theologischen Gehalt der alttestamentlichen Lieder und kirchlichen Hymnen sichtbar machen, sondern auch ihrer liturgischen und asketischen Bedeutung im Rahmen des Stundengebetes Rechnung tragen sollte“. Zusammen mit der Einleitung haben wir einen gediegenen Psalmen- und Hymnenkommentar vor uns, der aber praktisch ein Wochenpsalterium des röm. Breviers darstellt. Die Einleitung selbst gliedert sich in einen mehr wissenschaftlichen Teil: Die Psalmen als Lieder, in dem die üblichen Gebiete: Name, Einteilung, Verfasser und Entstehungszeit, Zweckbestimmung, Gattungen, Kunstform der Psalmen, ihr Urtext und ihre Übersetzungen behandelt werden. Besonders wertvoll scheint mir der mehr praktische Teil zu sein: die Psalmen als Gebete. Nach der geschichtlichen Bedeutung legt der Verfasser die Segenskraft und Würde der Psalmen dar und schließt daran drei Grundsätze, für die wir ihm besonders danken: „Bete die Psalmen aus dem eigentlichen Schrifttum heraus, bete sie im Geiste der Kirche, bete sie in mystischer Verklärung!“ Jedes Tagesoffizium unter einen großen, leitenden Gedanken stellen und das ganze Breviergebet auffassen als eine ständig vertiefte sakramentale Begegnung mit Christus. Die Art seiner Übersetzung nennt Verfasser „frei rhythmisch“, doch bleibt er diesem richtigen Grundsatz nicht immer treu und mengt viel Prosa zur Poesie, was dem dichterischen Gehalt dieser herrlichen „Lieder“ ab und zu Eintrag tut. Der gute Kommentar Nötschers in der Würzburger Echterbibel und die guten Neuübersetzungen Perls und Schedls standen ihm noch

nicht zur Verfügung. Seine Übersetzung ist aber gut, wenn auch nicht vollendet. Ich kann das vorliegende „Ordinarium Divini Officii“ jedem Brevierbeter nur wärmstens empfehlen.

Univ.-Prof. Dr. P. Benedikt Probst

Das Stundenbuch. Ein Laienbrevier, herausgegeben von Josef Dillersberger. Verlag Otto Müller, Salzburg. 1102 Seiten, geb. S 49.—. — Was hier an Reichtum von Lesungen und Gebeten geboten wird, verdient im wahrsten Sinne den Namen: katholisch, Heilige Schrift, Missale, Brevier, Vätertexte, kostbarste Blüten der geistlichen Literatur aus Ost und West und allen christlichen Jahrhunderten bis herauf in die neueste Zeit sind darin verarbeitet. Wer morgens und abends an Hand dieses Stundenbuches etwas Zeit dem Gebete und besinnlicher Lesung widmet, dem werden mächtige Ströme innerlichen Lebens zufließen, so daß eine fortschreitende Durchformung und „Konsekrierung“ des Alltagslebens auch inmitten des Getriebes des modernen Lebens erreicht werden kann. Durch den innigen Anschluß an das Kirchenjahr, auf das die Anlage des Buches aufgebaut ist, wird das persönliche Beten vom Geiste der Liturgie durchtränkt. So ist es überaus zu begrüßen, daß mit dieser Neuauflage das Stundenbuch wieder weiteren Kreisen zugänglich ist.

Das Leben der Seele. Einführung in psychologische Schau. Von Daniel Feuling. Verlag Otto Müller. 2. Aufl. 1948. 656 S., geb. S 39.—. — Wie in seinen übrigen Werken schöpft auch hier der geniale Philosoph und Theologe aus seiner tiefgründigen wissenschaftlichen Sachkenntnis und einheitlichen Zusammenschau der Dinge. Er will seine Arbeit aufgefaßt wissen als einen Versuch, den Leser zu verstehendem Betrachten menschlichen Lebens und Erlebens einzuladen. (Einkl.) Da für das seelsorgliche Wirken die rechte Schau der psychologischen Gegebenheiten so wichtig ist, wird gerade auch vom Priester die Neuauflage des Werkes auf das wärmste begrüßt.

P. F. B.

Der Mesner, seine Stellung und sein Amt. Von Ottokar Nowak. Herausgegeben durch das Wiener erzb. Seelsorgeamt. — Zur schönen und würdigen Feier des Gottesdienstes gehört auch ein gut geschulter Mesner. Der Pfarrmesner von St. Margarethen in Wien, V., hat ein sehr

wertvolles Mesnerbüchlein herausgegeben, das wirklich einer wahren Not steuert, denn bis jetzt hatten wir in der neueren Literatur kein richtiges Fachbuch für Mesner. Das schlichte Büchlein zeigt im ersten Teil dem Mesner die Erhabenheit seines heiligen Berufes, im zweiten Teil führt es ihn aber praktisch in all die mannigfaltigen Aufgaben seines Dienstes. Dies Büchlein gehört in die Hand eines jeden Mesners.

Das verborgene Antlitz. Eine Studie über Therese von Lisieux. Von Ida Friederike Görres. Thomas Morus Presse im Verlag Herder Wien, 1948. 540 S., Hlwd. S 47.—. Ein neues, sehr wertvolles Theresienbuch hat uns Ida Fr. Görres geschenkt. Es erstet vor dem Auge des Lesers die kleine Heilige in bisher ungeahnter Größe. Fr. Görres versucht, aus den Akten der Heiligsprechung uns das Leben der Heiligen von Lisieux zu zeichnen. Mit psychologischer Einfühlungsgabe in Umgebung und Menschen und zugleich mit wissenschaftlichem Scharfblick erstet Zug um Zug ihres Bildes. Die Verfasserin zeigt vor allem am Leben ihrer Heldenin klar, daß Heiligkeit nicht in großen äußeren Werken besteht, wie unsere Zeit gerne glaubt, sondern im gänzlichen Einswerden mit dem Willen Gottes. Darin ist auch das Geheimnis des raschen Heiligwerdens Theresias zu suchen. Und das ist wohl auch ihre Sendung an eine Zeit, die ganz auf Aktivismus baut.

Freilich birgt dieser rein psychologische Weg auch eine große Gefahr in sich. Es wird dadurch nur die eine Seite aufgezeigt, nämlich der Beitrag der Heiligen, der asketische Teil, nicht aber das Gnadenhafte von seiten Gottes, das ganz wesentlich am Zustandekommen eines Heiligenlebens ist. Heiligkeit ist keine Selbsterlösung. So entsteht leicht ein einseitiges Bild, ja manche Dinge im Leben der Heiligen werden auf diese Weise überhaupt nicht verstanden werden können oder zumindest führt dieser psychologische Weg leicht zu Fehldeutungen. Dem ist wohl auch Fr. Görres nicht ganz entgangen z.B. in der Deutung der Angstzustände der letzten Lebenszeit Theresias. Dies kann wohl nur als ein Zustand erkannt werden, in den Gott diese ihm ganz geopfert Seele geschleudert hat, um ihr zur vollen Läuterung auch noch diese letzte Geborgenheit in seinem Frieden zu nehmen. Da aber versagt jede Psychologie oder sie trifft Fehlurteile. Die etwas gar krasse Schilderung der Zustände im Karmel ist wohl auch nicht im Geiste der Heiligen, die bestrebt war, dem Fehlenden mit Schonung zu begegnen.

So wird der Leser am Ende dieses sicherlich wertvollen Buches trotzdem sagen müssen: „Im Letzten blieb uns das Bild dieser dem christlichen Volke so lieben Heiligen doch noch ein verborgenes Antlitz.“

P. B. W.

Innerlichkeit. Das Geheimnis des Erfolges im Apostolischen Leben. Von Dom J. B. Chautard. Deutsch bearbeitet von Dr. Alois Wiesinger S.O.C. Abt von Schlierbach. 5. Auflage. Verlag Räder & Cie. Luzern 1947. 326 S. sfr. 13.80. — Das Wort Pius XI., des Papstes der Katholischen Aktion: „Innerlichkeit muß die Losung unserer Zeit sein“ hat heute nichts von seiner Wichtigkeit verloren. Darum sollten möglichst viele, Priester wie Laien, nach diesem Buche greifen, das in einer dem kostbaren Inhalt würdigen schmucken äußeren Form vorliegt.

Ich denke Gedanken des Friedens. Von Domkapitular Dr. Karl Rudolf. Verlag Herder, Wien, 1948, 148 S., geh. S 4.80. — Anknüpfend an die heiligen Texte der letzten Sonntage nach Pfingsten und des ersten Adventsontages führen diese Rundfunkansprachen hin zu dem, was diese Zeit in der Liturgie beherrscht: Zur Parusie des Herrn, zur Macht, zum Trost der Erlösung.

Selbsttäuschungen. Von Johann Baptist Hirscher. Ausgewählt und eingeleitet von Erwin Volker. Rex-Verlag Luzern. 1948. 80 S. sfr. 3.50. — In kurzen Kapiteln, lebendig und mit warmer persönlicher Note geschrieben, werden die zahlreichen Möglichkeiten der Selbsttäuschungen meist an Hand anschaulicher Beispiele aus dem Leben aufgewiesen. Wertvolle Winke zu vertiefter Selbsterkenntnis.

Das Geheimnis des neutestamentlichen Opfers. Von Alois Meusburger. Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien 1948. 85 S. S 7.—. — Das Schriftchen will ein kleiner Beitrag sein, Wesen und Bedeutung des heiligen Meßopfers tiefer zu erfassen. Die Stellung der Gemeinschaft und die Bedeutung des äußeren Mitvollzuges erscheint allerdings etwas zu sehr in den Hintergrund gedrängt.

Praktische Pastoralpsychologie. Von DDr. Willibald Demal O.S.B. Wien 1949. Verlag Herder. 319 S. S 30.—. — Aus der Praxis für die Praxis, so kennzeichnet der Verfasser selbst sein Werk. Feines psychologisches Verständnis ist eine wichtige Ausstattung des Seelsorgers, dazu kann vorliegendes Werk manch wertvolle Anregung geben.

In der Kelter Gottes. Von Joh. Meßner. Verlag Herder, Wien, kartoniert,

120 S., 1948. — Ein gehaltvolles Buch über den Sinn des Leidens. Nur der gläubige Mensch vermag den Spuren des Kreuzes zu folgen. Deshalb führt der Verfasser den Leser zu der Deutung, die das Evangelium, gerade als Frohbotschaft für uns bereit hätte: Die Liebe Gottes und die Liebe des Menschen begegnen sich im Leiden. Nie ist die Liebe zu Gott reiner, als wenn sie nur mehr Hingabe ist; im Leiden. Ein Buch für die Betrachtung, eine Hilfe für den Priester, bei dem der Leidgeprüfte Trost und Halt sucht. W. W.

Es wird heilige Kinder geben. Von Maria Schmidtmayr. Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 60–70. Tausend, 1948, 375 S. Hl., S 24.—. — Das kindliche Gemüt wird besonders stark vom Konkreten und Anschaulichen her beeindruckt; darum können diese kurzen, frisch und kindertümlich geschriebenen Lebensskizzen wertvolle Hilfe in der Erziehungsarbeit leisten.

P. F. B.

Das Burschenbüchl. Von P. Alfred Geier S.J. Verlag Felizian Rauch, Innsbruck. 23. S., brosch., S 1.50. — Ein junger Priester und Ordensmann, der mit seinen jungen Kameraden den ganzen zweiten Weltkrieg miterlebt und miterlitten hat, schenkt uns hier ein kleines, aber ausgezeichnetes Schriftchen aus dem Leben und für das Leben. Alle Fragen, die dem jungen Menschen von heute brennend auf der Seele lasten, kommen hier zur Sprache: Gott, Beruf, Liebe. Und fein, aber auch aus letzten Tiefen werden sie gelöst. Dies Büchlein gehört in die Hand jedes Jungmannes. Die packende Sprache garantiert, daß kein Bursch es ungelesen weglegen wird.

P. B. W.

VERLAG HERDER, WIEN: 60 Fragen an die Kirche. Von Alois Loidl. 1948, 88 S., brosch., S 6.40.

REX VERLAG, LUZERN: Freunde und Feinde des Völkerfriedens. Wichtige Ansprachen zu weltpolitischen und religiösen Problemen des Jahres 1947 von Papst Pius XII., 48 S.

VOLKSLITURGISCHER VERLAG, WIEN: Betet, Brüder. Volksliturgisches Handbüchlein von Pius Parsch. 2. Auflage, brosch., 120 S.

OTTO MÜLLER VERLAG, SALZBURG: Singende Jugend. Ein Liederbuch. Herausgegeben vom Katholischen Jugendwerk Österreichs, Taschenformat, Ganzl. 385 S., S 12.60.

TYROLIA VERLAG, INNSBRUCK-WIEN: Der Weg zu Christus. Offenbarungsgeschichte des Alten Bundes. Von Dr. Joh. Gabriel und DDr. Cl. Schedl. Kart., 128 S., S 8.40.

KATHOLISCHE SCHRIFTENMISSION, LINZ: Die vertonten Propriengesänge für einen Großteil der Sonn- und Festtage des Kirchenjahres nach dem Text des Meßbuches „Weg des Lebens“ von den Brüdern Kronsteiner. — 16 verschiedene Karten in Dreifarbendruck zu den größeren Festen des Kirchenjahres mit vertonten Texten der Brüder Kronsteiner aus dem Meßbuch „Weg des Lebens“. Stück S —20. — „7 Ministrantenpunkte“, Spruchkarte, S —2.

A. LAUMANNISCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, DÜLMEN: Der Weg zu Gott. Nach der Regel des hl. Benedikt. Von P. Emanuel Heufelder O.S.B. 1948, 192 S., Hbl., DM 5.70.

VERLAG FELIZIAN RAUCH, INNSBRUCK: Auf den Wegen, die der Heiland gewandert. Zusammengestellt und wiedergegeben von Lea von Mörl, illustriert von Galeazzo Tonini, 1948, geb. 123 S., S 18.—. — Christ unterwegs, 3. Jahrgang, Nr. 1, Januar 1949. Hauptschriftleitung Dr. Richard Mai, Kirchliche Hilfsstelle, München, Äußere Prinzregentenstr. 12/2.

Meßzeit-Tafel (Scheibenuhr). Ausarbeitung: Josef Gutjahr d. J., Deutschlandsberg, und Konrad Steiner, Graz. Schriftgestaltung: Erika Pochlatko-Peter, Graz. Anregung: Univ.-Prof. Dr. Josef Dillersberger, Salzburg. Gewidmet: den Ministranten.

SEELSORGERVERLAG im VERLAG HERDER, WIEN: Natur- und Berufsstände in der christlichen Gemeinde. Von Josef Ernst Mayer. 1918, 32 S., geb., S 2.80.

WIENER DOMVERLAG: Nachfolge Christi. 2. Aufl., neuer Preis S 13.80.

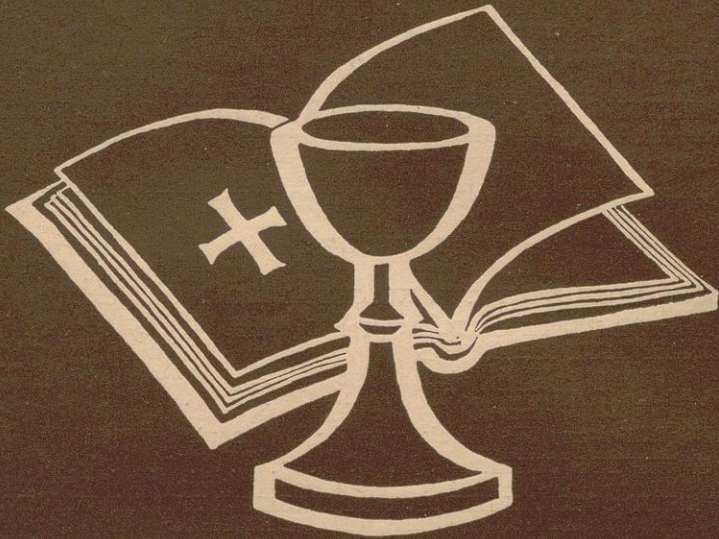
Für die Pfarrbibliothek:

Petrus Klotz: **MEIN SÜDTIROL**. Ein Heimatbuch

88 Seiten, 6 Abbildungen, Halbln. S 15.—, kart. S 11.50

„Ein Heimatbuch — ebenso großartig durch die tiefe Heimatliebe wie durch die Darstellungskunst des Verfassers.“ (Österr. Kolpingsblatt). „Wer die unselige Unrast unserer Zeit für eine Stunde vergessen will, flüchte sich zu diesem Buch.“ (Salzburger Nachrichten).

VERLAG RUPERTUSWERK - ERZABTEI ST. PETER / SALZBURG



HEILIGER DIENST

WERKBLÄTTER
HERAUSGEGEBEN VOM
LITURGISCHEN INSTITUT
ERZABTEI ST. PETER SALZBURG

III, FOLGE 5/6

JAHRGANG 1949

HEILIGER DIENST

Werkblätter, herausgegeben vom

LITURGISCHEN INSTITUT / ERZABTEI ST. PETER, SALZBURG

SCHRIFTFLEITUNG: DR. P. ADALBERO RAFFELSBERGER O.S.B.

Folge 5/6

1949

INHALT:

LATEINISCHE ODER DEUTSCHE KULTSPRACHE

Dr. Benedikt REETZ O.S.B., Abt von Seckau 67

GEHET HIN IN ALLE WELT . . .

akad. Maler KARL WEISER 75

AD FONTES. Mittel zur Wiederbelebung der Taufpraxis

P. S. WEVERS S.M.M. 76

WAS KANN UND SOLL AN DER ARBEIT UNSERER KIRCHENCHÖRE IN LITURGISCHER HINSICHT GEBESSERT WERDEN?

Dr. Josef SCHABASSER, Wien 80

„PLENUS SPIRITU SANCTO“

Das Stephansfenster von KARL WEISER 83

WERKRAUM

Zur Brevier- und Missalereform / RIESER: Auf dem Weg zur
Bibelkatechese / Das liturgische Apostolat von Genua / Brief aus
Japan / Vom Kreuzzug zur Mission / Eine Stimme zur europäischen
Mission der lateinischen Sprache / Die. Gesangsunterrichtsmethode
von Justine Ward 86

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN 94

*Die SCHRIFTFLEITUNG weist bezüglich ALLER uns zugehenden Beiträge
darauf hin, daß deren Veröffentlichung nicht auch schon die Stellungnahme
des Liturgischen Institutes zur behandelten Frage darstellt; die Probleme
sollen zur weiteren Diskussion gestellt werden.*

Der „Heilige Dienst“ erscheint bis auf weiteres in zweimonatlichen Doppel-
nummern. — Preis: Halbjahr S 7.—, Ganzjahr S 13.80, Porto und Post-
Buchungsgebühr pro Jahr S 1.20, Einzelnummer S 2.50

POSTSPARKASSENKONTO: WIEN NR. 192.271

VERLAG RUPERTUSWERK DER ERZABTEI ST. PETER
SALZBURG I, POSTFACH NR. 113 — TELEPHON NR. 1001
DRUCK: SALZBURGER DRUCKEREI UND VERLAG, BERGSTRASSE NR. 12

LATEINISCHE ODER DEUTSCHE KULTSPRACHE

Übersicht:

- I. Das Problem*
- II. Die Auffassung der heiligen Kirche*
- III. Eine historische und disziplinäre und nicht dogmatische Frage*
- IV. Die Angemessenheit einer Kultsprache*
- V. Latein als Symbol der einen Kirche*
- VI. Hindert die Kultsprache das Verständnis der Liturgie?*
- VII. Deutsch als sakrale Sprache*

I. Das Problem

Ohne Zweifel ist das Problem der Kultsprache eines der brennendsten in der ganzen liturgischen Erneuerung. Vor uns steht die unumstößliche Tatsache, daß in der gesamten römischen Kirche das Latein als Kultsprache nicht nur vorherrschend ist, sondern geradezu als allein herrschend angesprochen werden muß. Der Prozentsatz derjenigen Katholiken, die eine andere als die lateinische Kultsprache besitzen, ist so minimal, daß er tatsächlich kaum in die Waagschale fällt. 97 Prozent katholischer Christen, denen die Liturgie in lateinischer Sprache zur Heimat geworden, stehen nur 3 Prozent gegenüber, die ihre Liturgie in einer anderen Sprache, in griechischer, syrischer, äthiopischer, arabischer, armenischer oder slawonischer Sprache feiern. (Buchberger, *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. V, S. 1029.)

Eine Strömung, die lateinische Kultsprache aus der katholischen Kirche im deutschen Raum zu verdrängen, oder genauer gesagt, Teile der Liturgie in die deutsche Kultsprache zu übertragen, gewinnt seit etwa zwei bis drei Dezennien mehr und mehr an Ausdehnung. Die ganz Radikalen, die eine Minderheit bilden, arbeiten auf eine vollständige Verdeutschung der Liturgie hin, während die weniger Radikalen, die Gemäßigteren sich mit der Verdeutschung gewisser Teile begnügen wollen. Ein Mehr oder Weniger unterscheidet hier verschiedene Gruppen.

Es ist notwendig und berechtigt, sich einmal die Frage nach den Gründen zu stellen, die zu dieser Bewegung führten und ihr in unseren Tagen einen neuen Auftrieb gaben. Der tiefste und letzte Grund dafür, daß das Problem Kultsprache wieder brennend geworden ist, liegt in der liturgischen Bewegung überhaupt, die seit den Tagen des Abtes Gueranger vom Solomnes über Pius X. und die nachfolgenden Päpste, im deutschen Sprachgebiet über die Beuroner Kongregation und über das volksliturgische Apostolat des Dr. Pius Parsch von Klosterneuburg immer größere Kreise gezogen hat. Diese Bewegung hat erst zu einem Bruchteil, der in den einzelnen Diözesen und Pfarreien größer oder kleiner ist, ihr Ziel erreicht. Es bestand und besteht darin, die kostbaren

aber vielfach vergrabenen Schätze der Liturgie zu heben, das Verständnis für sie in allen Volkskreisen auf dem Lande und in der Stadt bei jung und alt je nach dem Grade der Bildung und Aufnahmefähigkeit zu wecken und vor allem die aktive Teilnahme des ganzen Volkes am liturgischen Geschehen zu fördern. Diese aktive Teilnahme entfaltet sich nach den verschiedensten Richtungen, indem die Gläubigen aus rein passiven Zuschauern zu Mitwirkenden bei der Liturgiefeyer werden. Der Gesang ist nicht nur mehr Sache eines eigens eingeübten Chores, sondern er wird wieder zum eigentlichen, das heißt zum gemeinsamen und öffentlichen Gesang der Gemeinde. Im Beten ist der Kontakt zwischen dem Priester am Altar und dem Volke in der Kirche zum Teil wieder hergestellt worden, indem sich alle wenigstens am Amen und an der Antwort auf den Gruß und die Akklamationen beteiligen. Nicht der Priester allein empfängt die heilige Opferspeise, sondern die Gläubigen, die die Messe mitfeiern, betrachten die Teilnahme am heiligen Opfermahl schon vielfach als eine Selbstverständlichkeit. So und ähnlich steigert sich die aktive Teilnahme der Gläubigen an der kirchlichen Liturgie, die mehr als früher Angelegenheit der ganzen Gemeinde geworden und nicht nur mehr Sache des Priesters und des Kirchenchores ist.

Bei dieser gesunden und normalen Entwicklung der liturgischen Erneuerung konnte es nicht ausbleiben, daß die lateinische Sprache bei der Meßfeier, bei der Spendung der heiligen Sakramente, beim Beten des Breviers, bei den Begräbnisriten als ein großes Hindernis zum Verständnis der Liturgie und der aktiven Teilnahme an ihr empfunden wurde. Wohl haben gute deutsche Übersetzungen durch Anselm Schott, Urban Bomm, Pius Parsch und viele andere für Meßbuch und Brevier Abhilfe geschaffen, aber das genügt vielen nicht. Das Latein wird trotz der Übersetzungen als Schranke und Mauer für das Verstehen und das Mitfeiern empfunden. In einem feierlichen Hochamte z. B. besteigt der Subdiakon oder der Diakon den Ambo, oder wo keiner vorhanden ist, verkündet er mit zum Volke gewendetem Rücken — was wohl keineswegs als sinnvoll bezeichnet werden kann — die Epistel oder das Evangelium in einer dem Volke unverständlichen Sprache. Erreichen diese offenbar belehrenden Teile der Meßliturgie ihren Zweck? Bei denen, die eine Übersetzung zur Hand haben, gewiß — obwohl es nicht ganz entsprechend zu sein scheint, daß jemand sich aus einem Buche den Sinn dessen herauslesen muß, was ihm vom Altare her verkündet werden soll. Was aber mit denen, die kein Meßbuch zur Hand haben? Aus dem richtigen Empfinden heraus, daß hier ein Mangel vorhanden ist, wird in den sonntäglichen Gottesdiensten wenigstens das Evangelium auch in der Landessprache vorgelesen und von der Epistel gilt vielfach das Gleiche.

Die Sprache ist ein Band, das die Menschen sehr tief miteinander verbindet. Sie ist die Brücke von Mensch zu Mensch. Durch sie (nicht durch sie allein) öffnet er die Tore zu allen Bezirken seiner Seele. Durch Schweigen verschließt er sie und kann sein Geheimnis für sich bewahren. Wie einsam und verlassen fühlt sich ein Mensch in einem fremden Lande ohne die Kenntnis der Sprache. Seit dem Turmbau zu Babel mit seiner Sprachenverwirrung hat sich die Sprache wie eine Mauer zwischen den verschiedenen Völkern aufgerichtet. Die lateinische Sprache der

Liturgie wird nun von vielen auch als eine solche Mauer empfunden, die die Menschen vom Priester und sogar von Gott trennt und sie nicht miteinander verbindet, wie es doch der Sinn der Sprache sein sollte. Offenbar sind die Pfarrgemeinden und besonders empfängliche Menschen in ihnen wieder lebendiger geworden und daher darf es uns gar nicht Wunder nehmen, wenn Stimmen laut werden, die nach einer vollen, lebendigen Einheit auch in der Sprache verlangen.

Der Einwand gegen die lateinische Kultsprache wird von P. Richard Beron mit folgenden Worten, die natürlich nicht die Meinung des Schreibers aussprechen, formuliert: „Wer nicht im Latein aufgewachsen ist, wird trotz aller Übersetzungen eben Worte singen, die keinen Gefühlswert haben. Die Sprache des Herzens ist für uns deutsch. Und Gott versteht sie; wer hat das Recht, mit einer fremden Sprache zwischen Gott und die Seele zu treten? Das Latein ist und bleibt für uns Deutsche eine fremde Sprache; sie kann nie die Gebets-, also die Herzenssprache des ungebildeten Christen aus der Masse des Volkes werden. Beim lateinischen Volksgesang wird in kurzer Zeit das Unheil eines hohlen Lippengebetes einreißen“ (Benediktinische Monatsschrift 1932, Jg. 14, S. 106 im Artikel „Volksliturgie“).

Wir wollen von vornherein denen, die aus den erwähnten Gründen sich für eine Verdeutschung der Liturgie wenigstens in verschiedenen Teilen einsetzen, die gute und beste Absicht zuerkennen. Es wäre eine grobe Verletzung der Liebe, hier gleich die Häresie wittern zu wollen, da es sich doch zunächst gar nicht um Glaubenslehren, sondern um Fragen der Disziplin, der Tradition, des geschichtlich Gewordenen handelt. Ja, unter denen, die mehr Deutsch in der Liturgie haben wollen, sind Männer, die von Liebe zu Christus und seiner Kirche und Rom glühen. Die Absicht ist gut, ohne Zweifel. Man will in der Liturgie alles mitmachen, nach außen durch die Zeremonien, nach innen durch das geistige Erfassen und Sich-aneignen der Texte, mit einem Worte, durch eine wirkliche aktive Teilnahme an allem. Dies scheint jedenfalls durch die lateinische Sprache sehr erschwert.

Neben diesem Hauptgrund, der für eine Verdeutschung der Liturgie spricht, tritt noch ein anderer, den schon Luther im Jahre 1520 ausgesprochen hat, als er gegen das Meßopfer und das stille Beten des Kanons polemisierte. „Warum sollten wir Deutsche nicht Messe lesen auf unsere Sprache, so die Lateinischen, Griechen und viele andere sie auf ihre Sprache halten?“ (Thalhofer-Eisenhofer, Handbuch der katholischen Liturgik, 2. Aufl., Bd. I, S 236, Note 4.)

Luther verlangt aus nationalen Gründen die Abschaffung des Latein. Begreiflich, daß in unserer Zeit des überspannten Nationalismus dieselben Gedanken wieder aufgetaucht sind. Man hört und liest etwa folgendes: Warum will man uns Deutschen vorenthalten, was anderen gestattet ist? Die Russen und Griechen, die Slawen und Armenier und andere haben ihre eigensprachlichen Liturgien, sind also besser daran als wir Deutsche. Die lateinischen Völker, die Italiener, Spanier, Portugiesen und Franzosen, deren Sprachen aus dem Latein herausgewachsen sind, mögen ihr Latein behalten, uns Deutschen aber ist es ein gar zu fremdes Element. Warum wird gerade unsere deutsche Sprache so zurückgesetzt? Ist sie nicht würdig, als sakrale Sprache zu dienen?

Solche und ähnliche Gedanken werden von denen ausgesprochen, die sich aus gutgemeinten nationalen Gründen für eine Verdeutschung der Liturgie einsetzen. Das Problem ist übrigens auch von diesem Standpunkte aus gar nicht neu, sondern bestand schon im frühen Mittelalter. Ich erinnere nur an das Auftreten der Heiligen Cyrill und Method im neunten Jahrhundert und ihr Eintreten für die slawische Sprache in der Liturgie. Auf einer Synode zu Frankfurt im Jahre 794 scheint das Problem erörtert worden zu sein, da wir dort lesen: „Niemand soll sich einbilden, man darf zu Gott nur in drei Sprachen beten“ (Mansi, *Collectio conciliorum*, t. XIII, col. 909).

Zusammenfassend nennen wir noch einmal die beiden Hauptgründe, die für eine Verwendung der Landessprache im Kulte ins Treffen geführt werden:

1. Eine deutsche Liturgie wird dem Verständnis des Glaubens und dem aktiven Mitwirken bei der Liturgie nur förderlich sein.
2. Die deutsche Sprache kann ebenso eine sakrale Sprache sein wie die anderen auch.

Das sind die beiden Einwände gegen unsere lateinische Kultsprache, Einwände, auf die sich alle anderen zurückführen lassen.

II. Die Auffassung der heiligen Kirche

Im vorhergehenden status quaestionis ist eines der schwierigsten Probleme der ganzen liturgischen Erneuerung ausgesprochen worden, dem wir nicht aus dem Wege gehen können. Es verlangt gebieterisch, daß wir uns mit ihm auseinandersetzen, daß wir für und wider abwägen, daß wir einen Standpunkt beziehen und diesen Standpunkt begründen. Schon aus den oben angegebenen Gründen für eine Verdeutschung der Liturgie geht hervor, daß wir es hier mit einem sehr komplizierten Problem zu tun haben, ein Problem, das sehr lebendig und aktuell ist. Besonders von jugendlichen, religiösen, liturgisch begeisterten Menschen wird die Frage nach dem Sinn der katholischen Kultsprache oft gestellt und wir müssen ihnen Rede und Antwort stehen.

Es ist zunächst für uns alle von größter Wichtigkeit, die Ansicht unserer heiligen Kirche in dieser Frage zu kennen. Sie findet ihren Ausdruck in den Verfügungen einiger Päpste, in den Äußerungen verschiedener Konzilien, in den Entscheidungen der Ritenkongregation und im kanonischen Recht. Wenn auch alle diese Äußerungen nicht unwiderlich sind, sondern jederzeit abgeändert werden können — es handelt sich ja nicht um dogmatische endgültige Entscheidungen, sondern um Fragen der Praxis und der Disziplin —, so zeigt sich doch überall eine klare Linie, ein Herzenswunsch der heiligen Kirche, ein ganz bestimmtes Wollen, dem der katholische Mensch immer die größte Ehrfurcht entgegenbringt und nach dem er in der Praxis sein religiöses Leben einrichtet. Eines vor allem geht aus den Entscheidungen und Dokumenten, die folgen werden, hervor: unsere heilige Kirche hat immer die größte Ehrfurcht vor dem, was geschichtlich geworden, was organisch gewachsen ist. Und daher hält sie so zäh an der lateinischen Liturgie fest.

Vor dem 8. Jahrhundert begegnet uns kein Verbot, die Liturgie in der Volkssprache zu feiern. Aber bis dahin hatte sich das Latein als Kultsprache fast restlos im ganzen Abendland durchgesetzt. Eines der

wichtigsten Dokumente in unserer Sache ist das Schreiben Johannes VIII. (872—882), durch das er im Jahre 880 den Gebrauch der slawonischen Sprache in der Liturgiefeier gestattet. Das Schreiben ist an den Mährenfürsten Swatopluk gerichtet und enthält ein paar sehr grundsätzliche Gedanken, die unser Problem betreffen.

„Es steht der gesunden Glaubenslehre gar nichts im Wege, heilige Messen in slawonischer Sprache zu singen, oder das heilige Evangelium und gottgeoffenbarte Lesungen des Neuen und Alten Testaments in guter Übersetzung und Erklärung zu lesen, oder auch alle anderen Offizien in dieser Sprache zu psallieren, denn — so erklärt der Papst — derjenige, der die drei Hauptsprachen, nämlich das Hebräische, das Griechische und das Lateinische werden ließ, der hat auch alle anderen Sprachen zu seinem Lobe und zu seiner Verherrlichung erschaffen. Wir befehlen aber, daß in allen Kirchen eures Gebietes um der größeren Auszeichnung willen (*honorificentia*) das Evangelium zunächst in lateinischer Sprache gesungen und nachher in der slawonischen Übersetzung dem Volke, das nicht Latein versteht, verkündet werde, wie es scheinbar in einigen Kirchen gehandhabt wird. Und wenn es aber dir und deinen Ratgebern eher gefallen sollte, die lateinische Messe zu hören, dann ordnen wir an, daß für dich die Meßfeier lateinisch gehalten werde“ (der lateinische Text ist aus Hardouin, *Conc. VI*, 85, zitiert bei Thalhofer-Eisenhofer, 2. Aufl., Bd. I, S. 229). Zwei Gedanken sind hier ausgesprochen, die jedenfalls alle diejenigen für sich in Anspruch nehmen können, die sich für eine deutsche Liturgie einsetzen: nämlich 1. steht eine Liturgie in einer deutschen oder anderen modernen Sprache nicht im Widerspruch mit dem heiligen römisch-katholischen Glauben; und 2. erklärt Johannes VIII., daß alle Sprachen zur Verherrlichung Gottes da sind.

Was Johannes den Mähren gestattet hatte, das beanständet Papst Gregor VII. (1073—1085) mit einer ganz eigenartigen Begründung: „Ne (*sacra Scriptura*) vilesceret et subiaceret despectui“ (*Epist. C. 7. ep. 11 P. L. 148, 555*). Dazu bemerkt Thalhofer-Eisenhofer: „Die Volkssprache heißt *lingua vulgaris* und das Wort „vulgär“ hat bekanntlich auch den Nebenbegriff des ‚gemeinen, profanen‘; die Volkssprache dient eben auch dazu, täglich und stündlich und allerorten selbst das Gemeinste und Niedrigste zum Ausdruck zu bringen, wird zum Fluche und zur Gotteslästerung mißbraucht, was bei einer toten Sprache nicht so der Fall ist“ (Thalhofer-Eisenhofer I. c. I., S. 241). Weil Papst Gregor VII. diese Profanierung des Heiligsten befürchtet, spricht er sich mit aller Entschiedenheit gegen den Gebrauch der slawonischen Sprache in der Liturgie aus. Aus der Tatsache, daß die beiden Päpste offenbar eine gegenteilige Ansicht vertreten, ist wiederum ersichtlich, daß es sich um eine Frage der Disziplin und der Überlieferung, der Zweckmäßigkeit und des Bedingten, nicht aber um eine dogmatische Frage handelt.*)

Papst Alexander VII. (1655—1667) verbietet am 12. Jänner 1661 den Gebrauch der französischen Übersetzung des Missale von Duvoisin unter Androhung der Exkommunikation mit einer Begründung, die uns an den Gedankengang Gregors VII. erinnert: „Man verwirft und verachtet die Erhabenheit des hochheiligen Ritus, wie er in der lateinischen Sprache

*) S. dazu die Abhandlung von F. Zagiba, *Heiliger Dienst* 3/4, 7/8 u. 11/12, 1948. D. Schr.

zum Ausdruck kommt und enthüllt dem Volke die Würde der heiligen Mysterien“ (Mühlbauer, *Decreta authentica supplementum* II, 565).

Clemens XI. (1700—1721) verurteilt am 8. September 1713 durch eine *constitutio dogmatica* 101 Sätze des Paschasius Quesnel (1634—1719), der im 86. Satz behauptet, es sei gegen die apostolische Praxis und gegen Gottes Absicht, dem einfachen Volke den Trost zu rauben, seine Stimme mit der Stimme der ganzen Kirche zu verbinden. Gemeint ist der Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie (Denzinger, Ed. 26, *Enchiridion* 1436).

Die Synode von Pistoja (1786), die mit ganz besonderem Geschick alles aufgriff, was an Irrtümern in der damaligen Zeit grassierte, um sich selber damit das Grab zu schaufeln, wurde von Papst Pius VI. (1775 bis 1799) durch die Bulle „*Auctorem fidei*“ vom 28. August 1794 verworfen und verurteilt. Im 66. Satz hatte sie sich den Gedanken des Quesnel zu eigen gemacht und behauptet, es verstoße gegen die apostolische Praxis und gegen den Willen Gottes, wenn dem Volke nicht ein leichter Weg bereitet würde, um seine Stimme mit der Stimme der Kirche zu verbinden. „Wenn dieser Satz“, so sagt Pius VI., „von der Einführung der Volkssprache in die liturgischen Gebete zu verstehen ist, dann ist er falsch und unbesonnen. Er stört die für die Feier der Mysterien vorgeschriebene Ordnung und gebietet leicht viele Übel“ (Denzinger, 1566).

Papst Pius X. (1903—1914) hat sich im ersten Jahre seines Pontifikates geäußert: „*Proprius romanae ecclesiae sermo latinus est*, die eigentliche Sprache der römischen Kirche ist die lateinische.“ Daher ist beim feierlichen liturgischen Gottesdienst der Gesang in der Volkssprache überhaupt nicht gestattet. In höherem Maße gilt das für die veränderlichen und feststehenden Teile der Messe und des Offiziums (*Motu proprio* 1903).

Am 2. Mai 1920 hat Papst Benedikt XV. (1914—1922) den Diözesen der Tschechoslowakei gestattet, daß in allen lateinischen Hochämtern Epistel und Evangelium in der Landessprache wiederholt werden dürfen. Nach den Äußerungen der Päpste (das letzte Wort Pius XII. über die lateinische Kultsprache wird am Schluß dieses Abschnittes folgen) sei noch das Konzil von Trient (1545—1563) erwähnt, das sich mit der Frage der Liturgie in der Volkssprache befassen mußte, weil die Protestanten alles verdeutscht hatten. Das Konzil kommt in der 22. Sitzung bei der Behandlung des heiligen Meßopfers im 8. Kapitel auf die liturgische Sprache zu reden: „Wenn auch, so sagen die Väter, die heilige Messe eine große Belehrung des Volkes enthält, so schien es doch den Vätern nicht von Nutzen zu sein, daß sie allenthalben in der Volkssprache gefeiert werde. Deshalb möge man beim überkommenen Ritus bleiben, aber es wird den Seelsorgern dringend ans Herz gelegt, immer von neuem die einzelnen Teile der Messe zu erklären.“ (Denzinger 946 und 956.) Mit den einleitenden Worten sagen die Konzilväter, daß die heilige Meßfeier auch eine Belehrung des Volkes enthalte, setzen aber voraus, daß sie viel mehr ist als nur eine Belehrung. Das müssen wir uns immer vor Augen halten, wenn wir den Standpunkt der heiligen Kirche und ihr Festhalten an der lateinischen Kultsprache verstehen wollen.

Aus vielen Entscheidungen der Ritenkongregation wird die Auffassung der Kirche ziemlich eindeutig herauszulesen sein. Ein Dekret

vom 22. März 1862 (Decreta Authentica Romae 1898, Vol. II, Nr. 3113) verbietet den Gesang einer Arie in der Volkssprache während eines feierlichen lateinischen Hochamtes.

Unter dem 14. Jänner 1898 (Vol III, Romae 1900 Nr. 3975 Dub 5) antwortet die Ritenkongregation, es sei im lateinischen Hochamte nicht gestattet, während einer noch so langen Austeilung der heiligen Kommunion Lieder in der Volkssprache zu singen. Ja, sie dehnt das Verbot sogar auf die feierliche theophorische Prozession aus. Am 27. September 1864 (Vol. II, 3124 Dub 7)) hatte sie aber erlaubt, vor dem ausgesetzten Allerheiligsten und bei theophorischen Prozessionen in der Landessprache zu singen, wenn das Gewohnheit sei.

1882 antwortet die Ritenkongregation am 27. Februar, der Chor dürfe vor ausgesetztem Allerheiligsten in der Volkssprache singen unter Ausschluß des Te Deum und anderer liturgischer Gesänge, die nur in lateinischer Sprache vorzutragen sind (Vol. III, 3537 Dub 3).

1870 und 1875 wird die Übersetzung und das Beten des Offizium parvum B. m. V. gestattet, es wird aber gefordert, daß der lateinische Text daneben stehe (3221 und 3373).

1896 wird das Gleiche erlaubt, aber das Beten des Offiziums nur privat gestattet (3897).

Es sei noch erwähnt die Erlaubnis zur Herausgabe des Karwochenbuches mit der Übersetzung der Rubriken ins Spanische (3950 Dub 1); die Erlaubnis, vor und nach der Messe Gebete in der Volkssprache zu verrichten (3537 Dub 1 und 2);

das Verbot, unmittelbar vor dem Segen mit dem Allerheiligsten Gebete in der Volkssprache zu sprechen (1330 Dub 2);

die Erlaubnis, vor dem Allerheiligsten in der Volkssprache zu beten, wenn es sich um approbierte Gebete handelt (3157 Dub VIII);

das Verbot, während des Hochamtes Lieder in der Volkssprache zu singen; wo dieser Brauch besteht, da soll der Bischof ihn in kluger Weise und ohne Ärgernis zu erregen, beseitigen (3230);

noch einmal wird dieser Brauch streng verboten (3496 Dub 1);

die Erlaubnis, während der Privatmesse in der Volkssprache zu singen, aber nie im Hochamt (3880);

die Erlaubnis, daß Pater und Patin bei der Taufe das „Vater unser“ und das Glaubensbekenntnis in der Muttersprache beten, während der Taufende es lateinisch beten muß (3535 Dub 10);

das Verbot, in der heiligen Messe das „Ecce agnus Dei“ und das „Domine non sum dignus“ in der Volkssprache zu beten (2725 Dub 5).

Daß sich in manchen dieser Auffassungen eine Änderung vollzogen hat, geht daraus hervor, daß die Ritenkongregation in den letzten Jahren fast für alle österreichischen und deutschen Diözesen Ritualien approbierte, in denen der deutschen Sprache bei der Spendung der Taufe, der Firmung, der heiligen Ölung, der Ehe und bei dem Begräbnisritus ein ausgiebiger Gebrauch eingeräumt wird. Es ist offenbar der Standpunkt reiner Exklusivität aufgegeben.

Aus den Entscheidungen der Ritenkongregation geht hervor:

1. Die Kirche wacht mit Liebe und frommem Eifer über ihre Liturgie und den Gebrauch ihrer eigenliturgischen, das heißt lateinischen Sprache.

2. Bei der heiligen Meßfeier hat sie nie oder nur höchst selten der Volkssprache etwas zugestanden, dagegen hat sie ihr bei der Spendung der heiligen Sakramente und bei anderen liturgischen Funktionen ein gewisses Recht eingeräumt.

3. Sie nimmt immer Rücksicht auf das Gewohnheitsrecht, verlangt aber bei der Feier des Hochamtes auch die Beseitigung der Gewohnheit, in der Muttersprache zu beten und zu singen. Anders bei den Messen, die keine Hochämter sind.

4. Die Entscheidungen der Ritenkongregation beanspruchen für gewöhnlich keine Gültigkeit für die Gesamtkirche, sondern gelten zunächst für diejenigen, die anfragen. Durch solche Antworten wird das Gewohnheitsrecht nicht beseitigt, wie das in einzelnen Entscheidungen zum Ausdruck kommt.

Auch das Kirchenrecht spricht in zwei Canones über die Kultsprache und sagt:

Can. 819: „Das heilige Meßopfer ist in der liturgischen Sprache des Ritus eines jeden Einzelnen zu feiern, wenn der Ritus von der Kirche approbiert ist.“

Can. 1257: „Einzig und allein der Apostolische Stuhl hat das Recht, die heilige Liturgie zu ordnen und die liturgischen Bücher gutzuheißen.“

Unter dem 20. November 1947 erschien das Rundschreiben Pius XII. „Mediator Dei“ über die heilige Liturgie.

Es war zu erwarten, daß hier ein Wort gesagt wurde über die lateinische Kultsprache. Es lautet: „Der Gebrauch der lateinischen Sprache, wie er im großen Teil der Kirche Geltung hat, ist ein allen erkennbares und schönes Zeichen der Einheit und eine wirksame Wehr gegen jegliche Verderbnis der wahren Lehre. In nicht wenigen kirchlichen Handlungen kann indes die Verwendung der Landessprache beim Volke sehr nützlich sein, nichtsdestoweniger ist es ausschließlich Sache des Apostolischen Stuhles, dies zu erlauben. Deshalb darf ohne seine Verfügung und Billigung nichts derartiges geschehen, weil eben, wie wir sagten, die Ordnung der Liturgie ganz von seiner Entscheidung und seinem Willen abhängt“ (Rundschreiben über die heilige Liturgie, Freiburg 1948, S. 57). Der Heilige Vater besteht mit diesen Worten wohl auf der lateinischen Liturgie, hat aber den Standpunkt der Exklusivität insofern verlassen, als er von einer Nützlichkeit der Verwendung der Landessprache spricht in nicht wenigen kirchlichen Handlungen. Doch darf das immer nur mit Zustimmung des Heiligen Stuhles geschehen. (Fortsetzungen folgen.)

Abt Dr. Benedikt Reetz O.S.B., Seckau

„Das hochheilige Opfer des Altares ist der vornehmlichste Akt der Gottesverehrung. Es muß daher auch Grundquell und gleichsam Mittelpunkt der christlichen Frömmigkeit sein.“

Pius XII., „Mediator Dei“

Welt und predigt die
Gehet hin in alle
Evangelium aller
Kreatur und tauft sie
im Namen des Vaters
+ und des Sohnes +
und des + Heiligen
Geistes. Amen



AD FONTES

MITTEL ZUR WIEDERBELEBUNG DER TAUFPRAxis

(Bemühungen in Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark)

Nicht nur auf dem wissenschaftlichen, auch auf dem praktischen Gebiet gilt der Ruf „Ad fontes!“ Dort, wo eine Bewegung zu versiegen droht, tut man gut daran, die Quellen wieder aufzusuchen und aufzugraben, um so durch Zufuhr von frischer Flut die Ebbe zu wenden. Die Taufe mit ihrer Symbolik, die *fons baptismalis*, ist der Ursprung des christlichen Lebens, also eine *fons* im buchstäblichen und figürlichen Sinn des Wortes. Dazu Beispiele von praktischen Versuchen in einigen Ländern:

Von einem drastischen Versuch, den Gläubigen in den entchristlichten Dorfpfarren Frankreichs den Sinn der Taufe wieder beizubringen, zeugt folgender Bericht in der Zeitschrift „La Maison-Dieu“: Es sollen alle an der Taufe Beteiligten, die Eltern des Täuflings, dessen Paten und der Getaufte selbst, erfaßt werden. Von den Eltern, die ein Kind zur Taufe darbieten, wird verlangt, daß sie sich der ganzen Pfarrgemeinde gegenüber feierlich verpflichten, ihr Kind später zum Religionsunterricht zu schicken. Außerdem wird von ihnen gefordert, daß sie ihre älteren und schon getauften Kinder zur Teilnahme am Religionsunterricht veranlassen. Wenn die Eltern nicht auf diese Bedingungen eingehen, weigert sich der Pfarrer das Sakrament der Taufe zu spenden. Wie die Eltern, so werden auch die Paten vorher unterrichtet über die Verantwortung, die sie bei der Taufe, an der sie teilnehmen, auf sich nehmen. Was die Getauften betrifft, so knüpft der Religionsunterricht gerade bei der Taufe und den dadurch mit Gott eingegangenen Bund und dessen Verpflichtungen an.

Eine ganz besondere Sorgfalt wird der Taufspendung selbst zugemessen. Die Taufhandlung findet immer an Sonntagen im Anschluß an das Hochamt statt. Die Ansprache während der Messe wird gekürzt, um Zeit zu sparen und es somit den Gläubigen zu ermöglichen, der Taufhandlung beizuwohnen. Nach der Messe scharen sich alle Anwesenden — die Kinder an erster Stelle — um den Taufstein. Der Priester hält zuerst eine Ansprache an die Familie, die das Kind darbietet; beim Abschluß dieser Ansprache wird die oben erwähnte Frage gestellt, wobei der Geistliche alle Anwesenden zu Zeugen nimmt: „Sie haben gehört, was hier vor Gott und der Kirche versprochen wurde.“ Auf dieses Ehrenwort hin, so fährt der Priester dann fort, wagt er es, im Namen seiner Nachfolger im Amte, sowie in seinem eigenen Namen, vor Gott und der Kirche, die Verantwortung für diese Seele auf sich zu nehmen. Nicht nur allen Anwesenden ist das Taufritual in französischer Sprache in die Hand gegeben, es wird überdies noch von einem dazu geschulten Lektor während der heiligen Handlung laut vorgelesen. Ab und zu unterbricht der Priester kurz das Ritual, um einen Satz oder eine Zeremonie durch eine Erklärung besonders hervorzuheben. Nach der Taufe wird das Lied: „Je suis chrétien... Ich bin ein Christ“ gesungen. —

In der flämischen „Tydschrift vor Liturgie“ (XXXI, 3), die diesen Bericht wiedergibt, erzählt auch ein flämischer Kooperator, was er in seiner Pfarre unternahm, um den Gläubigen den Sinn der heiligen Taufe näherzubringen. Es scheint dort (in Sinaai) Sitte zu sein, jeden Ostersonntag zwischen Vesper und Andacht die Taufgelübde zu erneuern, wobei sich

an die tausend Mitglieder der Dorfgemeinde beteiligen. Bei dieser Gelegenheit werden Taufkapelle und Taufstein sorgfältig mit Blumen geschmückt. Doch nun wollte unser Kooperator noch etwas mehr tun, um nicht nur die Ehrerbietung, sondern auch die richtige Einschätzung der heiligen Taufe, bei seinen Pfarrkindern zu fördern. Er stellte daher mit Darstellern aus dem eigenen Dorfe einen sehr anregend aufgebauten Bildstreifen (sechzig Bilder) über die Taufe her. Das wollten alle sehen, handelte es sich doch um ihren Taufstein, um ihre Kirche, um ihre Bekannten. So gelang es ihm, alle Bewohner von Sinaai auf angenehme Weise über die Bedeutung der Taufe zu belehren!

Es sei mir gestattet, diese Anregungen aus dem französischen bzw. belgischen Gebiet mit einigen Erfahrungen aus der eigenen Praxis in einer Kopenhagener Pfarre zu ergänzen. Es waren hier alles gebildete Leute und meist Konvertiten aus dem Protestantismus, die von Haus aus eine hohe Auffassung von der Taufe mitbrachten, hatte doch der große dänische „Reformer“, W. F. Grundtvig, die Bedeutung von Taufe und Abendmahl sehr stark betont. Eine Taufe ohne Feierlichkeit, gleichsam eine verstohlene Zeremonie außerhalb des Gottesdienstes, in einem finsternen Winkel des Kirchengebäudes und dazu nur unter Verwendung einer toten Sprache, wäre hier ganz übel angebracht gewesen. In der Regel wurde dann auch die Taufe am Sonntag, und zwar nach der meistbesuchten Messe — es war die Elf-Uhr-Messe — vorgenommen. Während der übrigen Messen wurde von der Kanzel, als eine freudige Nachricht für die ganze Pfarre, angekündigt, daß am heutigen Tag das erste (zweite, dritte) Kind des N. N. und seiner Gattin N., geborene N., durch die heilige Taufe in die Pfarre der heiligen Theresia und somit in die eine, heilige, katholische Kirche eingegliedert würde. Es sollte damit bei der ganzen Gemeinde ein Gefühl der Freude über diese Vermehrung der Pfarrfamilie geweckt werden. Zugleich wurden alle Pfarrkinder ausdrücklich aufgefordert, das Neugeborene, das heute zum Zeichen dafür, daß die Kirche von nun an mit ihm rechnet, seinen Namen bekommen würde, in ihr Gebet einzuschließen und es damit sofort in die Gemeinschaft aufzunehmen. Unterdessen ist der Taufstein bereitgemacht worden mit dem für diese Gelegenheit in neuem Glanz erstrahlenden Taufbecken (nach dem Bilde Tertullians, in der Mitte ein großer Fisch, den großen Ichtus-Christus, und um ihn herum ein Kreis von kleinen Fischlein, die Gläubigen darstellend). Alles übrige ward auf einem mit weißem Tuch und Blumen verzierten Tisch ausgelegt. Nach der Messe hatten die Ministranten (wenn der Täufling Brüderchen hatte, wurden diese, auch wenn sie keine „berufsmäßigen“ waren, herbeigezogen) die Aufgabe, das Taufritual in dänischer Übertragung an die Anwesenden auszuteilen. Als Prunkstück stand die Taufkerze mit dem Namen des Täuflings und würdigen Symbolen in silbernen oder goldenen Buchstaben da. Bevor die eigentliche Handlung ihren Anfang nahm, machte ich die Teilnehmer darauf aufmerksam, daß in katholischen Kirchen der Taufstein nicht wie bei den Protestanten mitten im Chor vor dem Altar, sondern unten in der Kirche seinen traditionellen Platz hat. Das war auch gleich eine Gelegenheit, auf die grundlegende und einleitende Bedeutung dieses ersten Sakramentes hinzuweisen, wozu der Übergang von der Kirchentür bis in die Nähe des Taufsteins und weiter bis zum Taufstein selber, der im Verlauf der Taufhandlung stattfindet, diesen Charakter der Einführung noch mehr symbolisiert. Der Ritus wurde mit

Genehmigung des Bischofs größtenteils in dänischer Sprache vollzogen, dabei wurde alles so langsam und deutlich gesprochen, daß die ausgegebenen Texte meist überflüssig erschienen. Die Teilnehmer nahmen sie aber gern als Erinnerung mit nach Hause. Nach Vollendung der sakramentalen Handlung wurde der Sinn dieser übernatürlichen Wiedergeburt und die daraus fließende Verantwortung der Weitererziehung den Eltern und Paten in eigenen Worten ans Herz gelegt und ihnen zu dem freudigen Ereignis gratuliert. Zum Abschluß sangen alle: „Fest soll mein Taufbund immer stehen.“

Eine zweite Gelegenheit, um das Ansehen der Taufe im Bewußtsein der Pfarrgemeinde zu erhöhen, war die alljährliche Feier der Taufgelübdeerneuerung für die Vierzehn- bis Fünfzehnjährigen. Diese Feier war aus opportunistischen Gründen und als etwas Nebensächliches entstanden. Was der Bischof ursprünglich zu erzielen beabsichtigte, war an erster Stelle ein früherer Empfang der heiligen Firmung, und zwar sofort nach dem Empfang der ersten heiligen Kommunion, das heißt im Alter von sieben bis acht Jahren. Nun machte sich in Dänemark eine ganz besondere Schwierigkeit geltend, da die Protestanten von jeher als Ersatz für das zur Seite geschobene Sakrament der Firmung eine Art Jugendweihe, die „Konfirmation“, eingeführt hatten. Diese Konfirmation hat sich nach all den Jahren in den skandinavischen Ländern dermaßen eingebürgert, daß eigentlich keiner darauf verzichten kann. Zum Beispiel werden durch Inserate in den Zeitungen „konfirmierte Jungen“ für diese oder jene Arbeit gesucht! Für die Kinder jener, die das Band mit der Staatskirche durch Austritt zerrissen, oder die, obschon Mitglied dieser Kirche, nicht mehr christlich fühlen, wurde denn auch die Möglichkeit geschaffen, im Rathaus „bürgerlich konfirmiert“ werden zu können. Bei dieser Gelegenheit spielt auch die Entfaltung von gesellschaftlichen Festen eine nicht unbedeutende Rolle, wobei die Konfirmierten von den Verwandten und Geladenen reichlich beschert werden. So etwas läßt man sich nicht gern entgehen. Um nun die Eltern dazu zu bewegen, ihre Kinder das Sakrament der Firmung zeitig empfangen zu lassen und den Empfang dieses Sakramentes zugleich vor jeder weltlichen Überwucherung frei zu halten, wurde nach Analogie dieser protestantischen Konfirmation — die ja im Grunde genommen nichts anderes als eine feierliche Glaubensbestätigung der Jugendlichen ist — von uns am zweiten Sonntag nach Ostern eine Erneuerung der Taufgelübde für die Vierzehn- bis Fünfzehnjährigen veranstaltet. Bedingung für die Teilnahme an dieser Feier war, daß die Kandidaten acht Wochen hindurch einmal wöchentlich beim Pfarrer erschienen, wo dann die Religionslehre mit besonderer Berücksichtigung der Pubertätsjahre durchgenommen wurde. Wenn sich die Jugendlichen mit den Ihren zur Messe einfinden, ist die Kirche geschmückt wie an den größten Festen des Kirchenjahres, während der Taufstein ganz besonders mit frischen Blumen verziert dasteht. Nach der Predigt begibt sich der Pfarrer mit seinen Ministranten und der Schar von festlich gekleideten jungen Männern und Mädchen zum Taufstein. Hier stellen sich die jungen Leute in einem Kreis auf und sprechen — die brennende Kerze in der Hand — ihr „Ja, ich will!“ zu den Fragen aus dem Taufritual, wonach sie alle zusammen das Glaubensbekenntnis ablegen. Es ist dies eine einzigartige Gelegenheit, um die Bedeutung der Taufe und die Verpflichtungen, welche der Taufbund den Getauften auferlegt, jedes Jahr unter eindrucksvollen

Umständen für die ganze Pfarrgemeinde und für nicht wenige „Taufschein-Christen“ lebhaft darzustellen.

In der kürzlich erschienenen Nummer 2 der „Tydschrift voor Liturgie“, des Organs der Vereinten Liturgischen Kreise in Holland und Belgien, gibt der flämische Dom Ambrosius Verheul O.S.B. einige Winke für die Feier der heiligen Taufe und deren Weiterwirkung im Laufe des Kirchenjahres und des Menschenlebens, mit denen dieser Beitrag beschlossen sei: Wenn schon das ganze Jahr hindurch die Ausstattung der Taufkapelle darauf hindeuten hat, daß sie nächst dem Altar die vornehmste Stelle der Pfarrkirche ist (also nicht Aufbewahrungsstelle von Begräbnis- und sonstigem Kircheninventar), dann soll ihre Ausschmückung am Osterfest es den Gläubigen recht nahe legen, daß Ostern der Feiertag aller Getauften ist. Der Ostersonntag sei für die ganze Pfarrgemeinde der Gedenktag der Taufe. Auch müßte die Erneuerung der Taufgelübde für die Jugendlichen an diesem — oder wenigstens an einem Tag in der Nähe des Osterfestes — stattfinden. Somit würde auch die Liturgie der Fastenzeit, die bekanntlich mit der Vorbereitung der Katechumenen zur Taufe eng verknüpft war, wieder ihren ursprünglichen Sinn erlangen. Was die Taufpraxis selber betrifft, ist auch Dom Verheul der Meinung, die Taufe müßte als eine Angelegenheit der ganzen Pfarre, entweder von der Kanzel oder im Kirchenblatt verkündet werden. Auch sei der Sonntag — das allwöchentliche Ostern — der geeignetste Tag für die Spendung dieses Sakramentes. Am Karsamstag müßte womöglich in der Pfarrkirche die Taufe eines Erwachsenen stattfinden. (Nebenbei bemerkt: sollte man auch nicht die Eltern, welche im Laufe des Jahres ein Kind erwarten, ganz besonders dazu veranlassen, der feierlichen Weihe des Taufwassers am Oster- oder Pfingstsonntag beizuwohnen?) Besonderes Gewicht legt Pater Verheul auch auf die Taufkerze. Sie müßte von ansehnlicher Dicke und Länge sein, damit sie imstande sei, dem Täufling das ganze Leben hindurch zu folgen! Dann sollte sie zur Verwendung kommen nicht nur bei der einmaligen Erneuerung der Taufgelübde, sondern jedes Jahr zu Ostern bei dem Taufgedenken der ganzen Pfarrgemeinde. Pater Verheul hofft zu erleben, daß es den Gläubigen einmal gestattet werde, die Nacht zum Ostersonntag wieder nach dem Vorbild der Urkirche mitzufeiern. Im Dunkel der Kirche würden sie dann die frohe Botschaft des Exultet vernehmen, ihre Taufkerze an der Osterkerze — dem Symbol des auferstandenen Erlösers — entzünden, so daß der Ostermorgen die ganze Kirche vom Lumen Christi und seiner Mitauferstandenen erhelle! Die Taufkerze soll ein letztesmal entzündet werden am Sterbebette und bei der Totenbahre, zum Zeichen dafür, daß der Getaufte sein Leben lang Christus die Treue bewahrt hat. Was von ihr übrig bliebe, sollte dem Toten mit in den Sarg gegeben werden. Auch das Taufkleid sollte wieder mehr zu seiner ursprünglichen Ehre und Würde gelangen. Pater Verheul möchte wünschen, daß jeder Getaufte sein eigenes Taufkleid habe und es als das Zeichen seiner Würde aufbewahre. Ob das freilich immer möglich ist? Immerhin sollte wenigstens die alte Sitte mit dem Taufkleid als Familienerbstück in Ehren gehalten werden. Und keinesfalls sollte das Taufkleid, das die Pfarrkirche für Täuflinge ohne eigenes Taufkleid bereit hält, unschön, durch Staub und Flecken verunstaltet sein: Das wäre ein unpassendes Symbol der seelischen Reinheit und des Glanzes der Gnade: „quam immaculatam perferas...“!

S. Wevers S.M.M.

WAS KANN UND SOLL AN DER ARBEIT UNSERER KIRCHENCHÖRE IN LITURGISCHER HINSICHT GEBESSERT WERDEN?

B) Was muß getan werden?*)

Es ist nicht unsere Aufgabe, den ganzen Bereich der Probleme, die den Kirchenchor betreffen, zu besprechen. Alles rein Musikalische und Organisatorische fällt hier weg. Es bleiben aber alle Fragen, die liturgischer Natur sind, dazu alle, die den Priester angehen. Was muß also getan werden?

1. Wir müssen dem Kirchenchor die Achtung zurückgeben.

Es ist bisher über den Kirchenchor viel geschimpft worden. Oft mit Recht, manchmal mit Unrecht, aber selten mit Erfolg. Man hat die Kirchenchöre überholt, senil genannt, man hielt sie für eingebildet, überheblich und arrogant, man sah sie auch als Vereinigungen liberaler Geradenoch-Christen an. Aber was tat man dagegen? Es fehlte oft an Verständnis für die Entstehung von Mißständen und damit auch die Möglichkeit ihrer Behebung. Gewiß, es gibt viele und schwere Fehler, doch braucht oft nur einer zu kommen, der die richtige Tonart findet und es geht prächtig. Denn es gibt, wie gesagt, schon auch viel Opfersinn, guten Willen und rechtes Christentum. Wenn wir den Kirchenchor als notwendiges Übel auffassen, wird er übel sein. Sagen wir den Sängern, wie notwendig wir sie brauchen, um den Gottesdienst schön und würdig zu gestalten, zeigen wir ihnen, wie sie durch feine Mitarbeit wirkliche Seelsorgshelfer werden können, so werden wir bestimmt an der Mehrzahl unserer Sänger willige und eifrige Helfer haben. Gewiß gibt es auch Unbekehrbare. Doch sie werden und können ruhig bald wegbleiben. Wie freut es doch die Sänger und spornt sie an, wenn der Pfarrer nicht nur immer kritisiert, sondern wenn er auch einmal ein Wort des Lobes findet. Wie sind sie alle stolz, wenn er einmal dem Chor von der Kanzel aus für seine Mühe dankt oder wenn er sorgt, daß langjährige, treue Sänger eine bischöfliche Anerkennung erhalten. Wie wird, ohne daß viel geredet werden muß, der ganze Geist und das ganze Verhalten anders, wenn z. B. ein Kaplan an der Probe teilnimmt! Wenn die Sänger spüren, daß der Pfarrer ihnen wohl will und ihrer Arbeit mit Verständnis und Dankbarkeit gegenübersteht, werden sie auch Kritik und Verbesserungsvorschläge annehmen, besonders, wenn sie in Form einer Bitte vorgebracht werden. Dabei braucht der Pfarrer gar nicht besonders musikalisch zu sein. Und wie wirkt es auf sie, wenn sie spüren, welche Mühe er sich gibt, seine Altargesänge richtig und schön zu singen (besonders, wenn er nicht musikalisch ist!). Es läßt sich von einem Kirchenchor fast alles erreichen, wenn man es in der rechten Form bringt. Geben wir daher dem Kirchenchor die Achtung, die ihm als Helfer gebührt. Loben wir, wo etwas zu loben ist. Nehmen wir nicht alles als selbstverständlich hin, weil ja auch uns niemand lobt, sondern alles selbstverständlich verlangt wird. Wenn es zu bessern und zu mahnen gilt, tun wir es in aller Geduld und Weisheit und wir werden uns mit der Zeit unsern Kirchenchor so richten, wie wir ihn brauchen und haben wollen.

*) Siehe den I. Teil: III, Folge 3/4, Seite 42 ff.

2. Ein Zweites: Schaffen wir klare Linien!

Die liturgische Bewegung hat vieles Erstarrte aufgelockert, aber oft auch mancherlei Verwirrung angerichtet. Sie hat, entsprechend ihrem Ruf nach Aktivierung des Volkes im Gottesdienste, sich vor allem der Formen angenommen, die eine Mitarbeit des Volkes in der Volkssprache ermöglichen. Aber sie hat sich bisher noch nie sonderlich um das feierliche Hochamt bemüht, ja im Gegenteil, sie hat es, weil ein Mitwirken des Volkes nicht so leicht ist, bisher eher abgelehnt. So kam es, daß auf den Kirchenmusiker der eifrige Vertreter und Freund der liturgischen Bewegung und der liturgisch und musikalisch völlig Uninteressierte den gleichen Eindruck der Hochamts-, Kirchenmusik- und damit Liturgiefeindlichkeit machten!

Eine andere Schwierigkeit: Früher gab es praktisch nur drei Meßformen: Hochamt, Singmesse und stille Messe. Wie sieht heute in einer großen Stadtpfarre die Gottesdienstordnung aus? Um 6 Uhr stille Messe (doch muß z. B. der Organist zur Kommunion ein Kommunionlied spielen). Um 7 Uhr Singmesse mit einigen Gebeten dazwischen. Um 8 Uhr Pfarrmesse als Gemeinschaftsmesse. Vorher lateinisches Volksasperges, dann Bet-Singmesse. An der Pfarre, die ich im Auge habe, sind vier Kapläne, die alle Schule haben, und damit auch abwechselnd die Kindermesse um 9 Uhr. Der Ritus der Kindermesse richtet sich nun jeweils nach dem Kaplan, der sie hält, bzw. dabei vorbetet. Um 10 Uhr ist Hochamt, um 11 Uhr stille Messe, bei der der Kirchenchor, weil er schon da ist, mehrstimmige deutsche Gesänge singt. Abgesehen von der Schwierigkeit für den Organisten, sich in dem liturgischen „Durcheinander“ zurechtzufinden, dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Kirchenchor, falls wir ihm einmal die strengste Einhaltung der liturgischen Vorschriften ans Herz legen, kein besonderes Gehör schenkt, und uns darauf hinweist, daß es bei den anderen Messen ja auch nach dem Belieben des Zelebranten gehe. Möge hier die „Allgemeine Meßordnung“ für Österreich allmählich eine größere Einheitlichkeit herbeiführen!

Ein besonders Kapitel sind unsere Ritualien. In jeder Pfarre fast, nicht nur in jeder Diözese sind Verschiedenheiten. Ein Beispiel: In einer Pfarre wollte ein Pfarrer bei der Fronleichnamsprozession die weltlichen Märsche, die bisher üblich gewesen waren, abschaffen. Er besorgte entsprechende Bläserausgaben passender Sakraments- und Fronleichnamslieder und es schien alles gut zu gehen. Bis auf einmal die Bläser streikten. Warum? Sie hatten in Erfahrung gebracht, daß in der Nachbarpfarre die Musikanten auch weiterhin ihre fescen Märsche blasen durften. Ja, es ist mitunter nicht leicht!

Ein besonders krasses Beispiel: In einer Stadtpfarre, wo ein Pfarrer mit zwei Kaplänen sitzt, hält der Pfarrer die Trauung wie in der Diözese üblich. Der eine Kaplan aber etwas anders. Der dritte Kaplan wieder anders, wobei bei diesem noch die Schwierigkeit für den Organisten darin liegt, daß er, je nachdem er aufgelegt ist, die Wechselgebete lateinisch oder deutsch betet oder singt.

Ferner: Wir haben in Wien ein neues Gesangbuch. Bei der Herausgabe hatten wir alle Mühe, verschiedene minderwertige Lieder abzuwehren, weil uns die Hochw. Herren erklärten, diese Lieder wären für die Seelsorge unbedingt nötig. Nun ist ein neues Gesangbuch erschienen, in dem

die meisten von uns abgelehnten Lieder stehen. Zum Glück ist dieses Buch fremdsprachig. Wir können so einige Hoffnung hegen, daß es immerhin einige Zeit dauert, bis wir wegen unseres Rigorismus und unserer Volksfremdheit gesteinigt werden.

Und ein allerletztes Beispiel, das von den Kirchenmusikern auch mit Kopfschütteln aufgenommen wurde: Kirchenkonzerte sind verboten, Orgelkonzerte auch nicht erlaubt und wir sind die Letzten, die etwas dafür übrig hätten. Doch dürfen wir uns nicht wundern, daß die Kirchenmusiker etwas erstaunt sind, wenn sie hören, daß dramatische Darstellungen unter gewissen Sicherungen im Kirchenraum erlaubt sind.

Klare Linien schaffen ist ungeheuer notwendig. Hierher gehört so vieles, was noch zu tun wäre. Unter anderem auch der Einheitsliederkanon, die Besoldungsfrage, die Frage der Änderung bestimmter Riten; hierher gehören aber auch die Frage, ob wir das Hochamt überhaupt anstreben oder nicht. Dieser Tage war ein Oberlehrer und Regenschori bei uns in der Diözesankommission, der uns rundweg erklärte, die Forderung, die Chöre mögen das Proprium singen, sei unmöglich, am grünen Tisch entstanden und zeige, daß man überhaupt keine Ahnung habe, wie es draußen zugehe. Der Chor wolle nichts wissen davon, die Kirchenbesucher hätten auch nur ein Interesse, daß das Hochamt nicht zu lange dauere und der Pfarrer sei auch nicht dafür! — Klare Linien schaffen!

3. An allem, was wir bisher gehört haben, können wir ersehen, daß die Haltung und Einstellung des Priesters entscheidend ist. Und darum ist die Frage der Priestererziehung im Hinblick auf die Fragen der Kirchenmusik und Liturgie von größter Wichtigkeit. Wir haben in der Theologie vieles gelernt, was wir brauchen; wir haben aber auch manches nicht gelernt, was uns dann später bitter gefehlt hat. Schon mancher Pfarrer und Kaplan hat mir erklärt, wie bitter er es bereue, im Knabenseminar nicht mehr Harmonium geübt zu haben. „Damals, wie es in der 5. Klasse obligat war, haben wir es nicht verstanden. Wenn ich wenigstens so viel gelernt hätte, daß ich die Kirchenlieder spielen könnte, täte ich mich in der Schule, bei den Kindern und bei der Jugend bedeutend leichter. Wieviel leichter hätte ich es auch mit unserem Kirchenchor, wenn ich wenigstens etwas könnte.“

Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, inwieweit die Erziehungspläne der Knaben- und Priesterseminare und der geistlichen Erziehungsanstalten im Hinblick auf die kirchenmusikalischen Bedürfnisse ergänzt oder erneuert werden sollen. Die päpstlichen Vorschriften sagen darüber genug. Die Entwicklung der Kirchenmusik und Kirchenchöre in den nächsten Jahrzehnten hängt nicht zuletzt davon ab, ob wir Priester haben werden, die im Seminar Liturgie nicht nur studierten, sondern erlebten, und die musikalisch wenigstens etwas vorgebildet sind.

4. Ein letztes Anliegen, das auch noch uns Priester angeht, ist die Ausbildung unserer Kirchenmusiker, besonders der leitenden, der Regenschori und Organisten. Wir müssen unbedingt dafür sorgen, daß zumindest ein Teil oder eine Ergänzung der Ausbildung von kirchlicher Seite und in kirchlichem Sinne ermöglicht wird. Wer leitet denn die Kirchenmusik? Abgesehen von den wenigen, die an einer Hochschule für Kirchenmusik studiert haben, sind es häufig Lehrer, Beamte, Geschäftsleute und ähnliche. Deren Ausbildung mag musikalisch gut sein, ich nehme sogar an,

„PLENUS SPIRITU SANCTO“

Das Stephansfenster von Karl Weiser

Das St.-Stephan-Fenster ist das rechte von drei Chorfenstern der Pfarrkirche zu Pernitz. Die Gesamtkomposition der drei Fenster läßt die drei Schutzheiligen der Pfarre den Hochaltar umstehen und auf ihn weisen. St. Sebastian schaut auf den Tabernakel, gleichsam aus ihm die Kraft für sein Martyrium empfangend. St. Stephan sieht den Himmel offen und Christus zur Rechten Gottes stehen (Apg. 7, 55-56). Seine Rechte weist auf Christus im Himmel, während die Linke zum Tabernakel weist, bezeugend, daß hier auch für uns der Himmel offen und in verborgener Weise hier Christus in der Herrlichkeit des Vaters gegenwärtig ist. St. Nikolaus wird dann die Kirche von Pernitz zum Altare tragen, diese gleichzeitig schützend. Die Farben des St.-Stephan-Fensters: Auf dem Grunde der dunkel-blutroten Dalmatika St. Stephans, die mit goldenen Schlingenkreuzornamenten, Ähren, Sonnen und mit Goldborten, in die: „Liebet eure Feinde. Liebet! Liebet! Liebet!“ eingewirkt ist, geziert ist, leuchtet feuerrot die Hl.-Geist-Taube auf (St. Stephan war voll des Hl. Geistes, Apg. 7, 55). Ihr Licht finden wir wieder auf den Flügeln der vier Wesen und auf den Lichtseiten der Steinwürfel, mit welchen St. Stephan gesteinigt wird. Auf deren Schattenseiten finden wir das dunkel-rotviolett der Dalmatika wieder. Die Albe ist hellblauviolett und rotbraunviolett und ist, wie die Dalmatika, mit der Goldborte: „Liebet eure Feinde“, eingesäumt.

Christus, im weiß-gelben Gewande, umgeben von den vier feuerroten Wesen, steht zur rotviolettten Rechten Gottes in einem blaugrünen Abendhimmel, in dem eine rotviolette Wolke steht. Die Silhouette der dunkel-blauvioletten Tempelburg hebt sich vom Himmel ab. Die St. Stephan steinigenden Juden haben fahlgelbe Gesichter und giftiggrüne Gewänder. Der dunkel-blaugrüne Krug und der dunkelbraune Brotwecken sind Zeichen für die Liebesgaben, die St. Stephan als Diakon verteilte.

Im Maßwerk, sieht man ein orangefarbenes Schriftband, mit dem Namen des Heiligen. Dahinter auf blauvioletttem Grund die grüne Siegespalme. In den Zwickeln leuchten wieder hellrote und dunkelviolette Steinwürfel, Zeichen des Martyriums auf.

Die künstlerischen Arbeiten: Entwurf des Kartons, die Auswahl der Gläser und die Schwarzlotbemalung führte ich selbst aus. Die technische Ausführung besorgten bestens die Facharbeiter der Tiroler Glasmalerei in Innsbruck.



daß sie menschlich, sittlich und religiös den Anforderungen entsprechen. Doch bleibt immer noch etwas zu tun übrig. Denn das Spezielle der Kirchenmusik und der kirchlichen Praxis fehlt meist.

Woher sollte ein Lehrer oder einer, der Militärmusiker war oder sonstwo Musik studierte, in liturgischer Hinsicht sattelfest sein? Gewiß, es läßt sich manches aus einem Buche und auch aus der Praxis nachholen und dazulernen. Aber der Geist ist so nur in den wenigsten Fällen zu finden. Daß das Verständnis für den Choral fehlt, wird niemand wundern. Es fehlt aber auch das Verständnis für das Kirchenlied und auch für die Orgel. Was bekommt man da oft für Liedbegleitungen und Zwischenspiele zu hören! Merkwürdig ist ja doch, was viele Pfarrer schon sagten: „Als unser Lehrer (Organist) während des Krieges eingerückt war, habe ich ein Mädchen in einem Kurs Orgel lernen lassen. Sie spielt nicht so gut wie unser Organist damals gespielt hat. Aber irgendwas ist dabei, was der andere nicht hat. Sie spielt irgendwie kirchlicher wie er.“ —

Darum müssen wir immer wieder die Forderung erheben, daß unsere Kirchenmusiker von kirchlicher Seite geschult werden müssen. In jeder Diözese sind entsprechende Kurse eingerichtet, werden Prüfungen abgehalten. Es muß der kirchliche Geist weitergegeben werden. Dies gilt für die Chorleiter und Organisten in besonderer Hinsicht. Für die Sänger und Musiker aber wird es sich immer notwendiger erweisen, durch die Aufstellung von Kinderchören die zukünftigen Chorsänger von Jugend auf in die Liturgie und die kirchliche, kirchenmusikalische Tradition einzuführen.

C. Konkrete Vorschläge

All das Gesagte läßt sich nicht auf einmal verwirklichen. Es müssen hier alle zusammenhelfen, vom Bischof bis zum letzten Kaplan, vom Aka-
demielehrer bis zur letzten Sängerin, und zwar in geduldiger, ausdauernder und kluger Arbeit. Wir hier aber sollten konkrete Vorschläge aufstellen, die Aussicht haben, in der nächsten Zeit realisiert zu werden. Was wäre also zu tun?

1. Es müßte endlich einmal durch ein mutiges, entschlossenes Wort der „Gegensatz“ zwischen liturgischer Bewegung und Kirchenmusik aus der Welt geschafft werden. Es besteht ja gar kein wirklicher Gegensatz, sondern er entsteht nur durch Übereifer auf der einen, Konservatismus auf der anderen Seite. Jeder meint, er habe die ganze Weisheit gepachtet und alles andere sei abzulehnen. Die Frage ist also: Lehnt die liturgische Bewegung die Kirchenmusik im allgemeinen und das Hochamt im besonderen ab? Man bezeichnet immer die feierliche Gestaltung der Gemeinschaftsmesse und das deutsche Hochamt als Vorformen, die zum lateinischen Hochamt führen sollen. Besteht nicht vielleicht doch die Gefahr, daß man bei der Vorform stecken bleiben könnte? Auf jeden Fall wäre es gut, wenn die Stellung des lateinischen Hochamtes, als die Form des feierlichen Gottesdienstes auch in den Kreisen der liturgischen Bewegung wieder hervorgehoben würde, um allen Übereifrigen, die da meinen, es ablehnen zu können, die kirchliche Linie zu zeigen.

2. Es müßten klare Linien geschaffen werden: Es muß einmal damit Schluß gemacht werden, daß, noch dazu mit Berufung auf die liturgische Bewegung, jeder Kaplan und jede Seelsorgshelferin sich ihren

Privatritus baut, den dann Organist, Chorleiter und Kirchenchor mitmachen müssen. Man schaffe entsprechende Ritualien und verpflichte die Kirchenmusiker, aber auch den Offiziator, sich daran zu halten.

3. Die H. H. Pfarrer und Kapläne wären anzuweisen, sich um die Richtigkeit der liturgischen Ausführung der Kirchenmusik zu kümmern. Sie müßten doch daran interessiert sein. Sie hätten auch ihren Chorleiter und Organisten entsprechend zu beeinflussen.

4. In jeder Pfarre hat ein Kaplan als besondere Aufgabe die Ministrantenseelsorge. Ebenso wichtig wäre die Seelsorge und Betreuung der Kirchenmusiker, die auf liturgischer Einführung aufgebaut sein sollte.

5. Ziehen wir die Kirchenchöre mehr heran auch für die Gestaltung der Gemeinschaftsmesse. Es hat sich mancherorts eingebürgert, daß bei der Gemeinschaftsmesse ohne Orgel gesungen wird. Abgesehen davon, daß es selten gut klingt, fühlen sich die Kirchenmusiker nicht ganz mit Unrecht zurückgesetzt. Domkapellmeister Pretzenberger hat in seiner Arbeit über die musikalische Gestaltung der Gemeinschaftsmesse wertvolle Anregungen gegeben. Vielleicht sollten diese noch konkreter gestaltet werden. Dem Kirchenchor würde so ein neues, schönes Betätigungsfeld geschaffen, er würde zugleich eine liturgische Vertiefung erhalten und die Gemeinschaftsmesse würde dadurch gewinnen. Es müßte ja nicht alles vom Chor gesungen werden. Man könnte zurückgehen auf die ursprüngliche Form und dem Chor nur das Proprium zuweisen.

6. Die musikalische Gestaltung der Gemeinschaftsmesse wäre ganz besonders den kirchlichen Instituten und Seminarien ans Herz zu legen. Die angehenden Priester würden dadurch wertvolle Anregungen erhalten.

7. Die Zusammenarbeit zwischen den Diözesankommissionen und Referenten für Kirchenmusik und Liturgie müßte noch stark intensiviert werden. Es müßte direkt als Grundsatz gelten, daß beide sich laufend beraten. Jeder ist Fachmann auf seinem Gebiete und kann dem anderen viel helfen.

Allen diesen Aufgaben möge unsere gemeinsame Arbeit und unser gemeinsames Beten gelten!

Dr. Josef Schabasser,

Leiter der Wiener Diözesankommission für Kirchenmusik

Praktische Behelfe zur liturgischen Erziehung:

DDr. P. ERHARD DRINKWELDER O.S.B.

DIE FEIER DER HEILIGEN MESSE MIT GESANG

Herausgegeben vom Institutum Liturgicum, Salzburg. Mit Noten und Anweisungen für die einfachste Grundform des lateinischen Amtes für das Volk. Schwarz-Rot-Druck, 24 S., S 1.20.

„... Ich darf Ihnen zu diesem so gediegenen Opus aufrichtig gratulieren. Fortan wird jedes Amt so gestaltet. Es ist so am schönsten und richtigsten und ganz der Liturgie entsprechend ...“
(P. E., O. Cap., Aschaffenburg.)

QUELL DES LEBENS

Briefe an Christen, 2. Jahrgang.

Wöchentlich ein Brief zum Preis von 5 Groschen.

„Ein ausgezeichnetes Mittel, das mühevollen Werk der liturgischen Erneuerung zu fördern. Diese Briefe versuchen nicht nur die Tiefen der Liturgie zu erschließen, sondern tun dies auch in einer sehr zeitgemäßen Form ... Gerade für den Versuch, den Kirchenchor zur Liturgie hin zu erziehen, scheinen mir diese Briefe besonders geeignet ...“
(Dr. E. W., Organist.)

VERLAG RUPERTUSWERK, ERZABTEI, ST. PETER

WERKRAUM

ZUR BREVIER- UND MISSALEREFORM

VORSCHLAG III

Zu dem folgenden Vorschlag der Psalmeneinteilung von P. Marian May, Wien, verweisen wir auf dessen Ausführungen in Folge 11/12, 1948, S. 179. Erneut weisen wir auch auf die grundsätzliche Einbegleitung in Folge 5/6, 1948, hin.

1. Woche		Terz	Pss.: 88 IV, V, VI
Sonntag:		Sext	„ 88 VII, VIII, IX
Matutin	Pss.: 1, 2 I und II	Non	„ 73 I, II, III
Laudes	„ 117 I, II, III, Canticum trium puerorum, Ps 92	Vesper	„ 132, 135 I, II, III, IV
Prim	„ 99, 118 I, II	Komplet	„ 70 I, II, III
Terz	„ 118 III, IV, V	Freitag:	
Sext	„ 118 VI, VII, VIII	Matutin	Pss.: 80 I, II, III
Non	„ 118 IX, X, XI	Laudes	„ 142 I, II, III, Canticum Isalae, 147
Vesper	„ 109, 110 I, II, 111 I, II	Prim	„ 21 I, II, III
Komplet	„ 4, 90 I, II	Terz	„ 21 IV, V, VI
Montag:		Sext	„ 79 I, II, III
Matutin	Pss.: 13, 16 I, II	Non	„ 83 I, II, 86
Laudes	„ 14, 46 I, II, Canticum David, 116	Vesper	„ 138 I, II, III, 139 I, II
Prim	„ 106 I, II, III	Komplet	„ 76 I, II, III
Terz	„ 106 IV, V, VI	Samstag:	
Sext	„ 108 I, II, III	Matutin	Pss.: 93 I, II, II
Non	„ 108, IV, V, VI	Laudes	„ 149, 91 I, II, Canticum Eccli., Ps 150
Vesper	„ 112, 114, 115 I, II, 120	Prim	„ 101 I, II, III
Komplet	„ 71 I, II, III	Terz	„ 103 I, II, III
Dienstag:		Sext	„ 103 IV, V, VI
Matutin	Pss.: 37 I, II, III	Non	„ 75 I, II, 119
Laudes	„ 134 I, II, III, Canticum Tobiae, 42	Vesper	„ 143 I, II, III, 107 I, II
Prim	„ 24 I, II, III	Komplet	„ 102 I, II, III
Terz	„ 39 I, II, III	2. Woche	
Sext	„ 40 I, II, 43 I	Sonntag:	
Non	„ 43 II, III, IV	Matutin	Pss.: 3, 8, 10
Vesper	„ 26 I, II, 27 I, II, 126	Laudes	„ 62 I, II Canticum trium puerorum II, Ps 148 I, II
Komplet	„ 11, 15 I, II	Prim	„ 53, 118 XII, XIII
Mittwoch:		Terz	„ 118 XIV, XV, XVI
Matutin	Pss.: 44 I, II, III	Sext	„ 118 XVII, XVIII, XIX
Laudes	„ 96 I, II, Canticum Judith, 145 I, II	Non	„ 118 XX, XXI, XXII
Prim	„ 25 I, II, 52	Vesper	„ 18 I, II, 113 I, II, III
Terz	„ 54 I, II, III	Komplet	„ 23 I, II, 133
Sext	„ 55 I, II, 56 I	Montag:	
Non	„ 56 II, 57 I, II	Matutin	Pss.: 19, 20 I, II
Vesper	„ 127, 128, 131 I, II, III	Laudes	„ 5 I, II, Canticum Isalae, 45 I, II
Komplet	„ 33 I, II, III	Prim	„ 17 I, II, III
Donnerstag:		Terz	„ 17 IV, V, VI
Matutin	Pss.: 65 I, II, III	Sext	„ 9 I, II, III
Laudes	„ 97 I, II, Canticum Jeremiae, 146 I, II	Non	„ 9 IV, V, VI
Prim	„ 88 I, II, III	Vesper	„ 72 I, II, III, IV, 121
		Komplet	„ 6 I, II, 130

Dienstag:	
Matutin	Pss.: 38 I, II, 66
Laudes	„ 95 I, II, Canticum Ezech. Ps 74 I, II
Prim	„ 34 I, II, III
Terz	„ 34 IV, V, 122
Sext	„ 36 I, II, III
Non	„ 36 IV, V, VI
Vesper	„ 32 I, II, III, 41 I, II
Komplet	„ 7 I, II, 12

Mittwoch:	
Matutin	Pss.: 48 I, II, III
Laudes	„ 64 I, II, Canticum Annae, 63 I, II
Prim	„ 47 I, II, 49 I
Terz	„ 49 II, III, IV
Sext	„ 50 I, II, III
Non	„ 58 I, II, III
Vesper	„ 51 I, II, 100 I, II, 129
Komplet	„ 30 I, II, III

Donnerstag:	
Matutin	Pss.: 22, 61 I, II
Laudes	„ 89 I, II, III, Canticum Moisis, 123
Prim	„ 67 I, II, III
Terz	„ 67 IV, V, VI
Sext	„ 68 I, II, III
Non	„ 68 IV, V, VI
Vesper	„ 35 I, II, 69, 136 I, II
Komplet	„ 60, 137 I, II

Freitag:	
Matutin	Pss.: 82 I, II, III
Laudes	„ 98 I, II, Canticum Hab. 140 I, II
Prim	„ 77 I, II, III
Terz	„ 77 IV, V, VI
Sext	„ 77 VII, VIII, IX
Non	„ 78 I, II, 8,1
Vesper	„ 84 I, II, 124, 141 I, II
Komplet	„ 85 I, II, III

Samstag:	
Matutin	Pss.: 31 I, II, 125
Laudes	„ 28 I, II, Canticum Eccli., 29 I, II
Prim	„ 104 I, II, III
Terz	„ 104 IV, V, VI
Sext	„ 105 I, II, III
Non	„ 105 IV, V, VI
Vesper	„ 59 I, II, 144 I, II, III
Komplet	„ 87 I, II, III

NB. Einige Beispiele, was die Kürze der Psalmen betrifft, wie sie im jetzigen Brevier enthalten sind: Vesper am Montag, Prim und Terz am Dienstag, Sext und Non am Donnerstag, Sext am Freitag. Bei dieser Psalmen-einteilung bin ich von dem Grundsatz ausgegangen, daß die einzelnen Psalmen nicht länger als 5 bis 9 Verse sind. Psalmen mit 10 oder mehr Versen habe ich geteilt.

VORSCHLAG IV

Revolutionäre Zeiten sind nicht imstande, gediegene Werke zu schaffen, in keiner Weise. Darum soll man von Reform in solcher Zeit absehen. (Wir haben warnende Beispiele!)

Anregungen freilich sollen geschehen, daß dann eine spätere, ruhigere Zeit vorgearbeitetes Material habe. Vorschläge zu einer Brevierreform wären demnach Anregungen zur Überlegung.

Sicher ist eine Brevierreform wünschenswert. Was ist das doch für ein umständlicher „Fahrplan“ geworden! Und das Zettelwesen gibt ihm einen arg „herbstlichen“ Charakter. Zu einer Vereinfachung wäre wohl auch notwendig, die Interessen der vielen Orden und Kongregationen — soweit sie nicht ein eigenes Brevier haben — bei der Bearbeitung einzudämmen. Als Grundzug wäre sodann die *Wocheneinteilung* geltend zu machen; jetzt ist sie nur mehr Muster! Kumulation kann und soll vermieden werden. Wie öd nimmt sie sich aus! Oktaven nur noch mit eigenem Offizium. Es ist ein Armutszeugnis, der Herkömmlichkeit halber weiterzuschleppen, was keinen Sinn mehr hat.

Im einzelnen: 1. Die seit Pius X. eingeführten Feste und Proprien fallen lassen.

2. Von den früheren Festen kämen sodann in Betracht: a) die Hochfeste, b) die sonst gebotenen Festtage; c) bis zu 30 andere Feste; d) bis zu drei Diözesanproprien.

3. Nicht gebotene Feste wären zu simplifizieren und sollen nie in Form einer Kommemoratio gefeiert werden. Sie werden gefeiert oder nicht.

4. Der Tag des Herrn kann keinem Feste weichen. Feste des Herrn sind wohl auch Tage des Herrn und haben darum keine *commemoratio dominicae*.

5. Antiphonen kürzen, Lesungen erweitern!

6. Wiederholung der Schrift-Lesung vermeiden!

Kleinheinz

VORSCHLAG V

A. BREVIER:

1. Verkürzung des Breviers (Ausmaß wie in der Osterwoche?).
2. Als Lesungen: Eine Lesung aus der Heiligen Schrift, die zweite vom Tagesheiligen und die dritte aus den Vätern etc.
3. Gründliche Reform der Lesungen „de Sanctis“.
4. Keine Stellen aus den Vätern, die dem Stand der heutigen wissenschaftlichen Forschung nicht mehr gemäß sind.
5. Vigilien, die am Samstag gehalten werden, weil am Montag das Fest gefeiert wird, sollten entfallen. Eine Samstagsvigil für das Fest am Montag entspricht nicht dem Sinn einer Vigilia.
6. Oktaven: Nur zu Ostern und zu Pfingsten. Die Feste, die bisher Oktaven de Communi hatten, feiern nur den Oktavtag.
7. Das Invitatorium wird bei Officium festivum gebetet.
8. Es soll ein Unterschied sein, ob einer das Officium allein betet oder in Gemeinschaft. Jene Texte, die direkt auf Alternation abzielen, sollten entfallen, wenn einer das Brevier allein betet. Zum Beispiel: „Dominus vobiscum...“ spricht der Beter zum gläubigen Volk, aber daß er sich selbst die Antwort geben muß „Et cum spiritu tuo...?“ Wer sagt das zu ihm?
9. Athanasianum nur am Feste der Allerheiligsten Dreifaltigkeit.

B. MISSALE:

10. Für den Advent eigene Präfation.
11. Man vertausche die Oration des letzten Sonntags nach Pfingsten und die des dritten Adventsonntages, damit an allen vier Sonntagen im Advent die Oration mit „Excita“ beginne.
12. Unter den Orationes diversae gehört eine pro parentibus, warum dies nur bei den Orationes diversae pro defunctis?
13. Gibt es in der Kirche Gottes keine heiligen Mütter? Warum nur Virgines et Viduae bzw. Non Virgines? Analog die Frage: Gibt es in der Kirche keine heiligen Väter? Nämlich patres in sensu stricto, im primären Sinn?
14. Auch Vorbilder heiliger Familien!
15. Die zwölf Prophetien am Karsamstag auf etwa sechs reduzieren.
16. Bei der Anlage der Heiligenfeste setze man nur jene in den Heiligenkalender ein, die der ganzen Kirche etwas zu sagen und zu bedeuten haben.
17. Joachim und Anna soll man gemeinsam feiern. („Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.“)
18. Die Trauungsmesse soll als Missa votiva sollemnis gehalten werden dürfen, entsprechend dem großen Sakrament, wie es heißt.
19. Die Epistel zu Sexagesima sollte gekürzt werden.
20. Die Einleitungsszene bei der Passion am Palmsonntag könnte wegbleiben.
21. Da sehr viele Märtyrerfeste nur Legenden zur Voraussetzung haben (vgl. z. B. Schuster, Liber Sacramentorum), soll man hierin eine kluge Auswahl treffen.
22. Gründliche Änderung der Zeit in der Liturgiefeier der Kartage.
23. Änderungen in den Sonntagsperikopen.
24. Festhalten an der lateinischen Kultsprache.

Salzburg-Leopoldskron

Karl Födinger

VORSCHLAG VI

Adventzeit. Sie möge wie die Fastenzeit gefeiert werden: Täglich andere Texte, außer Immakulatafest und Apostelfesten. Dazu die Möglichkeit, an Duplexfesten De ea zu nehmen. Vor allem eine eigene Präfation.

Osternacht. Nächtliche Feier der Karsamstagliturgie. Eine Kürzung wäre dann ohne Opferfeier, der Ostersonntag hätte eine zweite.

Fest Maria, Hilfe der Christen. Darum wäre sehr gebeten. Das Fest hat doch starke historische Gründe.

Heiligenfeste. Semiduplex und Simplex sollten fallen.

Göttliches Offizium. Keine Kürzung erwünscht, sondern nur eine Änderung mancher Lesungen: Väterstellen, die wegen ihrer allzu starken Allegorisierung uns heute nicht mehr ansprechen. Historische Lesungen. Altarstellung zum Volke sollte leichter erlaubt werden.

Wolfsgraben, Niederösterreich

P. Franz Effenberger

VORSCHLAG VII

1. Offizium kurz und einfach im Aufbau (Überbürdung mit Seelsorgearbeit und Fehlen der zum andächtigen Beten notwendigen Übung der lateinischen Sprache).
2. Einschränkung der vielen Pater noster, Credo Confiteor, Preces.
3. Antiphonen zu den Psalmen immer ganz beten.
4. Reduktion der Oktaven und der vielen Kommemorationen in Missale und Brevier; das immerwährende Vor- und Zurückblättern beim Persolvieren des Offiziums soll verhindert werden.
5. Historische Glaubwürdigkeit in festis et lectionibus de sanctis.
6. Mehr Zusammenhang in den Lectiones scripturae occurrentis.
7. Umfassende Vereinfachung der Rubriken.
8. Für die private Rezitation sollte es erlaubt werden, die Lesungen auch in der Muttersprache vorzunehmen (insbesondere für Ältere).
9. Erlaubnis zur Verwendung der Muttersprache in der Meßfeier bis zum Credo einschließlich; weitgehend auch in der Sakramentspendung.

Klagenfurt

Otto Brunner

AUF DEM WEG ZUR BIBELKATECHESE*

Der Katechismus des Bistums Basel-Lugano wurde 1947 herausgegeben und ist selbstverständlich die verpflichtende Grundlage zum Religionsunterricht für das fünfte bis zum siebten Schuljahr. Die Einteilung der älteren Katechismen ist verlassen. Die gewählte Einteilung entspricht in den wesentlichen Belangen den von der neueren Katechetik gestellten Forderungen. Der erste Teil behandelt den Glauben und das apostolische Glaubensbekenntnis, der zweite Teil die Gnade und die Sakramente, die Sakramentalien und das Gebet, der dritte die Gebote Gottes und der Kirche. Ein Abschlußteil ist der heiligen Messe und dem Kirchenjahre gewidmet. Dies letzte zeigt eine Schwäche. Die Einreihung des sacrificium gehörte zumindest in die Abschnitte der Sakramente, wenn nicht lieber vor dem ersten Teil des Katechismus die heilige Messe zu finden wäre. Dies würde man eigentlich um so eher im Katechismus dieses Bistums erwarten, als das muster-gültige Religionsbuch für die ersten vier Schuljahre die Einführung der Kinder in die Geheimnisse der heiligen Messe schon in der ersten Klasse beginnen läßt. Es sollte ja die Feier der heiligen Messe jedes Schuljahr zu Beginn wenigstens einige Stunden Behandlung finden, selbstredend unter jeweils den Stufen angepaßten verschiedenen Gesichtspunkten. Wie treffend wäre es also, auch äußerlich merkbar den Lehrstoff an gebührender Stelle zu sehen. Die Messe ist nicht Anhang im Christentum! Auch die äußere Einreihung soll nicht diesen Eindruck erwecken. Kinder urteilen doch nach solchen Belangen. Keinen günstigen Eindruck können die farbigen Bilder hinterlassen, sie wären besser unterblieben. Wohl aber sind die Zeichnungen in Schwarzdruck fast durchwegs gut und vor allem die symbolhaft andeutenden besonders anregend für die Kinder. Daß für die Behandlung des Kirchenjahres ein eigener Abschnitt angefügt ist, läßt nicht darauf schließen, daß diese auf die einmalige systematische Behandlung beschränkt sein solle (Katechismus und besonders das Handbuch haben genug Anregungen an den verschiedenen Stellen), läßt aber doch die Schwierigkeit erkennen, welche die organische Verbindung des Katechismus, des Religionsunterrichtes überhaupt, mit dem durch die Kirche geweihten Ablauf des Jahres theoretisch und praktisch bildet.

*) Hüßler Josef: **Handbuch zum Katechismus**. Erster Band: Vom Glauben. Verlag: Räber, Luzern 1948. 329 Seiten.

Hinsichtlich der Auswahl des gedächtnismäßigen Lernstoffes aus jedem Katechismus soll mit Hüßlers eigenen Worten an die Forderung erinnert werden, „daß in jedem Teil der christlichen Lehre das Wesentliche, das Grundlegende herausgestellt wird, daß es in das Gedächtnis eingeprägt werde als ein entwicklungsfähiger Keim, selbst dann, wenn wir voraussehen müssen, daß dieser oder jener Stoff noch längere Zeit in seiner Tiefe und Bedeutung zum größten Teil unerfaßt bleibt“. (In: Zur Methodik des Religionsunterrichtes, Luzern 1945, Seite 90.)

Auf zwei Vorzüge des Handbuches sei besonders hingewiesen. Auf die dargebotene Möglichkeit, den Katechismusunterricht als Bibelkatechese zu gestalten, und auf die ganzheitliche Ausrichtung der Stundenbilder.

Katechismusstunde als Bibelkatechese! Das Buch ist Handbuch zum Katechismus, ein treffliches, wertvolles, anregungsreiches Hilfsbuch. Mit oft recht glücklichem, meisterhaftem Griff stellt es eine Begebenheit aus der Heiligen Schrift an die Stelle der Darbietung. Man wünschte nur, daß es auch äußerlich ersichtlicher geschehe. Hüßler hat die Ausdrücke Darstellung, Erarbeitung und Anwendung gewählt für das corpus seiner Stundenbilder. Damit hat er im wesentlichen das gleiche gewahrt, was eigentlich jede gute Religionsstunde haben muß, und was schon Hugo von St. Viktor unübertrefflich klassisch formuliert hat mit *lectio, meditatio, operatio*.

Darauf gehen schließlich alle neueren Einteilungen der Stundenbilder zurück, mögen sie auch in mancher verkünstelten Unterteilung dies verdecken. Daß die *lectio*, Darbietung nicht einfaches Vorlesen durch den Katecheten sein kann ist selbstredend. Hüßler erleichtert die Darbietung, indem er vielfach den Anschluß der Katechismusfragen an die Bibel ermöglicht. Werden vom Katecheten die hier gegebenen Anknüpfungspunkte beachtet, dann wäre das allein schon eine unschätzbare Hilfe. (Noch trefflicher ist im Religionsbuch für die Unterstufen im Bistum Basel die Harmonie zwischen Bibel und Katechismus hergestellt. Man erinnere sich nur an die Erklärung der Gebote im Anschluß an die Geschichte des Alten Bundes, an den engen Zusammenhang des Erstbeicht- und Kommunionunterrichtes mit Stücken aus dem Evangelium.) Die Hauptschwierigkeit für die meisten Katecheten liegt aber in der richtigen Erarbeitung (*Meditatio*) der aus der *lectio* erfließenden Wahrheiten, Grundsätze und Gesetze. Das Handbuch gibt hiezu Hilfen in solchem Ausmaße und in solch kerniger, inhaltsreicher Fülle, daß keine einigermaßen vorbereitete Stunde „verloren gehen kann“. Die Anwendungsmöglichkeiten für kindliche Askese, zum Mitleben mit der Liturgie der Kirche, für das Erleben des Kirchenjahres im Gotteshaus und in der Familie, wie die Grundlegung jener Linien, die unverwischbar die Weiterführung des religiösen Reifeprozesses in der Nachschulzeit erleichtern, sind lebendig, in großer Auswahl und praktisch gezeigt.

Die ganzheitliche Ausrichtung der Stundenbilder: „Nicht ein Vielerlei der katholischen Glaubensverkündigung darf im Eindruck des Kindes haften bleiben, sondern die große Einheit in der Mannigfaltigkeit.“ Hüßler stellt in der Einleitung diese Forderung auf und bewahrt sie getreulich. Dieses Prinzip ist kein anderes als das vom heiligen Augustinus geforderte Hauptanliegen der Katechumeneninstruktion. Der Lehrvortrag des Katecheten muß inhaltlich etwas Ganzes sein; er hat sich auf das Wesentliche zu beziehen, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren. Die ganze Lehre muß sich aber in Christus wie in einem Brennpunkt treffen. „Der erzählende Vortrag ist dann vollständig, wenn dem Zuhörer alles vorgeführt wird, angefangen von den Worten der Schrift: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, bis zur kirchlichen Gegenwart... Man muß den ganzen Inhalt im großen und ganzen zusammenfassend darstellen, d. h. man greife nur das Bemerkenswerte heraus, was die Zuhörer gerade am liebsten hören und wie es die Zeitumstände gerade mit sich bringen. Dies darf jedoch nicht sozusagen bloß verhüllt gezeigt und dann wieder dem Anblick entzogen werden, man soll es vielmehr mit einer gewissen weitläufigen Muße auseinandersetzen und vor der Seele des Zuhörers entfalten, damit er es betrachten und

bewundern kann. Das andere aber soll man in raschem Durcheilen dazwischen einschieben und damit verweben. Auf diese Weise tritt das Nebensächliche mehr zurück, während gerade das, worauf wir das Hauptinteresse lenken wollen, mehr zur Geltung kommt. So kommt dann auch derjenige, auf den unser Vortrag Eindruck machen soll, nicht erst bei diesem wichtigen Punkt an, wenn er schon (durch Nebensachen) ermüdet ist; auch wird sein Gedächtnis nicht gleich überschwemmt, während ihn unser Unterricht belehren soll“ (De cat. rud. 3, 5). Dieses augustinische Prinzip ist zugleich auch ein liturgisches Gesetz. Die Liturgie hinwieder hat für die religiöse Unterweisung ganz große Bedeutung. Mag sie auch selbst in jenen Teilen, in welchen sie direkt der Ermahnung und Belehrung dient, anderen Gesetzen unterworfen sein als die gewöhnliche Lehrverkündigung, so ist doch ihre Art der Beeinflussung der Gläubigkeit der Menschen höher einzuschätzen und besser zu würdigen als etwa alle Methoden, Anweisungen und Anmaßungen der schulischen Instruktionen und Anleitungen. Es sollte auch einmal von der Liturgienähe des Religionsunterrichtes in der Schule und von jenen Momenten gesprochen werden, die dem Religiösen vom schulischen her weniger angemessen, ja hinderlich sind. Die Religion hat ihre eigenen Gesetze, die nicht übersehen werden können. Eines dieser Momente ist die Ganzheitlichkeit. Die Kirche stellt in der Liturgie den göttlichen Gehalt der Heilstatsachen heraus. In ihr ist immer das Heilsgeschehen ganz vollzogen. Immer bringt sie das ganze im Teil und den Teil im ganzen. Gerne verzichtet sie auf die genaue Wiedergabe von Einzelheiten. Unter einem Gesichtspunkte wird das ganze erneut und erlebt. Weihnachten übergeht nicht den Opfertod des Herrn und seine Auferstehung, Ostern nicht die Inkarnation und Parusie. Aber jedes Fest hebt seinen eigenen Inhalt hervor. Die religiöse Unterweisung muß vom ersten Kreuzzeichen an, das der Katechumene macht, dies im Auge behalten. Die Entfaltung des Offenbarungsinhaltes im Unterrichte ist schließlich nichts anderes als ein erweitertes Kreuzzeichen im Credo; die Liturgie das in der Kirche auf Erden und im Himmel zugleich mitgelebte und mitgelittene *signum trinitatis*; der Rosenkranz hinwiederum nichts anderes als (nach Claudel) das entfaltete Credo. Das ganze im Teil, den Teil im ganzen! Die Stundenbilder Hüßlers geben hiezu treffliche Anhaltspunkte. Es sei nur verwiesen auf die Behandlung des Gebetes, der Erschaffung der Menschen nach Seele und Leib; welche Klarheit und Weite ist hier spürbar! Es weht etwas vom Geiste der Katechesen eines Augustinus Gruber darinnen, des Wiedererweckers der Ideen St. Augustins für den Religionsunterricht.

Mehr katechetische Vertiefung vertrügen die Kapitel über die Vorsehung und die Mariologie. Im ganzen gesehen ist das Handbuch eine ganz vorzügliche Hilfe für den Katecheten und darüber hinaus eine Vorarbeit zum Siege der Bibelkatechese.

Univ.-Dozent Dr. Jak. Rieser

*

Das liturgische Apostolat von Genua ist eine Frucht des Eifers, mit dem Msgr. Giacomo Moglia das Volk in zahllosen Predigten und Vorträgen zum Gottesdienst der Kirche, als zur ersten und unerläßlichen Quelle wahrer christlicher Frömmigkeit zurückzuführen suchte. Um seinen Ideen dauernden Bestand zu geben, gründete er nach zwanzigjähriger Arbeit im Dienste der Liturgie 1923 eine Mädchengruppe, die er „Collegium Tarcisii et Caeciliae“ nann'te. Sie entfaltete von Anfang ihres Bestehens an eine eifrige Tätigkeit, gab sie doch sogleich die „Preghiere quotidiane del Cristiano“ heraus (enthaltend Prim und Komplet der ganzen Woche in Latein und Italienisch), dem ein „Piccolo Messale Quotidiano“ von Dom Lefebvre in der Bearbeitung von Moglia folgte. Schon in den Jahren 1914 bis 1918 hat'e dieser Broschüren mit der Übersetzung der Sonntagsmessen erscheinen lassen, die rasch in ganz Italien Verbreitung fanden. Dem „Collegium Tarcisii et Caeciliae“ folg'te 1925 ein „Collegium Tarcisii“ für Knaben, das deren liturgische Erziehung, besonders für den Ministranten'dienst, bezweckte. Aus ihm sind bis heute über 40 Priesterberufe hervorgegangen. 1930 ging Msgr. Moglia noch einen Schritt weiter,

indem er das „Apostolato liturgico“ ins Leben rief, das drei Zweige umfaßt, eine Vereinigung für Priester und die beiden oben genannten Kollegien. Das „Apostolato liturgico“ von Genua organisierte 1934 den ersten liturgischen Landeskongreß Italiens.

Aus dem „Collegium Caeciliae“ ist in der Folge das bedeutendste Werk Msgr. Moglias hervorgegangen. Drei von dessen Mitgliedern traten nämlich bei den Benediktinerinnen von Mont Vierge in Marlagne ein, um dann in Genua ein Tochterkloster gründen zu können. Aus verschiedenen Gründen zerschlug sich der Plan leider. Moglia ließ sich aber nicht entmutigen, sondern rief mit Gutheißung des damaligen Erzbischofs, Kardinals Minoretti, die Vereinigung der „Figlie della Chiesa“ ins Leben. Die „Töchter der Kirche“ sind eine Genossenschaft mit einfachen ewigen Gelübden. Ihr Hauptzweck ist das innige Miterleben der Heiligen Liturgie und die Einführung der Gläubigen in diese. Die Schwestern sollen nach immer innigerer Vereinigung mit ihrem himmlischen Bräutigam streben, um so Gott durch Christus, mit Christus und in Christus, der in der Kirche lebt, die ihm gebührende Verehrung zollen zu können. Der Wahlspruch der „Figlie della Chiesa“ lautet: *Tibi Deo gloria in Ecclesia e: in Christo Jesu*“.

Die Schwestern besuchen gemeinschaftlich alle Pontifikalfunktionen in der Kathedrale und feiern in ihrer ganz nach liturgischen Prinzipien gestalteten Kapelle täglich die, womöglich gesungene, Liturgie der heiligen Messe und des Offiziums. Die Zeit neben dem Gottesdienst ist ausgefüllt mit Studium des Dogmas, der Heiligen Schrift, der Kirchengeschichte, der Liturgik und des Chorals, sowie mit Handarbeit, besonders im Paramentenatelier. Nach außen entfalten die „Töchter der Kirche“ eine liturgische Tätigkeit, die sich in folgende Punkte zusammenfassen läßt: 1. Sorge für die würdige Gestaltung des Gottesdienstes in den Pfarreien, besonders mit Hilfe der „Tarcisiani“. 2. Kurse über die Liturgie für Laien, verbunden mit Vorträgen über die Heilige Schrift, die Kirchengeschichte und das Dogma. 3. Liturgischer Unterricht, sowie Vorbereitung der Kinder auf Erstkommunion und Firmung und der Erwachsenen auf die Taufe und andere Sakramente. 4. Verlag von Büchern und Schriften über Liturgie. 5. Herausgabe von würdigen religiösen Bildern. 6. Organisation liturgischer Tage in den Pfarreien. 7. Leitung einer Informationszentrale in liturgischen Angelegenheiten theoretischer und praktischer Art für ganz Italien.

Brief aus Japan

„... Besonders freut es uns, daß Sie uns den „Heiligen Dienst“ zustellen, denn für alle liturgischen Anregungen sind hier alle sehr aufnahmebereit. Handelt es sich doch darum, die katholische Liturgie allmählich ins japanische Volkstum übergehen zu lassen. Die Japaner sind sehr eingenommen für schöne Zeremonien bei Volksfesten und in Tempeln. Da sollten wir ihnen nicht nachstehen! Es gibt tatsächlich viele Pfarreien einheimischer Priester, die den Gottesdienst wirklich in ergreifender Weise zu gestalten verstehen.

Früher war das ganze Jahr mit verschiedenen Volksfesten ausgefüllt. Es gab ja keine Sonntage, dafür trafen auf jeden Monat etwa drei große Feste, auf die sich die Leute wochenlang vorbereitet und gefreut haben. Die meisten Feste waren mit abergläubischen Riten verknüpft, so daß die Christen davon abstehen mußten, teilzunehmen. So hat der Bischof von Nagasaki im Jahre 1598 an Stelle der feierlichen Neujahrswoche für die Christen als Ersatz das Fest „Notre Dame de Protection“ eingeführt. Heute sind die bürgerlichen Feste von der Besatzung auf ein Minimum eingeschränkt worden, und es kann niemand mehr verpflichtet werden, die religiösen Riten dabei zu beobachten. Unsere Aufgabe ist es nun, den Weg zu bahnen, daß die kirchlichen Feste volkstümlich werden, ohne daß sie dem bisherigen Brauchtum allzuviel Abbruch tun. Das verlangt aber eine langsame Entwicklung und wird Jahrhunderte dauern, weil ja die 121.514 Katholiken gegenüber einer 78-Millionen-Bevölkerung in Japan eine verschwindende Minderheit sind.“

J. H., Tokio

Die Gesangs-Unterrichtsmethode von Justine Ward

Justine Ward lebte lange Zeit in der Nähe der Abtei Solesmes und suchte die dort von Dom Mocquereau festgelegten Grundsätze in kindertümlicher Form für den Gesangsunterricht zu verwerten. Viele Gesangslehrer, namentlich in Holland, haben damit sehr schöne Erfolge erzielt. Ward verbindet in geschickter Weise die Ziffernmethode mit einer intensiven Erziehung zum Gefühl für den Rhythmus und gebraucht dazu die von Dom Mocquereau verwendeten Zeichen für die mannigfachen Verkettungen von Arsis und Thesis. Außer zwei Büchern, die dem Lehrer den Unterricht im ersten und zweiten Jahrgang ausführlich erklären, ist ein mit kindertümlichen Zeichnungen reich ausgestattetes Büchlein für die Kinder selbst bestimmt. Ein anderes größeres Buch führt in 108 Übungen in den gregorianischen Choral ein, im engen Anschluß an die Arbeit von Dom Mocquereau, aber weiteren Kreisen verständlich gemacht. Wo die entsprechenden Verbindungen gegeben sind, werden diese französisch geschriebenen Bücher dem Gesangs- und besonders dem Choral-Lehrer manche Anregungen geben, wenn auch vielleicht manches eher als Umweg erscheint, der nicht unumgänglich nötig ist, um zum Ziel zu gelangen.

Erhard Drinkwelder O.S.B.

Eine Stimme zur europäischen Mission der lateinischen Sprache

In einer bekannten österreichischen (neutralen) Tageszeitung stand kürzlich eine Rezension eines lateinischen Wörterbuches, die wir auch an dieser Stelle kurz vermerken möchten. Es heißt dort: Der gewählte Titel „Unser Latein“ sagt alles, was dazu zu sagen ist — und mit welch gewinnend warmem Unterton! Ja, unser Latein: hier ist Europa, das Abendland beheimatet. Und es ist schwer zu ergründen, ob die Form, oder der Inhalt der in der lateinischen Sprache geschriebenen Worte bestechender ist. Was „basic English“ oder „Esperanto?“ Lächerlich. Durch diese Verflachungen des menschlichen Geistes wird nie eine zuverlässige Grundlage für die Völkerverständigung geschaffen werden können: In Rom allein wurzelt die Wiedergeburt des Vereinigten Europas!

Vom Kreuzzug zur Mission. H. Journet bringt in „Nova et Vetera“, Fribourg, IX/XII, 1948 interessante Hinweise darauf, daß „die Christenheit ihre Auffassung hinsichtlich der Verteidigung ihrer Rechte und Güter geändert habe. Der mittelalterliche Christ hält es für richtig, daß der christliche König mit seinen Mannen gegen die Ungläubigen zieht, ihren Übermut bricht und das geraubte heilige Land wiedererobert. Ein Urban II. fordert 1095, daß alle christlichen Fürsten und Männer das Kreuz nehmen und Jerusalem befreien sollten. Welch ein Gegensatz und Wandel, wenn Pius XII. in seinem Rundschreiben vom 24. Oktober 1948 von den christlichen Völkern fordert:

1. Daß Jerusalem und Umgebung, wo so viele kostbare Andenken an das Leben und Sterben unseres Herrn sind, einen internationalen Charakter erhalte. Das sei gegenwärtig der beste Schutz dieser heiligen Orte.

2. Daß man durch internationale Garantien den freien Zutritt zu den anderen in ganz Palästina verstreuten Heiligtümern sichern möge. Ebenso solle auch die Freiheit des Kultes, des religiösen Brauchtums und der Überlieferung garantiert werden.

Es ist also die Zeit der Kreuzzüge vorüber. Nun ist die Stunde der Mission, die Zeit der geistigen Durchdringung gekommen. Der Herr sage zu den Aposteln: „Ich sende euch wie Lämmer mitten unter die Wölfe.“ Dieser Geist muß immer mehr alle „geistlichen“ Eroberungen der Christen lenken. Die Forderung nach einem Kreuzzug muß ersetzt werden durch das Verlangen, unsere „Feinde“ für Christus zu bekehren. Das Gottesreich, das nun wie von allen Seiten eingeschlossen ist, muß Sauerteig sein, der alle verändert.“

Die nie versiegende Quelle dieses Geistes aber ist das Geheimnis des sakramentalen Lebens, der Liturgie.

BÜCHER UND SCHRIFTEN

Vorschule des Betens. Von Romano Guardini. Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1948. 269 S. — „Ohne Gebet wird der Glaube matt und das religiöse Leben verkümmert. Man kann auf die Dauer kein Christ sein, ohne zu beten, — so wenig man leben kann, ohne zu atmen.“ (S. 16.) So groß die Bedeutung des Gebetes ist, so groß sind auch die Schwierigkeiten, wie sie gerade der heutige Mensch häufig empfindet. Darum ist die Neuauflage dieses Buches überaus zu begrüßen. Es wird vielen Klarheit und Ansporn zu einer eifrigen Pflege des Gebetslebens bieten.

Geistliche Briefe. Von Abt Dom John Chapman O.S.B. Benziger-Verlag, Einsiedeln/Köln, 1945, 144 S. (Band 3 der Sammlung „Licht vom Licht“.) — Nach einer Einführung in das Leben und die Bedeutung des Abtes Chapman (S. 7 bis 30) folgt eine Auswahl seiner Briefe an Christen in der Welt. Die Briefe legen Zeugnis ab von ganz tiefer Kenntnis des inneren Lebens und einer wunderbaren Einfühlungsgabe in die Verhältnisse des Mitmenschen. Einen Grundzug seiner Anweisungen in der Seelenführung bildet die Betonung der vollkommenen Hingabe an die Vorsehung, ähnlich wie bei Causade, den er öfter zitiert.

Der Rosenkranz und das Menschenleben. Von Franz Michel Willam. Verlag Herder, Wien, 1949. 336 S. — Ein praktisches und zugleich gründliches Buch liegt hier vor. Ausführliche und übersichtlich gehaltene Darlegungen der Geheimnisse führen in das Verständnis des Rosenkranzes ein, wobei die Ergebnisse der Exegese und neueren Leben-Jesu-Forschungen berücksichtigt sind. Abschließend erfolgt in der Erwägung und Selbstbefragung die Auswertung des Geheimnisses für die Vertiefung des christlichen Lebens. Einem jeden Geheimnis ist das Bild eines alten Meisters mit Erklärung beigelegt, wodurch der Beschauer von einer neuen Seite zur Betrachtung angeregt wird.

Die Braut des Lammes. Exerzitien-Betrachtungen. Von Josef Staudinger S.J. Verlag Herder, Wien, 1948. 409 S. — Die Begeisterung eines von der Liebe Gottes entflammten Herzens weht durch diese Zeilen. So sprechen diese Betrachtungen das Herz an und sind vorzüglich geeignet, die Tiefe und den Reichtum eines gottgeweihten Lebens zu erschließen. Ist das Buch, wie der Ver-

fasser im Vorwort sagt, auch in erster Linie an Frauenseelen gerichtet, die sich Christus im Ordensstand geweiht haben, so werden doch auch andere nach Verinnerlichung strebende Menschen gerne danach greifen.

Kirchenneubau — Gemeindeneubau. von Msgr. Franz Geßl. Herder, Wien, 1946, 62 S., 4 Abb., kt. S. 1.80. — Monsignore Geßl zeigt uns in diesem Buchlein ganz einfach und schlicht ein Beispiel des Kirchenneubaues Mauer bei Wien, wie die Not überwunden wird, wie durch schlichtes Tun sich immer mehr Menschen zu einer Gemeinde zusammen schließen, ganz dem Gesetze des Bauens entsprechend, dem „Fügen“ und wie letzten Endes dieser Gemeinschaft das Denkmal gelingt. Sehr fein ist die Rollenverteilung bei diesem Tun. Die führende Rolle des Seelsorgers, die beratende und wirkende Gemeinde als eigentlicher Auftraggeber und der Architekt als Künstler und Gestalter. Viele praktische Erfahrungen werden besprochen, die sich jede Gemeinde, die an einen Kirchenneubau und, was noch viel mehr ist, an einen Gemeindeneubau herantritt, beherzigen möchte, denn letzten Endes kommt es darauf an „in vielen Menschenherzen das Gottesreich erstehen zu lassen und lebendig zu machen“, wie es im Nachwort so schön zusammengefaßt wurde. A. Fr.

Briefe an Veronika. Von Léon Bloy. Thomas-Morus-Presse im Verlag Herder, Wien, 1948, 139 S., gb., S. 17.—. — Die vorliegenden Briefe schließen uns eine Welt voll der ungeheuersten Spannungen auf, die ein Menschenleben zwischen beglückender Begnadung und menschlicher Schwäche überhaupt aufweisen kann. Tiefste Geheimnisse einer liebenden Menschenseele lassen sich ahnen, einer Seele, die sich aus tragisch-irdischer Liebe der Geschlechter emporrankt zu einer herrlichen Gut-Hirtenliebe. Ist es doch auch gerade die Spannung, in der der heutige Mensch für sich und in der Gemeinschaft steht und in der er sich zu entscheiden hat! Die Leidenschaftlichkeit, die den Schreiber der Briefe, Léon Bloy, nach schweren Verirrungen doch wieder aus der Lebensgefahr seiner Seele, in die er sich zur Rettung seiner geliebten „Verlorenen“, Veronika (Anne Marie Roule), begeben hat, emporreißt zum höchsten Opfer des Wissens eines „völlig an Gott Geschenktseins“; die

Leidenschaftlichkeit, mit der hier ein Mensch um die Rettung der Seelen kämpft, ballt soviel an Opfermut und Opferkraft zusammen, daß sie das Buch froh und beseligend macht. Kaum ein Leser dürfte sich dem Banne dieser Spannungen und des Beglücktheits entziehen können, der selber etwas von dieser Hirtenliebe Gottes und den Spannungen in seiner eigenen Seele verspürt hat. Dazu legt Jaques Maritain in einem Vorwort über die geschichtlichen Ereignisse im Leben des Verfassers den Grund zum Verständnis dieses aufwühlenden Buches und Karl Pfleger zeigt im Nachwort die großen Züge seines Wesens und die stete Neuheit und Aktualität Léon Bloy's.

Hermann

Bildchen. Die „Katholische Schriftmission“, Linz a. D., brachte zwei Serien von Andachtsbildchen und ein Erstkommunion-Andenkenbild heraus, die der Schriftleitung dieser Zeitschrift zur Besprechung übermittelt wurden. Die erste Serie bringt Bildchen, welche die einzelnen Teile der heiligen Messe bildlich erläutern sollen, die zweite die Hauptfeste des Kirchenjahres. Die Texte erklären zum einen Teil mit schlichten, leicht verständlichen Worten die Geheimnisse der Messe, zum anderen Teil sind es Texte der Heiligen Schrift oder kurze Nutzenanwendungen daraus.

Gegen die bildlichen Darstellungen sind ernste Einwände berechtigt. Sie entbehren die für die Erhabenheit und Würde des Darzustellenden erforderliche künstlerische Qualität in Form, Komposition und Farbe. Man darf nicht an sich theologisch richtige Gedankengänge auf solch primitive Art und Weise „illustrieren“ wollen. Werden nicht durch den Versuch, Glaubensgeheimnisse und Glaubenswirklichkeiten mit solchen Darstellungsmitteln möglichst „anschaulich“ machen zu wollen, diese Wirklichkeiten entstellt und entweiht?

Die sinnbildliche Darstellungsweise setzt in Ehrfurcht vor diesen Geheimnissen nur ein Zeichen für sie, ein Sinn-Bild. Die Darstellungsweise, wie wir sie auf jenen Bildchen finden, kann nie von übernatürlichen Wirklichkeiten ein dieser

Darstellungsweise entsprechendes „Abbild“ geben, sondern muß notwendigerweise ein mehr oder minder gelungenes Phantasieprodukt des betreffenden Künstlers irreführend als „Abbild“ präsentieren und ist aus diesem Grunde abzulehnen. Ein Grund auch, weshalb wir in dem sonst so ausgezeichneten Film „Das Lied von Bernadette“ die Verfilmung der Erscheinung der Mutter Gottes ablehnen, weil hier der Film seine Grenzen überschritten hat. „Trickaufnahmen“, auf religiöse Erscheinungen angewendet, sind eine Blasphemie.

Wenn die vorliegenden Bildchen als — wohl gut gemeinte — Behelfe für den Religionsunterricht gedacht sind, so ist doch zu bedenken, daß sie dem Kinde leider ein zu billiges „Bild“ des Glaubens einprägen, während sie einem Ungläubigen die Sehnsucht nach einem derart dargestellten Himmel gänzlich unbegreiflich machen werden.

Um so erfreulicher ist es, daß doch einzelne Verlage in ernster Verantwortung um das verlorengegangene „Bild des Glaubens“ aus dem unerschöpflichen Schatz guter, alter, gläubiger Kunst (soweit keine befriedigenden zeitgenössischen Lösungen vorhanden sind) Andachtsbildchen gestalten, die wirklich „bilden“ und nicht „ver-bilden“. W.

Anruf Gottes. Das Gebetbuch des katholischen Christen. Von Professor Stefan Matzinger. Verlag Gerlach & Wiedling, Wien, 1947. Kunstleder, geb., 292 Seiten, S 15.—.

Lobet den Herrn. Gebet- und Gesangbuch der Diözese Seckau, 1948. Styria, Steirische Verlagsanstalt, Graz. 560 Seiten, Halbleinen, Dünndruck, S 13.70.

Der neue Mensch. Von Josef Dillersberger. Sammlung „Licht vom Licht“, Band IX, 1949, 168 Seiten, geb., sFr. 8.80. — Sonderheft der „Schweizer Rundschau“, 48. Jahrgang, Heft 8/9: **Psychologie**, 176 Seiten, sFr. 5.80. Benziger-Verlag, Einsiedeln.

Aus der Theologie der Zeit. Herausgegeben im Auftrag der Theologischen Fakultät München von Gottlieb Söhn-

Ergänzen Sie rechtzeitig Ihre Bestände an Meßtexten zum

FEST MARIA HIMMELFAHRT, 15. August

FEST DES UNBEFLECKTEN HERZENS MARIA, 22. August

FEST MARIA GEBURT, 8. September

Je 4 Seiten, mit Einführung, Preis S —.05

WEIHEGEBET AN DAS UNBEFLECKTE HERZ MARIENS VON PAPST PIUS XII.

4 Seiten, 1. Seite Marienbild, Preis S —.15, ab 100 Stück S —.12

Verlag Rupertuswerk, Erzabtei St. Peter, Salzburg

gen. Gregorius-Verlag, vorm. Friedrich Pustet, Regensburg, 1948, 228 S., DM 6.—.

Im Glanze der Heiligen. Von Josef Weingartner, 1949, 22 Seiten, geb., S 30.—. — **Der große Tag.** Von Franz Braumann. Erzählung für Kommunionkinder, 1949, 98 Seiten, geb., S 15.90. — **Ordnung in Freiheit.** Von Emil F. J. Kofler, 1949, 85 Seiten, kart., S 6.60. — **Der Neue Mensch.** Von Alban Prinz zu Löwenstein, 1949, 19 Seiten, kart., S 1.20. — **Mit Maria auf den Kalvarienberg.** Kreuzwegandacht von P. Richard Zangerl OFM., 1949, 16 Seiten, kart., S 1.20. — **Der königliche Weg des Kreuzes.** Von Nikolaus Pfeiffauf, 1949, 16 Seiten, kart., S 1.20. — **Heilige Stunde und Passionsandacht.** Von Anselm Trescher, 1949, 50 Seiten, kart., S 3.—. — **Vorbereitungspredigten auf die Volksmission.** Von P. Martin Schweighofer und P. Herkulan Baldauf OFM., 1949, 54 Seiten, kart., S 5.10. — **Handbüchlein zur Krankenseelsorge.** Herausgegeben von P. Johann Kölbl, Kamillianer, 1948, 182 Seiten, geb., Dünndruck, S. 14.70. Verlag Felizian Rauch Innsbruck.

Die zehn Gebote Gottes. Von Heinrich Suso Braun, Radiopredigten, III. Band,

1949, 269 Seiten, kart. mit Schutzumschlag S 18.—. Tyrolia-Verlag, Innsbruck.

Kleine Kirchengeschichte. Für Bildungsbeflissene und zum Selbststudium. Von Dr. Vinzenz Oskar Ludwig, 1947, 467 Seiten, geb., S 28.—. Verlag Fromme & Co., Wien.

Totenmesse. Textabdruck aus dem „Weg des Lebens“, Vertonungen von Hermann und Josef Kronsteiner, 1948, 24 Seiten, broschiert, S 1.20. — **Die Schuldfrage.** Von Dr. A. Ehrmann, 1949, 64 Seiten, broschiert, S 1.20. — **Mindszenty, Held oder Verbrecher?** Von J. Kreuwieser, 1949, broschiert, 32 Seiten, S 1.—. Katholische Schriftenmission, Linz.

Kardinal Mindszenty. Herausgeber: Katholische Bewegung in Vorarlberg, 1949, 64 Seiten, broschiert, mit zweifarbigen Umschlag, 15 Bilder, S 3.60. Reingewinn für ein katholisches Erholungsheim für tuberkulosegefährdete Arbeiterkinder. — Verlag der Quelle, Feldkirch.

Der heilige Augustinus, Heimkehr zu Gott, 1949, 47 Seiten, broschiert, S 5.20. — St.-Adalbero-Kalender-Verlag der Benediktiner-Abtei Lambach.

NEUERSCHEINUNGEN

Rudolf Graber

DAS HERZ DES ERLÖSERS

Ein Buch der Herz-Jesu-Verehrung mit Betrachtungen zu den einzelnen Anrufungen der Herz-Jesu-Litanei, 184 S., kart., S 15.—

Aus den Äußerungen höchster kirchlicher Stellen, aus der Heiligen Schrift und Liturgie entwickelt der Verfasser die Geschichte der Herz-Jesu-Verehrung und zeigt diese als Höhepunkt des kirchlichen Andachtslebens.

Paul Rusch

WACHSTUM IM GEISTE

376 Seiten, Halbleinen m. Schutzumschlag, S 24.—

„Die Führung“, Luzern, schreibt: „Dieses Priesterbuch schöpft aus dem Reichtum der Bibel und der Liturgie und führt den Priester mitten in das flutende Leben der Gegenwart hinein, damit er als Seelsorger von heute seine Kraft erneuere an den unvergänglichen Wahrheiten der göttlichen Offenbarung.“

Ernst Tomek

KIRCHENGESCHICHTE ÖSTERREICHS

II. Teil: Die Zeit des Humanismus, der Reformation und Gegenreformation.

650 Seiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag, S 63.—.

Gründliche Wissenschaftlichkeit, lebendige, sprachlich gediegene Schilderung zeichnen dieses Werk aus. Univ.-Prof. DDR. Karl Eder schrieb in der „Furche“: „Infolge der zahlreichen eingestreuten Einzelheiten liest sich der Band sehr anregend. Da er für die große Masse der Leser die erste Einführung in diese Zeit einer gewaltigen Umwälzung ist, wird er auch Staunen auslösen.“

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

TYROLIA - VERLAG / INNSBRUCK - WIEN



HEILIGER DIENST

WERKBLÄTTER
HERAUSGEGEBEN VOM
LITURGISCHEN INSTITUT
ERZABTEI ST. PETER-SALZBURG

III, FOLGE 7/8

JAHRGANG 1949

HEILIGER DIENST

Werkblätter, herausgegeben vom

LITURGISCHEN INSTITUT / ERZABTEI ST. PETER, SALZBURG

SCHRIFTFLEITUNG: DR. P. ADALBERO RAFFELSBERGER O.S.B.

Folge 7/8

1949

INHALT:

EXALTATIO CRUCIS

Dr. P. Adalbero RAFFELSBERGER O.S.B. 99

KASELKREUZ

aus der Erzabtei St. Peter-Salzburg, Bild 101

LATEINISCHE ODER DEUTSCHE KULTSPRACHE (Fortsetzung)

Dr. Benedikt REETZ O.S.B., Abt von Seckau 102

„...GOTT VON EWIGKEIT ZU EWIGKEIT“?

Univ.-Prof. Dr. J. B. UMBERG S.J., Innsbruck 107

DAS BILD GOTTES NACH DEM ZEUGNIS DER LITURGIE

Univ.-Doz. Dr. Fritz LEIST, München 111

BESINNUNG AUF DAS WESENTLICHE

Gedanken zur Brevierreform

Univ.-Prof. DDr. P. Erhard DRINKWELDER O.S.B. 116

LITURGIE

Definition, Hierarchie und Tradition im Lichte von „Mediator Dei“, III.

Dom I. BEAUDUIN, Paris 119

WERKRAUM

Die Liturgie missionarisch gesehen / Eine liturgische Ausstellung
in England / Gregorianischer Choral im nordwestdeutschen Rund-
funk / Was eine heidnische Zeitung über die Messe denkt / Neues
amerikanisches Missale 124

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN 127

Der „Heilige Dienst“ erscheint bis auf weiteres in zweimonatlichen Doppel-
nummern. — Preis: Halbjahr S 7.—, Ganzjahr S 13.80, Porto und Post-
Buchungsgebühr pro Jahr S 1.20, Einzelnummer S 2.50.

Postsparkassenkonto: Wien Nr. 192.271

VERLAG RUPERTUSWERK DER ERZABTEI ST. PETER
SALZBURG I, POSTFACH NR. 113 — TELEPHON NR. 1001
DRUCK: SALZBURGER DRUCKEREI UND VERLAG, BERGSTRASSE NR. 12

Abbestellungen nur schriftlich zu Halbjahr- und Jahresschluß.
(Rücksendung von Heften kann nicht als Abbestellung anerkannt werden.)

EXALTATIO CRUCIS

Die Römische Kirche begeht am 14. September das Fest der Kreuzerhöhung. Aber nicht nur um dessentwillen sind diese Zeilen geschrieben, sondern aus einem noch tiefer reichenden Grund:

Es will uns scheinen, daß die ganze Zeit, in die der ewige Heilswille Gottes uns hineingestellt hat, zu einer gewaltigen *Exaltatio Crucis* wird.

Kaum je zuvor hat die Übermacht des Erbfeindes der Menschheit solche Maße angenommen wie in unseren Zeiten. Gegen diese Macht erhebt die Kirche immer aufs neue jenes Zeichen, das den Triumph Gottes über die Macht des Bösen kündigt: das Kreuz. So hat sie es gehalten von Anbeginn. Wo immer sie eine Kreatur der Gewalt des Satans entreißt und ganz hineinnimmt in das Reich des Heiles, da geschieht es im Zeichen des Kreuzes. Es gibt keinen Exorzismus, keine Weihung und Segnung in der ganzen Ordnung der Dinge — angefangen vom leblosen Baustein bis hinauf zum Menschen —, die nicht in diesem Zeichen sich vollzögen. Und nirgendwo wird es so offenbar wie hier, daß das Zeichen nicht nur eine Geste, ein Ritus ist, sondern Sinnbild für eine mächtige, gottgeschenkte Wirklichkeit: die Heilswirklichkeit des Kreuzesopfers, die im heiligen Tun der Kirche weiterwirkt und unablässig die *Superbia* des Teufels in die Schranken weist. Im Kreuz ist alles Heil, im Kreuz ist aller Sieg. Und darum rufen auch wir in dieser Zeit, wie es die ganze Christenheit immer getan hat und tun wird:

„*Per signum Crucis de inimicis nostris libera nos, Deus noster!*“

Doch die Christen unserer Zeit müssen im Zeichen des Kreuzes nicht nur die Entfesselung des Dämonischen überwinden, es ist auch ein Übermaß der Leiden über diese Generation gekommen, das in Wahrheit zu einer „*Exaltatio Crucis*“ wird: Krieg auf Krieg, Hunger und Not; der Heimat und der Habe beraubt wandern Millionen auf fremden Straßen, schlafen unter fremden Dächern und sitzen an fremden Tischen. Und größer noch als diese Not ist die Not der Herzen geworden; die Not des menschlichen Geistes, der so oft keine Wege mehr findet, oder, wenn er glaubt, sie gefunden zu haben, keine Kraft mehr hat, sie zu gehen. Wer kennt die Zahl derer, die schon an dieser Not zerbrochen sind?

Wenn der gläubige Mensch erschüttert alle diese Not sieht, dann steigt in seinem Herzen eine Erkenntnis auf: Es gibt nur ein Zeichen, das rettend und heilend über diesem Leiden steht: Das Zeichen des Kreuzes! Wenn alle anderen Hoffnungen versagt haben, dann dürfen wir noch immer und noch mehr rufen:

„Kreuz, du unsere einzige Hoffnung, sei gegrüßt!“

Wenn das verzagte Menschenherz an allem irre geworden ist, dann kann es sich an diesem Zeichen noch aufrichten: Denn Gott ist Mensch geworden, Er hat alle Not und alle Schuld auf Seine Schultern geladen und ist damit ans Kreuz gestiegen, um vom Kreuze aus alles an sich zu ziehen. Es gibt fürderhin kein Leid mehr, das nicht in diesem Zeichen Erlösung finden könnte. Am Kreuz wurde das Herz des Herrn durchbohrt, und von dieser Stunde an fließen „Ströme der Gnade und des Erbarmens“ (Herz-

Jesu-Präfation) bis ans Ende der Zeiten. Denn die ganze christliche Heilsgeschichte steht unter dem Zeichen des Kreuzes, bis das Zeichen des Menschensohnes wieder erscheinen wird in den Wolken des Himmels, um den Sieg der gekreuzigten Liebe zu vollenden.

Darum: Wo alle Weisheit menschlichen Geistes an ihr Ende kommt, dort führt die „Torheit des Kreuzes“ weiter; sie erhellt die Tragik menschlichen Schicksals und das Dunkel der Weltgeschichte. Das Kreuz ist in Wahrheit, was der heilige Leo der Große es nannte:

„Zeichen des Heiles, Altar der Welt,
Richterstuhl Christi, Quell allen Segens.“

Wenn der Heilige Vater Papst Pius XII. in seinem Rundschreiben über die Liturgie mit so großem Nachdruck für das Kreuz als Symbol des Christus passus eingetreten ist, dann stand gewiß vor seinem Herzen auch das Meer des Leidens unserer Zeit, das er von seiner hohen Warte aus noch besser sieht als der einzelne von uns. Die eucharistische Feier ist ja in einer alles menschliche Begreifen übersteigenden Weise „Repraesentatio crucis“, die immer neugeschenkte Heilswirklichkeit des Kreuzesopfers. Und sie ist zugleich der immer neue Ruf des Herrn:

„Wer Mein Jünger sein will, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge Mir nach!“

Wir glauben darum fest, daß gerade die Eucharistiefeier nach dem Heilswillen Gottes für die Christenheit unserer Zeit der Ort ist, an dem alle Leiden einmünden in das Leiden und in den Heilstod des Herrn: In Wahrheit eine *Exaltatio Crucis* zur Erlösung der Welt. Hören wir nicht auf, diese frohe Botschaft laut zu verkünden! Was immer Gott uns auferlegen mag:

„Wir müssen uns rühmen im Kreuze unseres Herrn Jesus Christus: in Ihm ist das Heil, das Leben und die Auferstehung, durch Ihn sind wir gerettet und erlöst“ (Gal 6, 14).

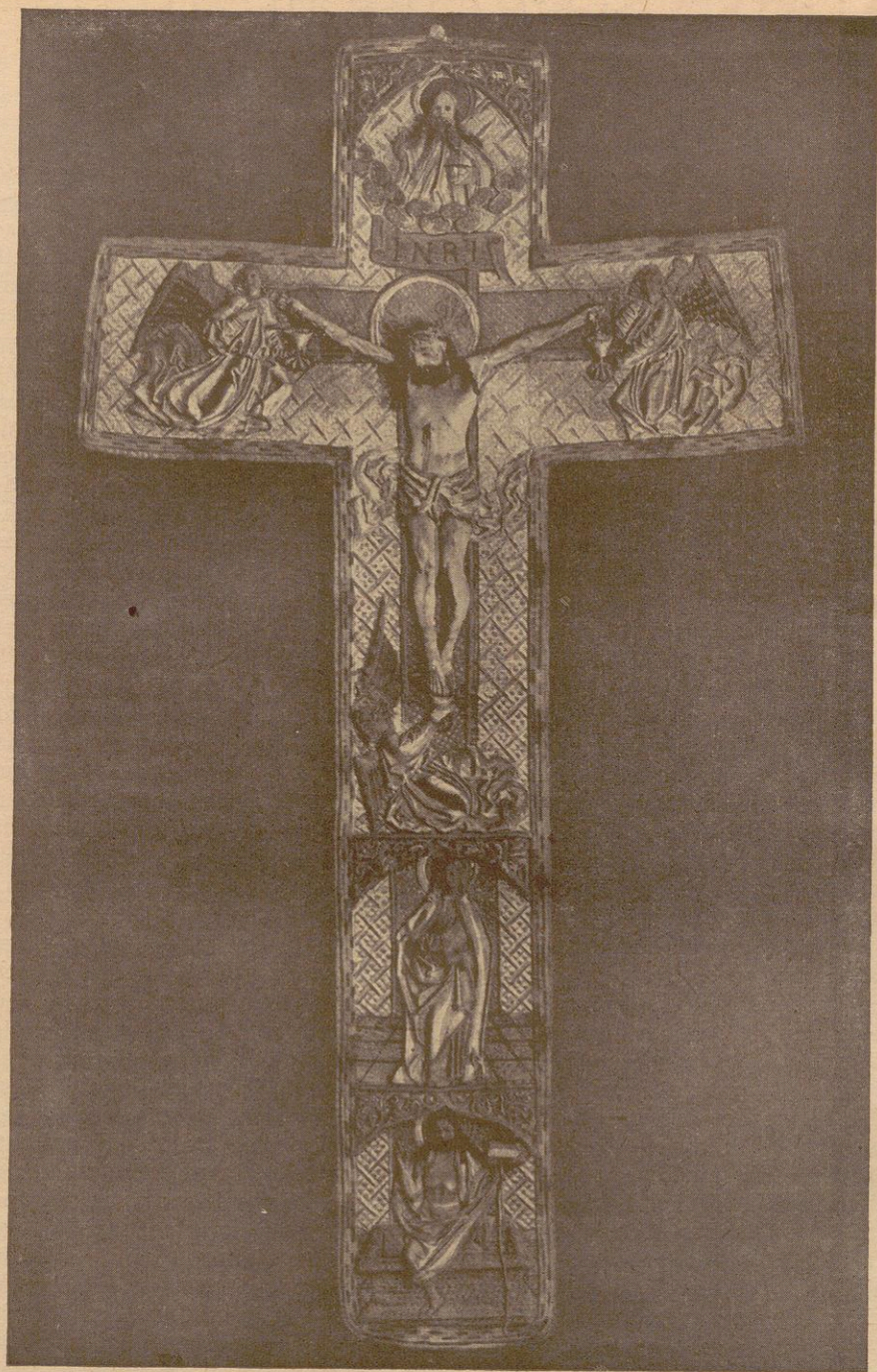
Adalbero Raffelsberger O.S.B.

Zum Bild auf der rechten Seite:

KASELKREUZ

(Erzabtei St. Peter, Salzburg)

Auf schwerem, von Leisten eingefasstem, gerautetem Goldgrund: In der Mitte Kruzifixus, dessen Körper in einem starken Relief gearbeitet ist. Am oberen Ende des Kreuzes Gottvater, segnend; an den Wunden der Hände und Füße Engel, die das Blut des Gekreuzigten in Kelchen auffangen. Unter dem Kreuz Maria, Sinnbild der Mater Ecclesia. Als Abschluß der Darstellung die Auferstehung des Herrn. — Die kunstgeschichtlich bedeutende und theologisch tief gedachte Arbeit stammt aus der Zeit des Abtes Rupert V. von St. Peter (1466—1495).



LATEINISCHE ODER DEUTSCHE KULTSPRACHE

(Fortsetzung)

III. Keine dogmatische, sondern eine historisch disziplinäre Frage

Nach den bisherigen Darlegungen können wir nun an die grundsätzliche Behandlung der Frage herantreten. Wie schon angedeutet, handelt es sich bei unserem Problem nicht um eine dogmatische Frage, sondern um eine Frage des praktischen, kirchlichen Lebens, um eine Frage des historisch Gewordenen und Gewachsenen. Nur indirekt hat die Frage auch etwas mit dem Dogma zu tun, denn wenn die Liturgie mit Recht das lebende und gebetete Dogma genannt werden darf, so ist die liturgische Sprache die Form, in die dogmatische Gedanken eingekleidet worden sind. Der Heilige Vater Pius XII. machte in seiner Enzyklika *Mediator Dei* auf den „engen Zusammenhang der heiligen Liturgie mit den Grundwahrheiten der Glaubenslehre“ aufmerksam. Er erwähnt den Merkspruch: „*Lex orandi lex credendi* — das Gesetz des Betens ist das Gesetz des Glaubens“ — und legt den richtigen Sinn dieses Satzes auseinander. Wenn es wahr ist, daß das Gesetz des Glaubens durch das Gesetz des Gebetes bestimmt werden soll, so ist auch umgekehrt wahr, daß das Gesetz des Betens durch das Gesetz des Glaubens bestimmt wird (*Mediator Dei*, Freiburg 1948, S. 45—49).

Objektiv gesehen, spielt es gar keine Rolle, ob wir in dieser oder jener Sprache mit Gott reden. Alle Sprachen der Vergangenheit und Gegenwart, das heißt, alle sogenannten toten oder lebendigen Sprachen sind an sich befähigt, Träger und Ausdruck des Geistigen und Göttlichen zu sein, Vermittler und Durchgang göttlichen Lebens zu werden. Ob der Priester bei der Wandlung sagt: „*Hoc est enim corpus meum*“, oder ob er sagt „das ist mein Leib“, die Wirkung ist in beiden Fällen die Verwandlung des Brotes und des Weines in Christi Fleisch und Blut.

Christus, der Herr, hat bei der Einsetzung der Eucharistie weder lateinisch noch griechisch, weder deutsch noch slawisch, weder syrisch noch äthiopisch, sondern aramäisch gesprochen. Vom dogmatischen Standpunkt aus gesehen, wäre es also vollkommen gleichgültig, ob die Liturgie in lateinischer oder in deutscher, in griechischer oder japanischer oder in irgend einer anderen Sprache gefeiert würde, wenn nur der Sinn der Worte dem entspricht, was der Herr gewollt und ausgesprochen und was er der heiligen Kirche als treu zu hütenden Schatz übergeben hat. Noch in allerneuester Zeit, im Jahre 1930, hat die Kirche beim Übertritt des Erzbischofs Mar Ivanios für den Ritus der Malabarküste eine moderne indische Sprache für die Feier der Liturgie gestattet. Der Kanon wird freilich in syrischer Sprache gebetet. Auch hier nahm die Kirche Rücksicht auf geschichtlich Gewordenes und nur dringende Umstände konnten sie zu diesem Zugeständnis bewegen (*Die kath. Missionen* 1932, Jg. 60, S. 6).

Es ist also nicht eine dogmatische Frage, um die es geht, sondern eine Frage des historisch Gewordenen. „Jedenfalls steht unumstößlich fest, daß seit Apostelzeiten die Liturgie in verschiedenen Sprachen gefeiert wurde, und zwar regelmäßig in der Sprache, welche in der be-

treffenden Provinz eigentliche Volkssprache war, oder doch auch vom Volke mehr oder weniger verstanden wurde. Von einem Verbot, die Liturgie in *lingua vulgari* zu feiern, ist im christlichen Altertum keine Spur zu finden. Und wenn gleichwohl die Volkssprachen nach und nach aufhörten, Liturgiesprachen zu sein, so daß gegenwärtig nirgends mehr (auch nicht im Orient) die Liturgie in der eigentlichen Volkssprache gefeiert wird, so ist das nicht die Wirkung des kirchlichen Gebotes oder Verbotes, sondern Resultat einer natürlich historischen Entwicklung“ (Thalhofer-Eisenhofer, Handb. d. kath. Liturgik, 2. Aufl., I. Bd., 1912, S. 228).

Es ist nicht beabsichtigt, diese historische Entwicklung nun im einzelnen bis in die Uranfänge der Kirche zu verfolgen. Wir stellen nur fest, daß im 5. und 6. Jahrhundert die Liturgie der römischen Kirche in der lateinischen Sprache zu ihrem Abschluß gekommen ist. Das leoninische, das gelasianische und das gregorianische Sakramentar überliefern uns die in den ersten Jahrhunderten gewordene Liturgie, die Orationen, Präfationen, den Kanon, wie sie in jener Zeit in lateinischer Sprache entstanden sind. Die Gesangsteile und die Lesungen des Alten und Neuen Testaments sind im wesentlichen ausgewählt und festgelegt, mit anderen Worten, um diese Zeit sind die einzelnen Teile der Meßfeier für den Verlauf des ganzen Kirchenjahres so fixiert, wie sie dann später in die Missalien aufgenommen worden sind und wie wir sie heute noch besitzen. In einer manchmal geradezu klassischen Form hat sich die römische Kirche eine Liturgiefeier in lateinischem Gewande gegeben, wie wir sie heute noch feiern dürfen.

Während die liturgische Sprache des Latein die Wandlung der lebendigen Volkssprachen nicht mitmachte, sondern eine Änderung gar nicht zuließ und damit zu einer jetzt nicht mehr gesprochenen, das heißt, zu einer toten Sprache wurde, wuchsen aus der lebendigen lateinischen Volkssprache, unter anderem die italienische, französische, spanische, portugiesische hervor. Eine ähnliche Entwicklung beobachten wir überall dort, wo eine liturgische Sprache entsteht: im Orient, bei den Griechen, Syrern, Äthiopiern und schließlich bei den Slawen. Sobald die liturgische Sprache festliegt, ist jede Veränderung ausgeschlossen, so daß wir heute von allen Liturgien sagen können, sie werden nicht in einer modernen lebendigen Volkssprache, sondern in einer toten Sprache gefeiert. Daher besteht das Problem der Kultsprache nicht nur für uns Deutsche, sondern für alle Christen und Katholiken, die noch die Liturgie feiern.

Soviel mir bekannt ist, feiern eigentlich nur die Altkatholiken und die Protestanten, soweit sie überhaupt noch eine Liturgie besitzen, diese in der modernen Volkssprache. Innerhalb der ganzen katholischen Kirche aber wird die eigentliche Liturgie fast nirgends in einer der modernen Sprachen gefeiert.

In der historischen Entwicklung liegen ohne Zweifel natürliche Momente, aber durchaus nicht ausschließliche. In einem gewissen Sinn gilt auch hier der Satz: *gratia supponit naturam*: die Gnade baut auf die Natur auf. Der Heilige Geist knüpft in der Frage der Kultsprache an die natürlichen Gegebenheiten an und hat jedenfalls für uns die lateinische Sprache gewählt, um sie zur allgemeinen, sakralen, das heißt, katholischen Sprache der Kirche zu machen. Die ganz kleinen Gruppen innerhalb der katholischen Kirche, die sich einer anderen als der lateinischen Sprache in ihren Liturgien bedienen, bilden tatsächlich eine Aus-

nahme, der nicht viel Bedeutung beizumessen ist. Es sei aber noch einmal wiederholt, daß diese Gruppen sich nicht der modernen Volkssprache bedienen, sondern eine andere Kultsprache besitzen.

Die Frage dürfte berechtigt sein, warum die Liturgie, sowohl die lateinische wie die griechische und alle anderen, den Wandel der lebenden Sprachen nicht mitgemacht haben. Die Frage ist ebenso berechtigt für die liturgische Gewandung, den Gesang, den Raum usw. Wir haben es hier mit einem Phänomen zu tun, das mehr allgemein menschlich, als spezifisch christlich angesprochen werden muß. Auch bei den Buddhisten und Shintoisten ist die Sprache des Gottesdienstes nicht die Vulgärsprache.

Halten wir uns vor Augen, was tatsächlich geschehen ist. Die Glaubenswahrheiten und das heilige Geschehen der Mysterien sind in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends in die lateinische Sprache gegossen worden, die eine ganz besonders klare und eindeutige Prägnanz durch die Römer erhalten hatte. Aus einem ganz gesunden und natürlichen Gefühl heraus machte die Kirche in ihrer Liturgie den Wandel der Sprache nicht mit, denn mit der Form wandelt sich zu leicht der Inhalt. Der von der Kirche weiter zu tragende Christusglaube und die einmal festgelegten Formen und Formeln des Kultes waren aus sich heraus einem beständigen Wandel abgeneigt. Die Freude an einem sicheren Besitz, das Beharrungsvermögen einer größeren Gemeinschaft, das Hängen am Althergebrachten zumal in religiösen Dingen, die Unwandelbarkeit der absoluten geoffenbarten Wahrheit, das alles wirkte zusammen, um das einmal Geformte nicht mehr loszulassen. Nur so ist uns die Liturgie eine der sichersten Glaubensquellen aus dem Urchristentum geblieben. Und was Papst Zölestin I. an die Bischöfe Galliens zu Beginn des 5. Jahrhunderts schrieb, das erfahren wir nach 1500 Jahren noch täglich: „Legem credendi statuat lex supplicandi“, der Glaube ist die Norm des Gebetes und das Gebet ist die Norm des Glaubens. Wer hat im ganzen Osten den wahren Glauben gerettet? In einem gewissen Sinn vor allem die Liturgie der Kirche, während bei den Protestanten mit der Liturgie vieles und bestes Gedankengut verloren ging. Heute noch sind alle Liturgien des Ostens auch für uns die großen Denkmäler des ursprünglichen Glaubens und Quellen, aus denen die Theologen ihre Traditionsbeweise schöpfen.

Wir schließen diesen Gedankengang über die historische Entwicklung unserer Kultsprache mit einem Zitat Oswald Spenglers, der auf die Allgemeinheit der liturgisch-sakralen Sprachen hinweist: „Es finden sich überall schon ganz früh die starren Kultsprachen, deren Heiligkeit durch ihre Unveränderlichkeit verbürgt ist, zeitlose, längst abgestorbene oder dem Leben entfremdete und künstlich gelähmte Systeme, mit einem streng festgehaltenen Wortschatz, wie er zur Fassung ewiger Wahrheit bedingt ist“ (Untergang des Abendlandes II. S. 185).

Wir nennen unsere Kultsprache oft eine tote Sprache, und Spengler spricht von Starrheit, Abgestorbensein, Entfremdung. Tot ist die lateinische Sprache, weil sie nicht mehr die Sprache eines bestimmten Volkes ist, weil sie also nicht mehr Umgangssprache oder profane Sprache des Alltags ist. Aber in einem anderen Sinn ist unsere lateinische Kultsprache die lebendigste aller Sprachen, weil sie lebenspendend ist. Sie ist in der Liturgie und im Dogma für uns der Ausdruck der absoluten, sowie unwandelbar geoffenbarten Wahrheit des höchsten Lebens. Wenn

wir also an die Worte der heiligen Wandlung, an die Worte der Taufe, der Firmung, der Beichte und der anderen Sakramente denken, wenn wir uns an die lateinischen Gebete erinnern, die Tag um Tag von einem gewaltigen Chor von Betern zum Himmel emporsteigen, dann ist uns klar, daß gerade diese lateinische Sprache zum Träger wirklichen, göttlichen Lebens geworden ist. Es handelt sich hier nicht um eine magische Wirkung der Sprache, sondern um das Sprechen und Wirken des Logos, das heißt Christi, der durch uns, die Glieder seines mystischen Leibes betet, opfert, Gott verherrlicht und göttliches Leben schafft und wirkt.

IV. Die Angemessenheit einer eigenen Kultsprache

Nachdem wir in kurzen Umrissen die historische Entwicklung der heutigen liturgischen Kultsprache an uns vorüberziehen ließen, wollen wir sehen, wie angemessen eine eigene Kultsprache dem religiösen Empfinden der Menschen ist.

Im religiösen Leben sucht der Mensch Verbindung mit seinem Gott. Er will ihm mit seinem ganzen Sein nahekommen, er will ihm dienen und ihn anbeten, er will ihn erkennen und lieben dürfen. Dieser große und mächtige Gott ist aber in sich unnahbar, denn wie der Apostel Paulus sagt, wohnt er in einem unzulänglichen Lichte (1. Tim 6, 16). Doch ruft er den Menschen aus Gnade und Liebe in seine unmittelbare Nähe und öffnet ihm sein Herz. Der religiöse Mensch fühlt diese Gottesnähe, in die er gestellt wird, als etwas ganz Geheimnisvolles und Überwältigendes.

Wenn der Mensch in den heiligen Bezirk Gottes eintritt, dann verläßt er den Bezirk des alltäglichen und profanen Lebens. In diesem heiligen Bezirk Gottes löst er die Schuhe von seinen Füßen, wie Moses vor dem am brennenden Dornbusch sich offenbarenden Gott, weil er heiligen Boden betreten hat. In den Ausdrucksformen des Kultes sucht der Mensch zum Ausdruck zu bringen, daß der Kult etwas anderes ist, als das profane Leben. Im Kult steht der Mensch unmittelbar im heiligen Bezirk Gottes, er löst die Schuhe von seinen Füßen, das heißt, er baut dem Herrn ein Haus, das nichts mit den Wohnungen der Menschen gemein hat, sondern sie durch Form, Größe, Material, Kunst, Schönheit weit überragt. Er löst die Schuhe von seinen Füßen, das heißt, er geht nicht an den Altar im gewöhnlichen Alltagskleid, sondern Priester, Leviten und Ministranten legen sakrale Kultgewänder an und werden so aus der Menge herausgehoben. Er löst die Schuhe von seinen Füßen, das heißt, selbst die Art des Singens ist nicht die profane, sondern die Kirche hat eine ihr ganz eigene Kirchenmusik, den gregorianischen Choral. Der Mensch löst die Schuhe von seinen Füßen, das heißt, auch die Sprache im sakralen Raum ist nicht die Sprache des Alltags, sondern eine eigene, eben die sakrale liturgische Sprache, in unserem Falle das Latein. Auch durch die Sprache betreten wir den Bezirk Gottes, des heiligen Pneumas und der Übernatur. Dadurch hat diese Kultsprache etwas Zeitloses, etwas Überzeitliches an sich, hat Anteil am ewigen Logos, am Wort, das der Vater von Ewigkeit her in der Gottheit spricht und das er durch die Menschwerdung Christi in die Schöpfung hineingesprochen hat.

Das Mysterium Gottes, das uns in Christus und in seiner Erlösung am Kreuz sichtbar wurde, wird im Kult der heiligen Kirche in die Schleier der Symbole eingehüllt und daher mit größter Ehrfurcht umgeben. Ja, die Schleier der Symbole sind der Ausdruck unserer Ehrfurcht.

Hier kommt uns das Schriftwort in den Sinn: Gar schön ist's, das Geheimnis eines Königs zu verhüllen (Tob 12, 7).

In der lateinischen Liturgie haben wir keine Ikonostase, um den Altar und sein Geheimnis den Augen des Volkes zu entrücken, wohl aber umhüllen wir das Geheimnis des Königs mit heiligen und sakralen Gewändern, mit Melodien, die so ganz anders klingen als die Musik in der Welt, mit einer Sprache, die eben nur mehr den einen Zweck hat, Sprache des Kultes, der Anbetung, des Glaubens zu sein. Gerade diese so ganz andere Atmosphäre im sakralen Raum der Kirche, des Presbyteriums, des Altares, der ganzen Liturgie weckt erst recht den Geist der Frömmigkeit, der Anbetung, der Ehrfurcht, der Opferbereitschaft, der Hingabe an Gott. Zerreißen wir nicht pietätlos diesen Schleier der Ehrfurcht, der wie von selbst um das Geheimnis des Königs durch den Heiligen Geist gewoben wurde, der in der Kirche lebt.

Schon Gregor VII. befürchtete die Profanierung der heiligen Mysterien und das Tridentinum lehnt die Liturgie in der Vulgärsprache ab „ne fidei nostrae mysteria quotidie communi sermone circumferantur a vulgo“, damit die Mysterien unseres heiligen Glaubens nicht von der Masse durch die gemeine Sprache entweiht werden.

Sehr treffend bemerkt Thalhofer-Eisenhofer: „Wie im stillen Beten des Kanons eine Art von spezieller disciplina arcani für den Kanon als die eigentliche actio sacrificia gelegen ist, so erscheint als disciplina arcani für die gesamte Liturgie die tote Sprache“ (Handbuch der Liturgik I. S. 241). Unsere herrliche lateinische Kultsprache ist eine Arkandisziplin, aber das Geheimnis, das sie birgt, ist doch Besitz aller Gläubigen.

Ebenso treffend schreibt P. Suitbert Bäumer: „So ist es bei allen katholischen Völkern von jeher eine angeborene Überzeugung, daß die Sprache des Alltagslebens für den Dienst Gottes und die mittlere Tätigkeit der Stellvertreter Christi sich nicht gezieme, daß man, wenn man vor Gott hintritt, mit dem profanen Kleid auch die gewöhnliche Umgangssprache ablegen müsse und daß die festen Normen der Liturgie wie der kostbare Schatz des Glaubensinhaltes nicht dem Schwanken und dem Wechsel einer lebenden Sprache ausgesetzt sein dürfen“ (Wetzer-Welte, Kirchenlexikon, 2. Aufl., Kirchensprache, Bd. VII, S. 663).

Daß dem so ist, bestätigt meine persönliche Erfahrung. Die Ritualien vieler österreichischer und deutscher Diözesen sind in den letzten Jahren teilweise verdeutscht worden. Die Ritenkongregation hat dazu ihre Zustimmung gegeben, weil die deutschen Texte doch von großem Nutzen sein können. Es soll aber doch ein Wort wiedergegeben sein, das eine Bäuerin in unserem Alpenmarkt Seckau zum Herrn Pfarrer sprach, als auf dem Friedhofe zum ersten Male statt des „Requiescat in pace“ gebetet wurde „er möge ruhen in Frieden“. „Herr Pfarrer,“ sagte die Bäuerin, „wenn ich einmal sterbe, dann sagen Sie aber Requiescat in pace, das ist doch ganz etwas anderes. Er ruhe in Frieden, das heißt ja nichts.“

Noch ein anderer Ausspruch eines jungen, sehr nationalen Bauern möge hier wiedergegeben sein. Es kam die Rede auf die Verdeutschung der Liturgie und der Herr Pfarrer begann damit, die deutsche Betsingmesse zu loben. „Jetzt verstehen die Leute doch viel mehr von der Messe“ usw. „Aber Herr Pfarrer,“ bemerkte der Bauer, „es geht nichts über ein lateinisches Hochamt. Das ist doch viel feierlicher.“ In beiden Fällen hört man heraus, wie diese gesunden, religiösen Menschen vom Lande trotz der

lateinischen Sprache, ja gerade wegen ihr, etwas ganz Wesentliches der Liturgie erfaßt haben, die primär sakramental-liturgischer Kult und erst sekundär Belehrung ist. Das geheimnisvoll Sakrale erhebt die Menschen aus dem Alltag in diese andere Welt empor und durch die Schleier der heiligen Sprache, des sakralen Gesanges und aller anderen liturgischen Symbole werden sie zu Gott hingeführt.

Meine persönliche Überzeugung ist die, daß unsere heilige Kirche ihre sakrale Sprache für das Wesentliche in der Liturgie nie preisgeben wird. Ich sage bewußt, das Wesentliche; denn im Verlauf unserer Darlegungen wird sich noch zeigen, daß die Kirche Konzessionen für verschiedene außerwesentliche Dinge gemacht hat und bestimmt noch weiter machen wird, ohne daß dadurch die wesentlichen Werte der sakralen Sprache verloren gehen. (Fortsetzung folgt)

Abt Dr. Benedikt Reetz O.S.B., Seckau

„... GOTT VON EWIGKEIT ZU EWIGKEIT“?

Zweifellos ist Christus seiner Gottheit nach „Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit“. Es muß aber die Frage gestellt werden, ob diese Wahrheit in den Schlußformeln der liturgischen Orationen, zum Beispiel „...qui tecum vivit et regnat in unitate Spiritus Sancti Deus per omnia saecula saeculorum (in saecula saeculorum)“ ausgesprochen ist. Wenn man die deutschen Übersetzungen liest, in denen die Ausdrücke „Gott“ und „von Ewigkeit zu Ewigkeit“ unmittelbar verbunden werden, sollte man meinen, das sei wirklich der wahre Sinn der Schlußformeln. Ja es kommt vor, daß Priester beim Gesang der Orationen vor „Deus“ eine Pause einschalten und dann fortfahren mit „Deus per omnia...“, wodurch offenbar betont werden soll, die Kirche spreche in diesen Schlußformeln die absolute Ewigkeit der Gottheit Christi aus. Das ist aber ein Irrtum: die Kirche will durch „per omnia saecula saeculorum“ nicht ein „von Ewigkeit“ bestehendes Sein oder Tun bezeichnen, sondern nur ein ewiges Sein oder Tun von nun an; denn statt „per omnia saecula saeculorum“ (das ein Sein oder Tun „von Ewigkeit“ bedeuten könnte) steht in den Schlußformeln, namentlich in den kurzen, sehr oft „in saecula saeculorum“, wodurch über die Vergangenheit gar nichts ausgesagt wird; beide Wendungen haben aber doch wohl denselben Sinn, und dieser ist zu bestimmen nach der klaren Bedeutung von „in saecula saeculorum“, nicht aber nach dem, was „per omnia saecula saeculorum“ besagen könnte.

Sodann ist es nicht richtig, daß die Kirche in den Schlußformeln das ewige Gottsein Christi zum Ausdruck bringen will, denn sie spricht nur vom *vivere et regnare in saecula saeculorum*. Das läßt sich leicht beweisen.

1. Das Wort „Deus“ fehlte ursprünglich in den langen (trinitarischen) Schlußformeln. J. Jungmann verweist dafür (*Missarum sollemnia* I, Seite 473, Anm. 38) auf Augustinus (Serm. 100 und 362; PL. 38, 605; 39, 1634). Es sei auch hingewiesen auf die vierte Lesung in der Mette des dritten Adventsontags, in der Leo der Große seine Homilie mit der Formel schließt: „Qui cum Patre et Spiritu Sancto vivit et regnat in saecula saeculorum.“ Der Ausdruck „vivit et regnat“ kann

sich hier gar nicht auf das Wort „Deus“ beziehen, weil dieses nicht da ist. Jungmann bemerkt: „Die Stelle, wo es eingeschaltet wurde, war darum noch im hohen Mittelalter nicht eindeutig festgelegt.“ Auch heute kommt die lange Schlußformel ohne das Wort „Deus“ vor; zum Beispiel im Pontificale Romanum bei der Äbtissinnenweihe, bei der Glockenweihe, bei der Büssersegnung, bei der Wassersegnung für die bischöfliche Rekonziliation einer Kirche, — im Rituale Romanum bei der heiligen Krankenölung: „Qui pius es et permanes cum Patre et Spiritu Sancto in saecula saeculorum“; bei der Segnung der Prozessionsfahne: „Qui vivis et regnas cum Deo Patre et Spiritu Sancto, in saecula . . .“ usw.

(NB. In diesen Formeln steht nicht wie sonst „in unitate Spiritus Sancti“, sondern einfach „et Spiritu Sancto“; offenbar ist der Sinn in beiden Ausdrücken gleich.)

2. Der Ausdruck „per omnia saecula saeculorum“ hat in den kurzen Schlußformeln der Orationen doch wohl den gleichen Sinn und die gleiche Beziehung wie in den trinitarischen; nun aber wird in den kurzen Formeln in keiner Weise die Ewigkeit des Gottseins, sondern nur die Ewigkeit des Lebens und der Herrschaft Christi ausgesprochen; denn das Wort „Deus“ fehlt meistens. So lautet zum Beispiel die lange Schlußformel der Sakramentsoration: „Qui vivis et regnas cum Deo Patre in unitate Spiritus Sancti Deus per omnia saecula saeculorum“, die kurze: „Qui vivis et regnas in saeculo saeculorum.“ Daraus ergibt sich, daß auch in der langen Form das „in saecula saeculorum“ nicht auf das Wort „Deus“, sondern auf das „vivas et regnas“ bezogen ist. — Die gleiche Beziehung ist mithin auch dort anzunehmen, wo in der kurzen Schlußformel das Wort „Deus“ eingefügt ist, wie zum Beispiel in der Pax-Oration nach dem „Agnus Dei“ der heiligen Messe: „Qui vivis et regnas Deus per omnia . . .“

3. Es dürfte sich in der Liturgie kaum eine Stelle finden, in der das „per omnia . . .“ unzweifelhaft von „Deus“ ausgesagt wird; darum ist man zur Annahme berechtigt, daß das auch von den hier in Frage stehenden Formeln der Orationsschlüsse zu gelten hat. Vielfach bezieht sich das „per omnia saecula . . .“ auf die Verherrlichung Gottes, wie zum Beispiel am Schluß des Meßkanons: „Per ipsum . . . est tibi Deo Patri omnipotenti in unitate Spiritus Sancti omnis honor et gloria per omnia saecula . . .“ Der bischöfliche Segen über die neugeweihten Priester (nach der Admonitio: „Quia res, quam tractaturi estis“) schließt mit der Formel: „Cui est honor et gloria per omnia saecula . . .“, die Ansprache des Bischofs im Ordo ad Synodum mit der Formel: „Cui cum Patre et Spiritu Sancto est honor et gloria in saecula saeculorum.“ Die feierliche Segnung eines Kreuzes durch den Bischof hat den Schluß: „Qui tecum sidereo considet throno, indissolubili connexione Spiritus Sancti, per infinita saeculorum saecula“; das Gebet zur Aufsetzung der Krone bei der Benedictio et Coronatio Reginae ut Regni Dominae: „Qui vivit et imperat Deus cum Patre et Spiritu Sancto in saecula saeculorum“; bei der Glockenweihe: „Qui vivit et regnat in gloria Dei Patris, cum eodem Patre et Spiritu Sancto per omnia . . .“

4. Eine, wenn auch nicht durchschlagende Bestätigung liegt in der Interpunktion, wie sie in den liturgischen Büchern bei den Schlußformeln angewandt wird: vor, nicht erst nach dem Worte „Deus“ steht ein Komma, und dadurch soll offenbar das „per omnia . . .“ von „Deus“ getrennt werden, es soll sich das „per omnia . . .“ nicht unmittelbar auf

„Deus“ beziehen. — Indes ist die Interpunktion nicht entscheidend, denn die Satzzeichen scheinen in den amtlichen Büchern nicht immer ganz sinngemäß gesetzt zu werden. So zum Beispiel würde man in der so häufigen Wortverbindung „Domine sancte Pater omnipotens aeterna Deus“ wohl besser schreiben: Domine, — sancte Pater (Joh. 17, 11), — omnipotens aeterna Deus (eine immer wiederkehrende Verbindung), statt „Domine sancte (eine sonst in der Liturgie wohl nie vorkommende Verbindung), — Pater omnipotens, — aeterna Deus“. Bei der Brotopferung der heiligen Messe steht ja auch die Verbindung: „Suscipe, sancte Pater, omnipotens aeterna Deus.“

Es ist mithin J u n g m a n n beizupflichten, wenn er (Miss. Soll. I, 473, Anm. 39) schreibt: „Im Zusammenhang unserer Orationsschlußformel wird das per omnia . . . ausgesagt vom Leben und Herrschen Christi; vergleiche Apok 1, 18: fui mortuus, et ecce sum vivens in saecula saeculorum.“

Nun aber die Frage: Welche Bedeutung und Beziehung hat das Wort „Deus“, wenn, wie dargetan, die Beziehung „Deus in saecula saeculorum“ ausgeschlossen ist? Und wie hat die Übersetzung ins Deutsche zu lauten?

Zunächst sollte man wissen, ob das „Leben und Herrschen in alle Ewigkeit“ nur von der Gottheit Christi oder auch von seiner Menschheit ausgesagt wird. Wenn das „in saecula (per omnia saecula) saeculorum“ nicht nur dem Wortlaute, sondern auch dem Sinn nach der Stelle Apok. 1, 18 entnommen ist, dann muß sich der Ausdruck nicht allein auf die zweite göttliche Person, sondern auch auf die Menschheit Christi beziehen; denn als Gott war er nicht „mortuus“. Dann darf man aber auch nicht übersetzen: „von Ewigkeit zu Ewigkeit“, weil der Gottmensch als Mensch nicht von Ewigkeit her besteht und darum auch nicht „von Ewigkeit“ her lebt und herrscht.

Man könnte versucht sein, das Wort „Deus“ in den kurzen Schlüssen als V o k a t i v aufzufassen und darum zu übersetzen mit: „Der Du, o Gott, lebst und herrschest in alle Ewigkeit.“ Hiegegen aber spricht der Umstand, daß „Deus“ in allen, den kurzen und langen, Formeln auf dieselbe Art zu verstehen und zu übersetzen ist; in den langen Schlußformeln, die an den Vater gerichtet sind, kann aber das auf den Sohn bezogene „Deus“ nicht als Vokativ genommen werden.

Welche Sinnbedeutung hat also „Deus“ in den langen Schlußformeln? Was sich bei näherer Betrachtung von selbst aufdrängt, daß das Geheimnis der heiligsten Dreieinigkeit ausgesprochen werden soll, wird bestätigt durch die Formel in der Benedictio seminum et segetum in Festo Nativitatis B. Mariae V. (Rit. Rom., Benedictiones non reservatae 12): „Qui in Trinitate perfecta vivis et regnas in saecula saeculorum.“ Durch die Bezeichnung Christi als „Deus“ neben den beiden anderen göttlichen Personen soll die Trinitas perfecta, das heißt die Einheit der Wesenheit Gottes und die Dreizahl der göttlichen Personen ausgedrückt werden.

Wie ist nun demgemäß das ganze Wortgefüge der langen Schlußformeln ins Deutsche zu übertragen?

Vor allem sollte das Wort „Gott“ von „per omnia . . .“ getrennt, also früher eingesetzt werden, um so dem Irrtum zu begegnen, als werde hier die Ewigkeit der Gottheit Christi ausgedrückt (wie es durch die gewöhnliche Übersetzung „Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit“ geschieht).

Sodann muß dafür gesorgt werden, daß die Trinitas perfecta, die

Einheit der göttlichen Natur und die Dreizahl der göttlichen Personen, leicht erkennbar erscheinen.

Beiden Forderungen entspricht die Übersetzung, wie sie in der wohl ursprünglichen Fassung des „Allgemeinen Gebetes“ des heiligen Petrus Canisius vorliegt: „der als gleicher Gott mit Dir und dem Heiligen Geiste lebt und regiert in alle Ewigkeit“. Entsprechend ist dann die Formel „Qui vivis...“ so wiederzugeben: „der Du als gleicher Gott mit Gott, dem Vater, und dem Heiligen Geiste lebst...“ Im lateinischen Texte fehlt zwar ein besonderes Wort für das in der Übersetzung verwendete „gleicher (Gott)“; das „gleich“ entspricht aber sicher dem Sinn, und so ist dessen Einfügung sinngemäß.

Die Trinitas perfecta kann aber ebensogut auch dadurch hervorgehoben werden, daß man statt „gleicher Gott“ die Einzahl betont durch den Ausdruck „als ein Gott“; die Einzahl ist ja im lateinischen Singular des Wortes „Deus“ enthalten.

Und doch meldet sich gegen die Wendungen „als gleicher Gott“ oder „als ein Gott“ ein Bedenken, und zwar wegen des „als“: hiedurch wird nämlich angedeutet, daß Christus nur als Gott, nicht aber auch als Mensch lebt und herrscht in alle Ewigkeit. Es wäre aber angebracht, im Sinne von Apok. 1, 18 auch der Menschheit Christi das ewige Leben und Herrschen zuzuerkennen. Das wird erreicht, wenn man das „als“ mit seinem beschränkten Sinn ausläßt und den Ausdruck „gleicher (bzw. ein) Gott“ als einfache Apposition hinstellt, selbst auf die Gefahr hin, daß „Deus“ = „gleicher (ein) Gott“ irrtümlich als Vokativ aufgefaßt würde.

Könnte man mit Rücksicht auf die Schwierigkeit einer guten, sinngemäßen Wiedergabe das Wort „Deus“ nicht unübersetzt lassen, zumal in der Formel: „Per Dominum Nostrum Jesum Christum Filium tuum“ im Wort „Filius“ die Gottessohnschaft bereits ausgedrückt ist? Allein, davon abgesehen, daß das Wort „Filius“ nicht eindeutig die innergöttliche Sohnschaft ausdrückt, sondern auch die reine Adoptivkindschaft bezeichnen kann, muß darauf hingewiesen werden, daß in der an Christus gerichteten Formel das Wort „Filius“ nicht enthalten ist: „Qui vivis et regnas cum Deo Patre...“: so hätte man dann eine Übersetzung, durch die die Trinitas perfecta gar nicht ausgedrückt wird.

I. Nach all diesen Erwägungen dürften die folgenden Übertragungen der langen lateinischen Schlußformeln ins Deutsche, wenn nicht die schönsten, so doch die richtigsten oder sinngemähesten sein:

a) „Qui tecum vivit et regnat in unitate Spiritus Sancti Deus, per omnia saecula saeculorum“: „Der, (gleicher, oder ein) Gott mit Dir und dem Heiligen Geiste (oder: in der Einheit des Heiligen Geistes), lebt und herrscht in alle Ewigkeit“.

b) „Qui vivis et regnas cum Deo Patre in unitate Spiritus Sancti Deus, per...“: „Der Du, (gleicher, oder ein) Gott mit Gott, dem Vater, und dem Heiligen Geiste, lebst und herrschest in alle Ewigkeit“.

II. Die seltene kurze, also nicht trinitarische, aber doch das Wort „Deus“ enthaltende Schlußformel: „Qui vivis et regnas, Deus, per omnia...“ ist wohl so zu übersetzen: „Der Du, Gott, lebst und herrschest in alle Ewigkeit“.

Innsbruck

J. B. Umberg S.J.

DAS BILD GOTTES NACH DEM ZEUGNIS DER LITURGIE

Wir wollen über das Bild Gottes sprechen, das uns die Liturgie bezeugt. Wir suchen und fragen nach diesem Bild, weil wir als neuzeitliche Menschen leiden — an der Verborgenheit Gottes. Wir sprechen daher zuerst über die geistige Situation, aus der wir kommen. Aus ihr entsteht das Fragen und Ringen heutiger Menschen um den lebendigen Gott.

Danach wollen wir drei Weisen nachgehen, in denen sich so etwas wie ein Bild Gottes abzeichnet.

I. DIE GEISTIGE SITUATION

Was wir Neuzeit nennen, stellt eine tiefgehende Wandlung dar, die sich in der Seelentiefe des abendländischen Menschen ereignet. Sie äußert sich in vielerlei Formen; wir betrachten die grundlegende von ihnen, jene Wandlung, die sich im Gottes-, Welt- und Menschenverständnis vollzog.

Wer die Geschichte der neuzeitlichen Naturwissenschaft überdenkt, könnte den Eindruck gewinnen, als habe sich jene Inbrunst des Herzens auf die Welt und ihre Entdeckung gerichtet, die sich bis dahin Gott zugewandt hatte.

Gott wird noch lange nicht geleugnet, es sei denn von einzelnen. Aber eine Fülle von neuen Erkenntnissen, Entdeckungen und Erfahrungen stürzen auf den Menschen ein, die er fortan mit der Welt macht. Sie zieht den Menschen in einem ungeheuren Maße an sich und erfüllt unwiderstehlich seine Seele. Der Mensch aber opfert ihr seine besten Kräfte. Die Taten der Entdeckungen und das oft selbstlose und entsagungsreiche Forschen der Wissenschaften entsteht aus der Kraft einer religiösen Leidenschaft, die auf neuen Wegen das Heil sucht. Unbemerkt verschiebt sich das Schwergewicht der Wirklichkeit. Die Welt dehnt sich ins Grenzenlose — wir spüren die Erfahrung bei Pascal —, Gott rückt ferner, mehr und mehr rückt er an den Rand des Horizonts.

Was sich durch Jahrhunderte vorbereitet hat, wird an der Schwelle zur neuesten Zeit durch Kant ausgesprochen. Er ist mehr als nur der große Vertreter einer philosophischen Richtung, die man später Idealismus genannt hat. Er bringt ein bestimmtes Menschen- und Weltverständnis zum Ausdruck. Er spricht aus, was schon längst Lebenselement geworden war. Kant leugnet zwar ebensowenig das Dasein Gottes, aber Gott ist für ihn nicht mehr Gegenstand des Erkennens. Kant zeigt in der Kritik der reinen Vernunft letzte, ihm unlösbar scheinende Widersprüche in der Wirklichkeit des Geistes auf, er nennt sie die Antinomien des reinen Verstandes. Eine der vier Antinomien ist folgende: Kant führt auf der einen Seite den Beweis für das Dasein Gottes, auf der Gegenseite beweist er ebenso notwendig, daß Gott nicht existieren könne. Kant ist überzeugt, daß diese Widersprüchlichkeit nicht auf einem Fehlschluß, sondern auf der Endlichkeit unserer Vernunftstruktur beruhe. Man könne das Dasein Gottes weder beweisen noch leugnen, weil Gott niemals Gegenstand unserer sinnlichen Erfahrung werden könne.

Wir wollen von der Frage nach der Richtigkeit dieser Aussage ab-

sehen und nur betrachten, was sie für die Existenz des abendländischen Menschen bedeutet. Danach ist für mich nur erkennbar, was mir in sinnlicher Wahrnehmung gegeben wird. Überall schließt sich die Welt oder die Natur. Gott wird noch geglaubt, aber er ist der Welt fern gerückt. Er ist letzter unsagbarer Glanz, aber nicht mehr die verzehrende Heiligkeit, die Isaias geschaut hat. Doch erst Nietzsche hat das Letzte gedeutet, was im Geiste des Abendlandes geschehen ist. Nach Kant ist Gott notwendig, weil nur so die Würde und Freiheit des Menschen gewahrt bleiben kann: „... es ist moralisch notwendig, das Dasein Gottes anzunehmen“, schreibt Kant in der Kritik der praktischen Vernunft. Gott ist um des Menschen willen da, der Garant seiner Existenz.

Wenn aber der Mensch einmal in seiner Endlichkeit Stand gefaßt hat und die Attribute des Göttlichen für sich beansprucht, dann entsteht der Mensch, den Dostojewsky in den „Dämonen“ in der Gestalt des Kirilloff gestaltet hat. Das 19. Jahrhundert bringt die Leugnung Gottes als religiöse Haltung, jenes Gottes, der sich in Jesus Christus bezeugt hat. Es entsteht eine Art welthafter Gläubigkeit, die sich bewußt gegenüber dem Glauben an die frohe Botschaft abhebt. Um des Menschen willen darf Gott nicht sein; was erst ist dem Menschen möglich, wenn dieser alte Gott nicht mehr ist! Es wird zu Ende geführt, was Jahrhunderte vorher begonnen hatten, die Welt wird übermächtig, und Gott verblaßt vor ihr. Nietzsche hat das Geschehen gedeutet: „Erst war der Frevel an Gott der größte Frevel, aber Gott starb.“ Gott wird nicht einfach gelehnet, sondern Tieferes ausgesagt: Einmal war Gott in der Seele die höchste Werthhaftigkeit, heute sind andere Mächte an seine Stelle getreten. Gewiß kann der lebendige Gott nicht sterben, dennoch kann sich in der Seele ein Tod Gottes ereignen, wie das Bild des geliebten Menschen in mir verblassen und verschwinden kann — zumal wenn etwas in mir es wünscht.

Die Menschen mögen die Katastrophe noch nicht gemerkt haben, sie sprechen noch von Gott, huldigen ihm noch, aber es ist Täuschung, ihr Herz dient ihm nicht mehr. Es geschieht ihnen wie dem Einsiedler, zu dem Zarathustra kommt: „... sollte es denn möglich sein! Dieser alte Heilige hat in seinem Walde noch nichts davon gehört, daß Gott tot ist.“ Überall leben noch Einsiedler, sie meinen, ihrem Gott zu dienen, aber längst ist die Katastrophe hereingebrochen: Gott ist tot.

Für uns Heutige ist die Welt an die Stelle Gottes getreten, sie hat seine Göttlichkeit an sich gezogen. Wir müßten genauer sagen, der Mensch hat Gottes Göttlichkeit zur Welt geschlagen. Sie erstrahlt in einem Glanz, der so beseligen kann, daß wir nicht mehr verstehen wollen, warum außer ihr noch ein Gott nötig sei. Dieses Weltgefühl hat Hölderlin im Hyperion ausgesprochen: „Warum ist die Welt nicht dürftig genug, um außer ihr noch Einen zu suchen?“ Bis in die Dichtung der Gegenwart können wir dieses Weltgefühl spüren; so lesen wir in einem bekannten Buch folgende Sätze: „Ich muß ganz von vorne anfangen. Mein alter Gott ist gestorben, und der neue ist noch nicht auf den Thron gestiegen. Ich weiß nicht, wie er aussehen wird. Ich denke mir nur, daß man ein Mann sein müssen wird, um ihm ins Gesicht sehen zu können“ (Wiechert, Das einfache Leben, S. 279).

Der Christ muß das Wort vom Tode Gottes als ein Ereignis verstehen, das sich auch in seiner Seele vollziehen kann oder von dem er nicht ganz unberührt bleibt. Dieses seelisch-geistige Ereignis ist unabhängig von

dem Wahrheitsgehalt der Offenbarung, sondern stellt neue Aufgaben an den Glaubenden.

Viele junge Christen erleben etwas Ähnliches; sie sagen nicht, Gott sei tot. Das Wort wäre wirklich Frevel oder Torheit für sie; denn sie glauben an ihn und halten am Glauben, sei es auch mühsam, fest. Sie sagen vielleicht, wenn sie das Wort „Gott“ aussprechen, daß sie dann nur ein Schweigen oder müde Gleichgültigkeit empfinden. Sie spüren beim Versuch zu beten, wie dunkel die Welt werden kann, selbst in der größten Helle, denn Gott scheint nicht in ihr zu sein. Sie suchen über Gott nachzudenken, und die Gedanken gleiten ab. Wer kennt nicht den Schmerz, nichts zu haben als Leere, Öde und Dunkel! Uralte Worte werden lebendig, als seien sie aus unserer Not gesprochen: „Ich breite meine Hände aus zu dir; meine Seele dürstet nach dir wie ein dürres Land“ (Ps 143, 6).

Als Christen leben wir in der Situation, da Gott in den Seelen stirbt. Die Welt übt in einem Maß ihre Macht aus, daß wir oft nicht wissen, wie wir ihr widerstehen sollen. Wir kennen nur den fernen Gott, und suchen nach dem lebendigen. Es geht gar nicht darum, das neuzeitliche Weltgefühl mit dem Denken zu widerlegen; es ist nicht zu widerlegen, sondern muß aus dem Glauben bestanden werden.

Was Nietzsche ausgesprochen hat, trifft auch uns. Wo ist der Ort, da wir wieder den lebendigen Gott erfahren können?

Wir leben in einer Situation, da die Welt uns fast erdrückt mit ihrer Macht; unsere Seele ist so zugestellt, daß für Gott kein Platz mehr ist. Das wird uns schmerzhaft bewußt, wenn wir sehen, wie anders die Menschen in der Heiligen Schrift Gott erfahren. Gott ist diesen Menschen so wirklich und mächtig wie für uns die Welt und die Natur. Für uns wird Gott unwirklich, für die Menschen der Schrift vergeht die Welt: „Berge zerschmelzen wie Wachs vor dem Herrn, vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens“ (Ps 97, 5). Oder: „Du bist erschrecklich. Wer kann vor Dir stehen, wenn Du zürnest? Wenn Du das Urteil lässest hören vom Himmel, erschrickt das Erdreich und wird still“ (Ps 76, 8 f.).

Es können auch heutigen Menschen wieder derartige Erfahrungen geschenkt werden, und wir wissen nicht, was möglich ist.

Aber für viele Christen und lange Zeit hindurch ist häufiger die Mühsal des Glaubens, der aushält in Dunkelheit und Schweigen. Daraus mag ein seltsames Gefühl der Verlassenheit entstehen. Heute leben keine Propheten mehr, die das Volk aufrütteln und unter dem Anruf Gottes stehen. Wir schauen mit Bedauern auf die Zeit zurück, da Jesus durch das Land seiner Väter ging. Jahrhunderte trennen uns von den Ereignissen, die unser Heil begründeten. Der Herr hat längst die Erde wieder verlassen; für unser Gefühl ist die Offenbarung abgeschlossen, Gott ist wieder der Ferne und Unzugängliche. Wir möchten meinen, er habe sich zurückgezogen und lasse der Geschichte ihren Lauf. Für die Propheten war Gott der Herr des Volkes Israel und Juda, er war auch der Herr der Weltvölker. Alle standen unmittelbar unter der Drohung des Gerichts, aber auch der Verheißung des kommenden Heils. Wie schwer fällt es vielen Christen, glaubend zu vollziehen, daß Gott der Herr der Geschichte ist und sie auf ihr Ende zuführt! Der lebendige Gott wurde zum fernen, auch für viele Christen. Das ist der Schatten, den das Ereignis über uns wirft, da Gott in den Seelen gestorben ist.

II. DIE ANRUFUNG GOTTES IM GEMEINDEGEBET

Mit dieser Not und ihren Fragen stehen wir als Christen im Raum der Liturgie, sei sie auch noch so wenig ausgebildet oder verkümmert. Man hat Liturgie als den Gottesdienst der Kirche bestimmt (M. Festugière, Jungmann u. a.). Man versteht darunter alle Handlungen, die die Kirche als Gemeinschaft im Heiligen Geist vollzieht. Die Verkündigung und das Hören der frohen Botschaft, das Gedächtnis des Herrn, die Spendung der Sakramente und die Weihen und Segnungen, der Vollzug des gemeinsamen Stundengebetes. Wir wollen drei verschiedenen liturgischen Formen nachspüren und sie befragen, was sie als Zeugnis über die Wirklichkeit Gottes bedeuten. Wir betrachten also: a) Die Anrufung Gottes im Gemeindegebet — b) Die Weihe einer Kirche — c) Das Exultet der Osternacht.

Viele einzelne werden zur Gemeinde und Kirche durch die lebenszeugende Kraft des Wortes Gottes. Heiliger Geist wirkt in jenen, die künden, und in denen, die hören. Aus ihm handelt die Gemeinde als verfaßte Gemeinschaft. Sie stellt sich als solche dar im gemeinsamen Handeln. Eine der vornehmsten Handlungen ist das Gebet, das die Gemeinde als im Heiligen Geist versammelte Gemeinschaft verrichtet.

Die lateinische Liturgie hat eine Form des Gemeindegebetes überliefert, das heute noch in Übung ist. Die Gemeinde versichert sich ihrer Gemeinschaft im erhöhten Herrn: Der Herr sei mit euch — und auch mit dir. Dann folgt die feierliche Aufforderung: Lasset uns beten. Ihr folgten gemeinsame Anrufungen in der Art der Litaneien, sie endeten im Kyrie eleison. Die Mailändische Liturgie besitzt noch solche Anrufungen für die Fastenzeit, die Römische Liturgie hat noch Reste davon in den sogenannten Preces (Bitten) des Stundengebetes. Diese Anrufungen faßte der Liturge in einem gemeinsamen Gebet, der Kollekte, zusammen. Unsere heutigen Meßbücher überliefern sie unter dem Titel „Oratio“, die deutschen Übersetzungen nennen das Gebet „Kirchengebet“. Diese überlieferten Gebete sind, sofern sie alt sind, nicht mehr das ganze Gemeindegebet, sondern nur die letzte Zusammenfassung. In dieser Form sind sie auch in die Gebetbücher der einzelnen evangelischen Landeskirchen übergegangen.

Die Gemeinde vollzieht in diesem feierlichen öffentlichen Akt ihre Hinwendung zu Gott, dem Vater, in der Kraft des Heiligen Geistes und im Namen ihres Herrn Jesus Christus. Die Hinwendung zu Gott, dem Vater, verdichtet sich vor allem in den Anrufungen. Sie sind die sichtbaren oder hörbaren Zeichen der inneren Hingabe. Wir betrachten aus dem Ganzen des Gemeindegebets nur die Anrufung.

Die Gemeindegebete wenden sich ursprünglich alle an Gott, den Vater Jesu Christi. Erst jüngere Gebete wenden sich an Jesus Christus.

Die Anrufung muß Gott mit seinem Namen nennen. Die wichtigsten Anrufungen sind folgende: Gott — Herr — allmächtiger, barmherziger, ewiger Gott. Seltener wird Gott in diesen Gebeten als Vater angerufen. Die Präfation gebraucht folgende Anrufungen: „Wahrhaft, es ist würdig und recht, billig und heilsam, daß wir Dir Dank sagen, heiliger Herr, allmächtiger, ewiger Gott. . . .“ Der Kanon fährt nach dem Sanctus fort: „Dich, gütiger Vater, bitten wir. . . .“

Diese Anrufungen enthalten in sich eine Schwierigkeit, deren wir uns heute allmählich wieder bewußt werden. Die Anrufungen „Gott“, „Herr“, „Vater“ sind keine Namen, sondern Gattungsbegriffe. Es gibt viele Götter, Herren und mächtige Väter. Gewiß haben diese Anrufungen den Charakter eines Namens angenommen, aber den behalten sie nur so lange, als die lebendige Erfahrung von Gott vorausgesetzt werden darf. Sinkt sie ab, dann werden aus diesen „Namen“ wieder die früheren Gattungsbegriffe. Dann ist nicht mehr Gott, der einzige und einmalige, lebendig gemeint. Noch schwieriger ist für uns der Vollzug der Anrufung „Herr“, weil das Wort durch den Gebrauch den hohen Ton verloren hat, den es im AT und NT besitzt.

Die Geschichte der Offenbarung kennt schon lange keinen individuellen Namen Gottes mehr. Das AT hat einen bestimmten Namen überliefert, doch wir wissen nicht mehr, wie er ausgesprochen wird und was er bedeutet. Man ist übereingekommen, diesen Namen als Jahwe auszusprechen. Dieser Name ist nicht das entsprechende Wort für die Bezeichnung „Gott“ in den abendländischen Sprachen, sondern ebenso individuell gemeint, wie es eine Gottesbezeichnung durch ihren Namen nur sein kann. Jahwe ist also ebenso ein Eigenname, wie in Babylon der Name Marduk eine bestimmte Gottheit oder im Abendland Zeus eine solche meinte. Das hebräische Wort, das unserem „Gott“ und „Götter“ entspricht, heißt El und Elohim. Das sind keine Fragen, die nur die Sprachforschung angehen, sondern sie können uns wesentliche Erkenntnisse zum Verständnis der Offenbarung vermitteln.

Ursprünglich meinte der Name Jahwe eine ganz bestimmte göttliche Gestalt, die in einer bestimmten Stunde mit einem bestimmten Auftrag aus ihrer Verborgenheit heraustrat. Die Bibelübersetzung der Septuaginta übersetzt den individuellen göttlichen Namen Jahwe mit Kyrios — Herr. Sie vertauscht also den Eigennamen mit einem Gattungsbegriff.

In den letzten Jahrhunderten vor Christus wurde der Gottesname Jahwe vom Judentum, das hebräisch oder aramäisch sprach, durch Umschreibungen ersetzt. Wo im heiligen Text Jahwe zu lesen stand, wurde automatisch Adonaj — Herr gelesen. Der Name stand noch da, aber ohne weiteres wurde an seiner Stelle, auch im Hebräischen, nicht mehr Jahwe, sondern Herr gelesen. Im täglichen Leben wurde der Name durch das Wort „Himmel“ ersetzt. In dieser Tradition steht noch das Matthäusevangelium, das meistens nicht von „Königsherrschaft Gottes“, wie Lukas, sondern von „Königsherrschaft des Himmels“ spricht, uns als „Himmelreich“ bekannt.

Der Name setzt die Offenbarkeit des Angerufenen voraus. Bereits unter Menschen ist das Kennen und Nennen des Eigennamens Ausdruck der Nähe, des Vertrauens und der Verbundenheit, aber auch voller Gefahr, durch den vertrauten Namen den anderen für eigensüchtige Zwecke zu mißbrauchen.

(Fortsetzungen folgen)

Univ.-Doz. Dr. Fritz Leist, München

Die vorstehende ausgezeichnete Arbeit, die im österreichischen Raum noch kaum zugänglich ist, bringen wir mit spezieller Erlaubnis des Verfassers und des Verlages aus dem kürzlich erschienenen Band „Aus der Theologie der Zeit“, herausgegeben im Auftrag der Theologischen Fakultät München von Gottlieb Söhngen, Gregorius-Verlag, vorm. Friedrich Pustet, Regensburg, 1948.

BESINNUNG AUF DAS WESENTLICHE

Gedanken zur „Brevierreform“

Die Vorschläge zur Brevierreform könnte man beliebig vermehren. Jeder hat seine eigenen Gedanken und Wünsche darüber, und die Zahl der Möglichkeiten, wie sie erfüllt werden könnten, ist nicht zu begrenzen. So könnte man zum Beispiel, um etwas radikaler vorzugehen, überhaupt in Zweifel ziehen, ob denn das Brevier wirklich jedes Jahr ganz gleich sein müsse. Ist es denn echt, wenn jedes Jahr wohl die gleichen Anfänge der biblischen Bücher mit ihrem Incipit gelesen werden, aber in keinem Jahr ein ganzes Buch der Heiligen Schrift? Es wäre zu denken, heute, in der Zeit des vatikanischen Rundfunks und der Acta Apostolicae Sedis, daß wie das Directorium, so auch jedes Jahr, eine neue Anweisung zur Lesung der Heiligen Schrift allen Priestern mitgeteilt würde. Aber die vielen Vorschläge zur Brevierreform sollen nicht noch durch einen neuen vermehrt werden. Wichtiger ist die Besinnung auf einige Grundgedanken, die das Lebensmark des Breviers betreffen. Ist es nur wieder einmal aus seiner Erstarrung zum Leben erwacht, so daß der Klerus ganz besonders aus dem officium die Nahrung seines religiösen Lebens schöpft, dann ergibt sich eine weitere Entwicklung des Breviers von selbst. Nur Lebendiges kann sich weiter entwickeln, niemals etwas Erstarrtes. Wer im Brevier nichts sieht als die Summe bestimmter Lesungen, die zwischen 12 Uhr Mitternacht und 12 Uhr Mitternacht unter Tod-sünde als Lippengebet „labialiter“ persolviert werden müssen, wird von selbst daraufkommen, diese „Verpflichtung“ möglichst vereinfachen zu wollen. Aber nicht darauf kommt es an, sondern darauf, sie zu vertiefen und so zu gestalten, daß jeder Freude daran hat, ohne in ihr einen auf die Dauer untragbaren Druck zu empfinden.

Dazu ist an erster Stelle notwendig, daß das Brevier als Chorgebet nicht nur theoretisch dargestellt, sondern praktisch im Chor erlebt wird, und zwar nicht als ein ödes Rezitieren, das nur zu leicht in ein geistloses Leiern ausartet, sondern als ein frohes gesungenes Gotteslob. Jeder, der zufällig Zeuge des Chorgebetes wird, muß ohne jede Reflexion und unwillkürlich den Eindruck gewinnen: Hier vollzieht sich etwas Heiliges in schöner und ergreifender Form. Je weniger er Sprache und Sinn versteht, desto stärker muß der unmittelbare Eindruck auf ihn wirken. Dazu ist es nötig, daß endlich die schönen Melodien des Breviers wieder erklingen und nicht in den neuen Choralbüchern, welche uns die Reform Pius X. geschenkt haben, Tag für Tag weiter schlafen. Sind wir doch ehrlich! Wo können wir denn wirklich die Melodien des vatikanischen Antiphonale gesungen hören? Wie viel Geistliche gibt es überhaupt, denen diese Melodien etwas bedeuten, weil sie mit ihrem geistlichen Leben untrennbar verwachsen sind? Eine wirkliche Brevierreform hat da einzusetzen, wo es gilt, wieder einen liturgischen Chor aufzurichten, der sich nicht mit der Rezitation einiger Bruchstücke begnügt, sondern Tag für Tag seine Horen singt nach den Melodien, welche mit so viel Fleiß und Mühe aus den alten Handschriften des Mittelalters wieder hergestellt und allgemein zugänglich geworden sind. Und jeder Brevierbeter hat zu einem solchen Chor zu gehören, nicht daß er selber immer dabei ist und mitsingt, sondern in dem Sinne, daß er weiß: Was

ich hier für mich bete und lese, ist das Gleiche, was mein Chor heute betet und singt. Das wäre der Sinn des Chorgebetes an den Domkirchen: Mittelpunkt und Seele des Breviergebetes der Diözesanpriester zu sein. Das ist nicht eine „Nebensache“, welche vernachlässigt werden darf, um die Priester zu „entlasten“ und für andere Aufgaben freizustellen. Es gibt keine Aufgabe, die wichtiger ist als diese. Und erst, wenn diese Wertung wieder sich durchgesetzt hat, kann von einem lebendigen kirchlichen Stundengebet gesprochen werden. Bis zu einem gewissen Grade lebt ja diese Auffassung in Klöstern mit Chorgebet fort. Ordensgemeinschaften ohne Chorgebet können sich etwa an das musterhaft gestaltete Chorgebet einer römischen Basilika anschließen. Niemand aber darf das Brevier ohne die lebendige Verbindung mit einem Chor „rezitieren“. Und der Chor darf sich nicht auf bloßes schnelles Rezitieren beschränken, sondern widmet seine besten Kräfte, um das Brevier zu dem zu machen, was es ist: Das neue Lied, in das die Erlösten freudig einstimmen und das sie in den Melodien singen, die eine fromme Vorzeit vor tausend und mehr Jahren als kostbares Erbe der Kirche überliefert hat. Die Kirche trägt die Verantwortung dafür, nicht nur daß der Glaube rein bewahrt und die Kirchengebäude treu gehütet werden, sondern auch, daß das gesungene Gotteslob in ihnen nicht verstummt. Das ist ein Wert für sich, auch ohne Rücksicht darauf, ob das Volk daran teilnimmt oder nicht. So ist eine heilige Stätte des Gemeinschaftsgebietes notwendig, an die sich jeder Brevierbeter als an die seine, der eben er angehört, anschließen kann.

Ein zweites, um den Sinn des Brevieres richtig zu verstehen und herausarbeiten zu können, ist seine Bedeutung als Weihe des Tages und der Nacht. Im Brevier lebt noch die alte Auffassung vom stetigen Rhythmus im Wechsel von Nacht und Tag. Erst die öde Einteilung in 24 gleiche Stunden von Mitternacht zu Mitternacht hat diesen Sinn manchmal bis zur Unkenntlichkeit getrübt. So verläuft Tag und Nacht ohne Weihe, und die dazu bestimmten „Tagzeiten“ werden ihres Sinnes entleert, weil man ohne Bedenken das Morgengebet (Laudes) am Vorabend vorausnimmt oder das Abendgebet im besten Fall in den frühen Nachmittagsstunden verrichtet. Der „Pflicht“ mag dadurch Genüge getan sein, das Brevier aber ist entseelt. Von einem entseelten Leichnam darf man nun nicht erwarten, daß er einem Kraft für die Tagesarbeit gebe. Und was ist aus der Weihe der Nacht geworden, welche die Dichter verherrlicht haben und die in unserem Brevier auf jeder Seite seiner Nachtgebete spürbar ist? — Gewiß kann der heutige Priester nicht jede Hore zu der ihr bestimmten Zeit beten, etwa die Sext zu Mittag, aber dazu ist ja wieder der gemeinsame Chor da, mit dem jeder einzelne Brevierbeter geistig verbunden ist. Der heilige Benedikt sieht vor, daß die Brüder, die während des Tages dem Chor ferne bleiben müssen, zur Zeit des Chorgebetes sich dem Chor anschließen, so gut sie es können. Wie immer sich eine Brevierreform im einzelnen gestalten könnte, sie kann nur dann gesund sein, wenn sie auf dem Grundsatz aufbaut, daß das Brevier die Weihe des Tages und der Nacht, die Weihe des Überganges von der Nacht zum Tage in den Laudes und des Überganges vom Tag zur Nacht in der Vesper ist. Wahrhaftig, die Vesper ist etwas anderes und mehr als eine der Horen, die unter Todsünde zu persolvieren sind! Sie ist die wunderbare Überleitung der Tagesarbeit in den „Feierabend“. Also keine Vesper ohne Beziehung zur Abenddämmerung und keine Abenddämmerung ohne

Weihe durch die Vesper! Dazu sind von der Kirche eigene Beter aufgestellt, daß sie auch im Namen jener, die nicht daran teilnehmen können, das tägliche Abendlob singen. Erst wenn solche Gedanken wieder selbstverständliches Allgemeingut der Brevierbeter werden, kann an eine „Reform“ des Brevieres gedacht werden, wenn man nicht vielleicht dadurch zur Überzeugung kommt, daß nicht so sehr das „Brevier“ eine Reform nötig hat, sondern wir, die wir es vernachlässigt haben, seinen tiefen Sinn als Tages- und Nachtweihe zuerst in uns zu erfahren und dann im Gesange, den uns die Kirche dazu bereitstellt, auszudrücken.

Das dritte, was bei einer „Brevierreform“ zu bedenken wäre, ist der Umstand, daß es von Anfang an den Sinn eines Gemeinschaftsgebätes und gemeinsamer Lesung hat. Dazu noch ein kaum erwogener Gedanke — auch wenn er nicht zur Brevierreform im engeren Sinn gehört: Könnte diese Auffassung eines gleichzeitig von vielen Christen vollzogenen Gotteslobes heute, beim heutigen Stand der Technik und Zeiteinteilung nicht in wundervoller Weise durchgeführt werden? Es ist schon etwas Ergreifendes, im Rundfunk gleichzeitig auf der ganzen Welt die Stimme des Heiligen Vaters hören zu können. Dreimal täglich — wem dies zu viel ist, der mag sagen einmal täglich, zu einer bestimmten Stunde, je nach der Zonenzeit beten die gläubigen Christen, wo immer sie sind, einen Lobspruch für sich. Es braucht nach außen es niemand zu merken, aber jeder weiß: wenn der Heilige Vater betet, beten das Gleiche auch wir Katholiken, alle für einen und einer für alle. Werden wir doch in unserem Beten weltweit und weltaufgeschlossen! Man könnte als Gebetspruch bestimmen das Gloria Patri, das alle in ihrer Sprache, die Priester lateinisch sprechen. Ja, wir könnten heute schon beginnen, uns dem „Gelobt sei Jesus Christus“ anzuschließen, das der Vatikansender täglich zweimal in deutscher Sprache hinaussendet in alle Welt, um 15.45 Uhr und um 20.45 Uhr. Wer hat nicht schon mit innerster Ergriffenheit gefühlt, wie es auf uns wirkt, wenn der Sprecher des Vatikansenders uns eine „Gute Nacht“ und „Mut und Gottvertrauen, liebe Hörer!“ wünscht? Das ist auch „Brevier“ im Sinne der Kürze und im Sinne inniger Glaubensgemeinschaft und Glaubensverbundenheit.

Unsere Oberhirten, vom Obersten Hirten in Rom angefangen, werden nicht müde, uns auf den Ernst der Stunde aufmerksam zu machen, in der wir leben, und deren Ernst sich vielleicht bald in ungeahnter Weise steigern wird. Bauen wir vor! Unsere Kirchen kann man schließen, unsere Priester kann man uns nehmen, aber daß wir alle auf dem ganzen Erdenrund aus einem Herzen rufen: „Gelobt sei Jesus Christus!“, „Ehre dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste!“ das kann uns niemand nehmen. Fühlen wir es einmal, was eine solche Gebetsgemeinschaft für uns bedeutet, dann beginnen wir zu ahnen, was eigentlich die Gebetsgemeinschaft des Brevieres will, nicht nur heute im Augenblick, sondern in der Überlieferung der Jahrhunderte. Dann sind wir imstande, bei einer „Brevierreform“ mitzureden, wenn wir vielleicht die Einsicht gewonnen haben, daß ohnehin sehr vieles so bleiben soll wie es ist, aber nicht tot, sondern lebendig und beseelt!

Erhard Drinkwelder O.S.B.

LITURGIE

DEFINITION, HIERARCHIE UND TRADITION IM LICHT VON „MEDIATOR DEI“ (DRITTER TEIL: TRADITION)

Wir wollen zuerst einiges Grundsätzliche über die Tradition sagen, was hieher gehört, und dann an Hand der Enzyklika die Rolle der Tradition in der Liturgie dartun.

1. Die Tradition

Die Tradition (Überlieferung) oder wie das Konzil sagt „die Traditionen“ scheinen aufs erste hin eine einfache Sache zu sein. Bei näherer Betrachtung jedoch wird alles viel verwickelter. Beim Wort Tradition kommt uns gemeinhin der Gedanke an die mündliche Überlieferung von empfangenen Wahrheiten, die jene durch die Schrift übermittelten Wahrheiten vervollständigen. Doch ist diese Definition sehr unvollständig, denn die Offenbarung durch Christus läßt sich nicht auf eine Anzahl von Wahrheiten einengen. Die Botschaft Christi an die Menschen läßt sich nicht in ein geschriebenes Dokument einfangen; sie ist auch und vor allem eine gelebte Wahrheit, eine Lehre, die im Leben fußt: es ist die Wirklichkeit der Sakramente, in denen wir leben; es ist jene Form, in der das Zusammenleben der Glieder Christi nach apostolischem Brauch sich verwirklicht; es ist das gemeinsame Beten der ersten Christengemeinden, das heißt, es ist ihr gebeteter, gesungener und in der Feier zum Ausdruck gebrachter Glaube. Die dreifache lebendige Wirklichkeit im Gegensatz zur niedergeschriebenen Offenbarung meint wohl St. Paulus, wenn er an die Korinther schreibt: „Ihr seid doch offenkundig ein Brief Christi, der durch uns zustande kam, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinernen Tafeln, sondern auf Herzenstafeln von Fleisch“ (2. Kor 3, 3).

Daher ist es eine katholische Grundwahrheit, daß die volle Offenbarung der göttlichen Botschaft zwei Quellen habe: die Heilige Schrift und die Überlieferung. Die Heilige Schrift als der unter Eingebung des Heiligen Geistes niedergeschriebene Schatz und die Überlieferung als die Summe bestimmter Wirklichkeiten und lebendiger Gegebenheiten. Auch diese umschließen und geben Wahrheiten weiter, die geeignet sind, eines Tages kraft des Lehramtes Gegenstand der Glaubenserkenntnis und der Glaubensformulierung zu werden. Die Tradition beinhaltet in der Kirche also nicht bloß Wahrheiten, die nicht schriftlich, sondern mündlich weitergegeben wurden, sie ist vor allem faktisches Leben der Kirche, ihre Art zu handeln, ihre Bünde, ihre Disziplin, ihre Sakramente, ihre Gebete, ihr Glaubensleben durch die Jahrhunderte; das was man die *fides exercita*, das heißt, den im christlichen Leben sich auswirkenden Glauben nennt.

So ist also die Überlieferung neben der Heiligen Schrift jene allgemeine Übereinstimmung in der Kirche und jene gemeinsame Art der ganzen Kirche, von den apostolischen Zeiten an und unter Leitung ihrer Hirten ihren Glauben zu bekennen, ihre Art zu leben, sich zusammenzuschließen und zu beten.

2. Anwendung auf die Liturgie

Diese allgemeine Begriffsbestimmung läßt uns den hervorragenden Platz erkennen, den die Liturgie in diesem Raume einnimmt. Sie ist die

eigentliche „mündliche“ Überlieferung, der lebendige Grund der kirchlichen Lehre. Sie trägt in sich das sakramentale und sakrale Leben der Christengemeinde. Sie ist das Kultmysterium, das uns die Erlösung sakramental gegenwärtig setzt, indem sie uns damit in innige und lebendige Verbindung bringt. In der Liturgie wirkt Christus in uns mit Seiner Kirche ununterbrochen Seine Erlösung; sie ist lebendiger Ursprung der Heilsökonomie in Christus und in der Kirche: „so oft dies Gedächtnisopfer gefeiert wird, vollzieht sich das Werk unserer Erlösung“ (Sekret des 9. Sonntags nach Pfingsten). Mit einem Wort: die Liturgie ist die authentische Ausübung des Priestertums Christi durch Seine Kirche.

So nimmt also unter den gewichtigen Quellen der Tradition die Liturgie den ersten Platz ein. Bossuet hat in seinem Kampf gegen den Quietismus den Lehrgehalt der Liturgie also formuliert: „Das Hauptmittel der Überlieferung der Kirche ist in ihren Gebeten enthalten. Ob wir die liturgischen Handlungen und das heilige Opfer betrachten oder ob wir die Hymnen, Orationen, Sekreten, und Postkommunionen durchgehen, es ist beachtlich, daß nicht ein Gebet ist, das nicht eine nachdrückliche Bitte enthielte“ (Etats d'Oraison VI, Migne, 1856, Bd. IV, S. 115).

Der gelehrte Renandot arbeitet in noch größerer Ausführlichkeit den Lehrgehalt der liturgischen Überlieferung heraus, wenn er sagt: Wenn es bei der Lösung von Glaubens- und Disziplinarfragen eine besondere Autorität gibt, dann ist es sicherlich das Zeugnis aller Kirchen. Es beginnt in den ältesten Zeiten und erneuert sich durch alle Jahrhunderte hindurch. Dabei haben die ganz alten Überlieferungen das Hauptgewicht und auch die Schriften der Väter, sofern sie übereinstimmen mit den Hauptpunkten des Glaubens und der Disziplin; und schließlich die Bestimmungen der Konzile und die anderen kirchlichen Denkmäler. Aber unter all diesen Dokumenten haben jene oberstes Ansehen, welche als die Stimme und das Zeugnis der ganzen Kirche dastehen, weil sie überall gekannt und anerkannt waren und nicht bloß das Zeugnis der Bischöfe sind, sondern auch das der Völker: Die Liturgien. ... Ihre hervorragende Bedeutung kommt nicht so sehr von der Berühmtheit ihrer Verfasser, sondern aus dem gemeinsamen Lehramt der Kirchen, die sie seit vielen Jahrhunderten beim Gottesdienst verwendeten“ (Liturgie orientales, Frankfurt 1847, 2, Bd. 1, S. 49). Man könnte nicht besser die überragende Bedeutung dieser Quelle der Tradition herausstellen. Wäre der christliche Glaube nur ein theologisches System und nicht auch eine Wahrheit, die gelebt werden will, dann könnte man anders vorgehen. Um aber Dogmengeschichte zu betreiben, muß man sich den tiefen Glauben (foi intime) erringen, der sowohl in Kult und Gebet als auch in der Theologie zum Ausdruck kommt.

Um die Bedeutung der Liturgie in der Tradition klar herauszustellen, wollen wir sie betrachten und von ihr sprechen: 1. als Bekenntnis der Lehre, 2. im Dienste der Lehre, 3. als Zeugnis der Lehre.

1. Die Liturgie — ein Bekenntnis der Lehre. Darüber äußert sich die Enzyklika also: „In der heiligen Liturgie bekennen wir den katholischen Glauben ausdrücklich und offen ... Die Liturgie als Ganzes enthält daher den katholischen Glauben, insofern sie den Glauben der Kirche öffentlich bezeugt. So oft es sich deshalb um die feierliche Entscheidung über eine göttlich geoffenbarte Wahrheit handelt, haben die Päpste und Konzilien,

wenn sie aus den sogenannten theologischen Quellen schöpften, nicht selten auch dieser theologischen Disziplin Beweise entnommen“ (Herderausgabe S. 33). Als Beispiel wird die apostolische Konstitution über das Dogma der Unbefleckten Empfängnis angeführt.

2. Die Liturgie im Dienste der Lehre. Das Grundelement unseres geistlichen Lebens ist der Glaube. Es genügt darauf zu verweisen, daß sich die Liturgie auf unserem Credo aufbauen muß als dem unumgänglichen Fundament. Das erste Erfordernis für den Kult ist, daß er wahr sei. Notwendigerweise muß er vor allem der göttlichen und menschlichen Natur Rechnung tragen, den Beziehungen, die Gott zwischen Sich und Seiner Kreatur knüpfen wollte: unserem Sein vor Gott. Das Dogma offenbart uns diese Natur, es umreißt diese Beziehungen, es legt unser religiöses Verhalten fest. Der Kult also, vor allem der Kult der Kirche, muß, will er nicht mangel-, ja direkt fehlerhaft sein, völlig dem Dogma zu Diensten sein. „... der enge Zusammenhang der heiligen Liturgie mit den Grundwahrheiten der Glaubenslehre, die von der Kirche als Hauptstück der vollkommen gesicherten Wahrheit hingestellt werden. Deshalb ist sie, die Liturgie, in Einklang zu halten mit den kirchlichen Glaubensvorschriften, die das oberste kirchliche Lehramt erlassen hat, um die Unversehrtheit der göttlich geoffenbarten Religion zu schützen“ (S. 33).

3. Die Liturgie als Zeugnis der Lehre. Die Enzyklika verweilt lange bei diesem Punkt. Sie zitiert die bekannte Stelle aus dem Brief des heiligen Cölestin († 432) an die Bischöfe Galliens. Wir bringen sie unverkürzt: „Achten wir auf den Sinn der Priestergebete! Sie sind durch apostolische Überlieferung überall übernommen worden und sind einheitlich in der ganzen katholischen Kirche in Übung. In dieser Art also müssen wir beten und verstehen dann das, was wir zu glauben haben: *Legem credendi statuat lex supplicandi*“ (ep. 21, 2, P. L. 50, 535). — „Das Gesetz des Glaubens soll bestimmt werden durch das Gesetz des Betens“ (ebda S. 35).

Diese Stelle hebt die große Bedeutung hervor, die die Liturgie als Zeugin der Lehre hat. Freilich warnt uns die Enzyklika vor einer abwegigen und verwerflichen Auslegung, wenn sie sagt: „Wir meinen den Irrtum und Trug jener, die behaupten wollen, die heilige Liturgie sei ein Unterscheidungsmittel für die aus dem Glauben beizubehaltenden Wahrheiten; in dem Sinne nämlich, daß wenn eine bestimmte Lehre durch die liturgischen Handlungen Früchte der Frömmigkeit und Heiligkeit gezeitigt habe, sie von der Kirche zu bejahen, sonst aber abzulehnen sei“ (ebda S. 33).

Diese falsche Auffassung über die Aufgabe der Liturgie für die Lehre läßt auf ein totales Unvermögen schließen, die Bedeutung des überlieferten öffentlichen Kultes und seiner Beweiskraft für die Lehre zu erkennen. Die ganze neuere Theologie hat diese reiche Quelle für Forschungen und diese autoritative Stimme für unseren überlieferten Glauben vernachlässigt. Daher die Reaktionen und die seltsamen Abirrungen. Wie wir schon eben sagten, offenbart die Liturgie die Macht des Priestertums und nicht eigentlich die des Lehramtes. Doch spielt die Liturgie als anerkanntes Organ der Überlieferung eine hervorragende Rolle in Sachen der Lehre. Die früher angeführten Abirrungen können diese Bedeutung nicht herabsetzen.

Um diese Überlegungen über die Beziehung von Liturgie und Tradition zu ergänzen, wollen wir noch ein Wort sagen über den schon erwähnten Archäologismus. Die Enzyklika zeigt sich auffallend streng in Bezug auf den Eifer für alte Formen, nur weil sie alt und trotzdem sie wider die bestehenden liturgischen Vorschriften sind. Doch das richtet sich gegen einen ungesunden Archäologismus, der sich über die kirchliche Autorität hinwegsetzt. Es könnte sein, daß diese entschiedene und strenge Verurteilung des ungezügelter Archäologismus den Eindruck erweckte, der Heilige Stuhl verurteile durch den allgemein gehaltenen Ausdruck „Archäologismus“ jeden Eifer für alte, auch authentische Formen, auch den, der die bestehenden Gesetze achtet und die hierarchischen Vollmachten, der aber auch besorgt ist um Einrichtungen und Erfahrungen der großen geistlichen Epochen. Das hieße alle Gepflogenheiten des Apostolischen Stuhles und der Römischen Kirche mißverstehen. Die Enzyklika beschränkt sich darauf, jene Mißbräuche zu verurteilen, wie sie in beunruhigender Weise in den Berichten der deutschen Bischöfe aufgeschienen sind. Es ist nicht überflüssig, einige Punkte klarzustellen, damit nicht eine solche Auslegung entstehe:

1. Gegenwärtig hat sich der Heilige Stuhl jede Gesetzgebung im Liturgischen vorbehalten (can. 1257). Doch heißt das nicht, er verfare dabei willkürlich oder despotisch. Seit Jahrhunderten ist Liturgie nach bestimmten, übernommenen Normen geworden, ganz besonders in den großen Epochen der Christenheit. Diesen heiligen Schatz haben die römischen Päpste durch die Jahrhunderte verteidigt und gegen Neuerungs-sucht oder gegen das Ablassen von ihm geschützt, was für alle Reformatoren so typisch ist! ... „(die heilige Liturgie) ist der Laut der heiligen Worte, die die Kirche die Zeiten hindurch mit ihrem göttlichen Bräutigam wechselte, um Ihm ihren Glauben und den Glauben der ihr anvertrauten Völker wie ihre nicht zu erschöpfende Liebe zum Ausdruck zu bringen“ (ebda S. 35 und 37).

2. Wenn das Tridentinische Konzil in der Sessio XXV das bestehende Recht zur Gesetzgebung abgeändert hat und alle Gesetzgebung im Liturgischen dem Heiligen Stuhl reservierte, so geschah das, um die Unstetigkeit und das fortwährende Erneuern der einzelnen Kirchen zu beenden, die bis dorthin selbst zuständig waren; und um den ehrwürdigen Schatz und das Heiligtum unserer liturgischen Bücher unter die wachsame und bewährte Hut der Römischen Kirche zu stellen.

3. Alle Bemühungen der Päpste im 5., 6. und 7. Jahrhundert hatten zum Ziel, die liturgischen Bücher entsprechend dem liturgischen Brauch zu verfassen und der Nachwelt zu überliefern. Diese liturgischen Bücher des Frühmittelalters, die sich auf die Päpste Leo, Damasus und Gregor zurückführen, wurden für Rom und bald auch für die ganze lateinische Kirche die heilige und unverletzliche Norm der katholischen Liturgie. Und wenn im Laufe der Zeit die ursprüngliche Reinheit der Liturgie getrübt wurde, waren es die Päpste, die darangingen, den Kult auf seine alten und authentischen Formen zurückzuführen. Ja, Rom selbst wurde gerade aus diesem Geist der Anhänglichkeit für den alten Brauch für alle zur katholischen Norm des Kultes. Schon im Jahre 805 war Karl d. Gr. in Sorge wegen der Neuerungen, die auf diesem Gebiete sich zeigten und bat den Papst Hadrian I. um die Römischen liturgischen

Bücher, um auch den Gallischen Kirchen jene Stetigkeit und Überlieferungstreue zu sichern, die gerade der Römischen Kirche eigen war.

4. Man muß die Bullen der Päpste lesen, die, getreu der durch das Konzil ihnen anvertrauten Mission sich beeilen, die verbesserten authentischen Texte herauszugeben. Die Päpste Pius V., Sixtus V. und Klemens VIII. errichteten päpstliche Kommissionen, in denen Gelehrte die Aufgabe erhielten, sorgfältig die Handschriften zu erforschen und eine Textausgabe herzustellen, die mit den alten Kodices übereinstimme. Besonders Klemens VIII. war der Meinung, daß die vorschleunigen Arbeiten seiner Vorgänger namhafte und gewichtige Textzeugen nicht beobachtet hätten und errichtete daher eine Kommission von Fachgelehrten, die die Texte nochmals durchzusehen und in allen Punkten den alten Handschriften der Vatikanischen und aller anderen Bibliotheken anzugleichen hätten. 50 Jahre später (1644) stellt Urban VIII. in seiner Konstitution *Quamvis alias* fest, daß eine neue Revisionsarbeit nötig geworden ist. Zu diesem Zweck schuf er eine Kommission von Kardinälen und Gelehrten, die vor allem über die Reinheit der überlieferten Texte zu wachen hatte. Diese neuen Texte mußten durch die päpstlichen Druckereien herausgegeben werden. Alle Verleger hatten die Originalausgabe genauestens abzdrukken, nachdem sie vorher schriftlich von der heiligen Inquisition dazu die Erlaubnis erwirkten. Und das unter Strafe der dem Papst vorbehaltenen Exkommunikation.

Ein Jahrhundert später nahm Benedikt XIV. im Jahre 1749 die gleiche Arbeit im gleichen Geiste, aber mit noch größerer wissenschaftlicher Genauigkeit auf. Bis in unsere Tage kennt man die Arbeiten, die auf Anordnung Pius X. zurückgehen, der in seiner Bulle *Abhinc duos annos* vom Oktober 1913 sagte: „Noch eine Reihe von Jahren werden nötig sein, ehe dieses liturgische Gebäude, das die Braut Christi mit so großer Sorge aufgebaut hat, um ihre Frömmigkeit und ihren Glauben darzutun — ehe, sage ich, dieses Gebäude wieder jenen alten Glanz seiner Majestät und Vollendung erreichen wird und uns befreit erscheint von den unguten Einwirkungen der Zeit: *tamquam squalore vetustatis deterso appareat*.“ Damals im Jahre 1913 schrieben wir angesichts dieses päpstlichen Aktes: „Pius X. in seinem kühnen Plan einer liturgischen Erneuerung handelt nicht als Archäologe oder Liebhaber. Es ist der oberste Hirte, voll heiligen Eifers, dem Hause Gottes seinen ganzen Glanz wiederzugeben...“

Endlich hat Pius XI. in der Konstitution *Divini cultus* vom Jahre 1928 diesem Festhalten an der Überlieferung folgenden Ausdruck gegeben: „So versteht man, warum die römischen Päpste eine solche Sorge hegten für die Verteidigung und Reinerhaltung der Liturgie; wie sie ängstlich bemüht waren, das Dogma in Formeln und Urkunden auszudrücken. Ebenso ließen sie es sich angelegen sein, die heilige Liturgie zu ordnen, zu schützen und unverfälscht zu bewahren. In diesem gleichen Geist erklärten einst die Väter in ihren Homilien und Schriften die heilige Liturgie. Sie ist ja das Gesetz des Betens; sie soll nach dem Willen des Konzils von Trient dem christlichen Volk ausgelegt und erklärt werden.“

Es ist ganz sicher: Hätten diese genannten Päpste einen Archäologismus erlebt, der sich an die Stelle der legitimen Macht setzt — und solche Bestrebungen finden sich heute hie und da —, sie hätten die gleiche Verurteilung verhängt und die Christen ebenso gewarnt vor solchen Mißbräuchen, ohne deswegen ihre treue Anhänglichkeit an die großen römi-

schen Überlieferungen zu vermindern; was ihre ganze liturgische Tätigkeit beweist.

Aber neben diesem Gesetz der Überlieferung gibt es auch das Gesetz des Wachsens. Die Enzyklika spricht das so aus: „Die Kirche ist ein lebendiger Organismus, deshalb wächst und entfaltet sie sich auch nach der Seite ihrer heiligen Liturgie und paßt sich den zeitbedingten Notwendigkeiten und Umständen an, immer unter Wahrung der Unversehrtheit ihrer Lehre“ (ebda S. 39).

Dieses Gesetz des Wachsens muß mehrere Normen beachten:

1. Sollen bei allen Zugaben, Anpassungen und Änderungen die klassischen Regeln der liturgischen Sprache bewahrt werden; kurz gesagt: hier mehr als anderswo soll jeder Barbarismus vermieden werden.
2. Sollen jüngere Zugaben und Andachten ehrwürdige, gehaltvollere und ältere Einrichtungen nicht schädigen.
3. Viele Dokumente sind alt, manche reichen bis in die Zeit der Apostel. Ihr Traditionswert ist kostbar und ehrwürdig, darum verdienen sie die Hochachtung der Kirche. Wir geben nur ein Beispiel: Ist der Kanon der Messe, dessen Ursprung so weit zurückliegt und sozusagen in apostolische Zeiten hineinreicht, ist dieser Kanon nicht von Wert für die Lehre der Eucharistie und für den Glauben der Kirche in den ersten Jahrhunderten?
4. Ihrer Natur nach sind die kultischen Riten in jeder Religion umgeben von ehrfürchtiger Scheu und Verehrung, was ihnen einen geheiligten und unantastbaren Charakter verleiht.

Dom Lambert Beauduin O.S.B., Paris

WERKRAUM

DIE LITURGIE „MISSIONARISCH“ GESEHEN

Unter diesem Titel hat Klemens Tilmann kürzlich einen Aufsatz geschrieben, der eben auch als Kleinschrift erschienen ist.*) Wir wollen auf das zweifellos bedeutende Thema auch hier noch kurz eingehen. Die Frage nach der missionarischen Bedeutung unserer Liturgie stellen, heißt, eine noch umfassendere Frage anschneiden: Hat die Liturgie (im besonderen die Meßliturgie) heute überhaupt noch dieselbe missionarische Funktion, die sie in der Zeit ihres Entstehens, namentlich in den ersten christlichen Jahrhunderten hatte? Damals war der weitaus größte Teil der christlichen Unterweisung in den Rahmen der Eucharistiefeier einbezogen; heute — so kann man wohl ruhig sagen — wird auch beim besten Willen nur ein Teil dieser Unterweisung dort stattfinden können. Neue Mittel und Wege der Pastoral stehen zur Verfügung, die man damals noch nicht kannte, auf die man aber heute gar nicht mehr verzichten könnte und möchte. Damals konnte die Feier lange dauern, die Menschen hatten ein anderes Zeitgefühl und einen anderen Lebensrhythmus; auch wenn wir vieles Ungesunde des industrialisierten Lebensrhythmus von heute noch bannen könnten — das Alte können wir nicht mehr heraufführen. Damals verstand noch geraume Zeit die Gemeinde das in der Kultsprache verkündete Gotteswort und dessen Erklärung; wenn man heute die Eucharistiefeier wieder mehr zum Hauptträger der christlichen Unterweisung machen würde durch Einführung

*) Klemens Tilmann, Die Liturgie missionarisch gesehen. Veröffentlichung des Liturgischen Institutes Trier. Herder, Freiburg 1949.

der Muttersprache, so würde das einen völligen Umbau der Perikopen und damit der ganzen Meßliturgie als Folgerung nach sich ziehen. Man sieht also: Die Bewußtwerdung der missionarischen Funktion unserer Liturgie drängt uns nun auch dazu, die Grenzen dieser Funktion abzustecken. Wenn man die Schrift Tilmanns liest, ist es überdies vonnöten, den Begriff des „Missionarischen“ weiter als üblich zu nehmen. Wenn z. B. die Sonntagsmesse sehr schön als „totaler Lebensakt der Gemeinde“ (S. 16) bezeichnet wird, so möchte uns doch scheinen, daß an dieser und an vielen anderen Stellen der Begriff „missionarisch“ so weitgespannt ist, daß er mit dem der ganzen Heilszuwendung („Pastoral“) identisch wird. Der Begriff „missionarisch“ im überlieferten Sinn ist aber mit einem stärkeren Element der *Activitas*, der *Missio*, verbunden, als es der pastoralen Funktion der Liturgie im ganzen entspricht. Das ist, wie wir glauben, nicht bloß eine terminologische Frage. Zuletzt geht es auch hier darum, ob im liturgischen Vollzug der Gegenwart und Zukunft das kultische Element gegenüber dem didaktischen stärker im Vordergrund steht als in jenen Zeiten, in denen zu einem großen Teil die liturgischen Formen entstanden sind.

Mit besonderer Freude haben wir in Tilmanns Arbeit jenes Kapitel gelesen, das er mit „Prozeß der Bewußtwerdung“ überschreibt. Wir können es uns nicht versagen, einige, gerade durch ihre Einfachheit um so eindringlichere Beispiele anzuführen; Fälle, wo die Bewußtwerdung noch nicht durchgedrungen ist:

„Wem die Stellung beim Staffelgebet ein bewußter Ausdruck der Ehrfurcht ist, den stört es, wenn er schon vorher zum Altar hinaufsteigen muß, um dort den Kelch hinzustellen. Denn dadurch zerstört er den Symbolwert der Haltung beim Staffelgebet. Er empfindet, daß er hier ähnlich handeln muß, wie ein Fremder, der mit seinem Koffer in eine Bauernstube tritt, den Koffer darin abstellt, hinausgeht und, wie es sich gehört, von außen anklopft und das Herein abwartet. Daß solches Empfinden richtig ist, zeigt bald ein Blick auf das Hochamt...“ (S. 20 f.)

Ein anderes Beispiel:

In der Taufe wird der Taufbewerber gefragt: „Widersagst du dem Teufel?“ Er antwortet: „Ich widersage!“ — Nun könnte einer kommen und sagen, das sei nicht feierlich genug und man mache es nun so: Der Täufling sagt gar nichts, während ein Chor mit Orchester in feierlichen Melodien singt: „Ich widersage.“ Der Vergleich bezieht sich auf das von einem Chor gesungene Meßcredo: „Die Funktion, daß die Gemeinde selbst den Glauben vor Gott bekennt, läßt sich durch keine noch so schöne und kulturell hochstehende Handlung ersetzen“ (S. 22).

Klemens Tilmann geht in seiner Arbeit besonders auch auf die Bedeutung ein, welche „*Mediator Dei*“ in der pastoralliturgischen Linie der Entwicklung hat. Als Ursachen für die bestehenden Schwierigkeiten, die das weitere Vorschreiten der liturgischen Erneuerung bisher gehemmt haben, gibt er an: Unklarheit, Unsicherheit, schlechte Erfahrungen, Mangel an Führung und Hilfe bei den Seelsorgern. Er versucht sodann Lösungen aufzuzeigen. Der Anwendung des Axioms: „*Participatio fit per modum participantis*“ kann man angesichts der bestehenden Situation wohl nur eine relative Gültigkeit zugestehen. — Ein kurzes Wort noch zum Kapitel über das sogenannte deutsche Hochamt: Nehmen wir zum Beispiel heraus: das Sanctus. Es ist sprachlich und musikalisch die (vom Inhalt geforderte) notwendige Fortsetzung und Beendigung der im feierlichen lateinischen Choral gesungenen Präfation. Die Einleitung zur Präfation hat das Volk sogar in der gleichen Sprache und Melodie wie der Priester gesungen, die Krönung und der Abschluß des Ganzen aber soll dann aus dem harmonischen Gefüge herausgebrochen werden! Als Notlösung: ja, als anzustrebenden Idealzustand: nein.

Dies nur einige Überlegungen zur interessanten Schrift Tilmanns, die wir sehr empfehlen möchten.

Gregorianischer Choral im Nordwestdeutschen Rundfunk

Eine sehr instruktive Hörfolge gregorianischer Gesänge mit erläuternden Worten von Dr. Franz Tack übertrug kürzlich der Nordwestdeutsche Rundfunk. Die kurze Einführung wußte den gregorianischen Choral als historisches und in der Liturgie gleichzeitig als lebendiges Kunstwerk zu vermitteln. Trefflich gewählte und stilrein von der Choralschule der staatlichen Hochschule für Musik vollendet vorgetragene Beispiele ließen die Eigenart der wortgezeugten und der auf dem Melodienmodell nach musikalischen Gesetzmäßigkeiten gestalteten weitgeschwungenen Melodien deutlich werden. Die verschiedenen Stilformen und ihre Bindung an die Liturgie erläuterte die mannigfache Komposition des „Justus ut palma“ in verschiedenen, dem liturgischen Ort entsprechenden Formen. In den beiden kurzen Sendungen konnte ein tiefer Einblick in das Wesen der gregorianischen Kunst vermittelt werden.

Was eine heidnische Zeitung über die Messe denkt

Vom 29. Mai bis zum 12. Juni 1949 fanden in ganz Japan Feierlichkeiten zur Erinnerung an die Ankunft des hl. Franz Xaver vor 400 Jahren statt. Sie fanden ihren Höhepunkt in einem Pontifikalamt, das S. E. Kardinal Norman Gilroy, Erzbischof von Sydney, als Päpstlicher Legat am 12. Juni im Meji-Stadion von Tokio vor 30.000 japanischen Katholiken zelebrierte. Die heidnische Zeitung „Nippon Times“ widmete in ihrer Ausgabe vom 13. Juni der genauen Beschreibung des Pontifikalgottesdienstes mehrere Spalten. Sie bezeichnet darin die hl. Messe als das „Juwel des Katholizismus“. Der Reporter schreibt, das ergreifendste Erlebnis sei für ihn gewesen, wie 5000 Gläubige zur hl. Kommunion schritten, die vom Kardinal und von 11 Priestern während zwanzig Minuten ausgeteilt wurde.

Eine liturgische Ausstellung in England

Die Enzyklika „Mediator Dei“ fordert dazu auf, „die in der Liturgie geborgenen Schätze der Frömmigkeit durch entsprechende Predigten, vor allem durch Konferenzen und eigens zu festgesetzten Zeiten durchgeführte Tagungen, Studienwochen u. a. m.“ dem Volke zugänglich zu machen. Die englische Diözese Leeds (York) ist diesem Wunsche mit ihrer „Mediator-Dei“-Ausstellung in origineller Weise nachgekommen.

Die liturgische Schau wurde vom Diözesankomitee der Bewegung „Schwert des Geistes“ und von den katholischen Ortsvereinen organisiert und fand vom 14. bis zum 22. Mai in der St. Patricks Hall in Leeds statt.

Im Zentrum der Ausstellung stand ein Altar, wo verschiedene Geistliche den Besuchern das gottesdienstliche Geschehen zeigten und erläuterten. 14 um den Altar herum gruppierte Stände, je zu einem Paar geordnet, veranschaulichten den kirchlichen Jahreszyklus und in organischer Verbindung damit die heiligen Sakramente und einige grundlegende dogmatische Wahrheiten. Die ersten beiden Stände boten eine Darstellung des Adventes, des Ehesakramentes und der Schöpfungsgeschichte. Es folgten die Weihnachtszeit, zusammen mit Bildern über die Inkarnation und die Gottesmutter, das Epiphaniiefest mit dem Taufsakrament und einer Würdigung der auswärtigen Missionen, die Fastenzeit mit dem Bußsakrament und den Werken der christlichen Caritas, Ostern mit dem Altar- und Wehesakrament, Pfingsten mit der Firmung und mit einer Darstellung der Kirche als Mystischer Leib Christi und schließlich die Nachpfingstzeit mit den Sterbesakramenten und den letzten Dingen.

Um zu veranschaulichen, daß die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres und die heiligen Sakramente im Mysterium des eucharistischen Opfers gründen, waren die verschiedenen Stände mit Fahnenbändern in den entsprechenden liturgischen Farben mit dem Altar verbunden, über dem sie einen Baldachin bildeten.

Neben diesen eigentlich liturgischen Gegenständen gelangten auch noch die auswärtigen Missionen, die katholische Presse und die Geschichte der Kirche von Leeds in eigenen Ständen zur Darstellung.

Am Eröffnungstage erklärte Monsignore H. J. Poskitt, Bischof von Leeds, die Ausstellung bilde eine gute Illustration zur Enzyklika „Mediator Dei“ und er hoffe, recht viele Katholiken und Nichtkatholiken möchten durch sie Zugang zur katholischen Liturgie und zum katholischen Glaubensleben überhaupt finden.

Die Organisatoren planen nun, die „Mediator-Dei“-Schau als „fliegende“ Ausstellung in ganz England zu zeigen. Leeds dürfte darüber hinaus auch dem Kontinent einen Weg zur Popularisierung der Liturgie gezeigt haben.

W. Heim, S.M.B.

BÜCHER UND SCHRIFTEN

Ausführlichere Besprechungen folgen in der nächsten Nummer

Aus dem Büchereinlauf:

SEELSORGER-VERLAG IM VERLAG HERDER, WIEN: Die Heilige Schrift und das Beten des Christen. Von Gustav E. Closen, 1949, 32 S., br., S 2.60. — Die Neuheit des Christentums. Ein Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Johannes Kosnetter, 1949, 40 S., br. S 4.—

VERLAG FELIZIAN RAUCH, INNSBRUCK: Mein Ideal: Jesus, Mariens Sohn. Nach der Lehre des P. Chaminade von P. Dr. theol. E. Neubert S.M. 5. verm. Auflage, 1949, 186 S., geb., S 10.50. — Der unvergleichlich schöne Rosenkranz wie Maria ihn selbst gebetet wünscht. Von P. Alois Bogsrucker S.J., 40 S., br., S 1.20.

KATHOLISCHE SCHRIFTENMISSION, LINZ: Frohe Botschaft an die Menschen von heute. Pfingsten bis Advent. Von Karl Loven. 64 S., br., S 1.60. — Herr, da bin ich! Unser Ministrantenbüchlein, 2. Aufl., S 1.60. — Die Welt Gottes. 2. Teil: Gott unter uns. Von Dr. Peter Eder. S 1.70.

Das Herz des Erlösers. Von Dr. Rudolf Graber. Marianischer Verlag, Innsbruck, 1949, 184 S., kart., S 15.—. — Im ersten Teil gibt der Verfasser einen kurzen Aufriß der Geschichte der Herz-Jesu-Verehrung und entwickelt eine tiefe theologische Deutung. Der zweite Teil führt in kurzen Erwägungen über die einzelnen Anrufungen in den reichen Inhalt der Herz-Jesu-Litanei ein.

MICHAEL SEIDLMAYER

Das Mittelalter

Umriss und Ergebnisse des Zeitalters
Unser Erbe

108 Seiten. Kart. DM 2.20. Gebd. DM 2.80

Der Würzburger Historiker spürt den Kräften nach, die teils sich harmonisch verbindend, teils feindlich aufeinanderprallend die mittelalterlichen Jahrhunderte gestaltet haben. Selbst ergriffen von der gewaltigen Erscheinung des Gewesenen, fragt er nach dem, was davon geblieben ist und wie es in unsere eigene Zeit hinein weiterwirkt.

ARTUR MICHAEL LANDGRAF

Einführung in die Geschichte der theologischen Literatur der Frühcholastik

144 Seiten. Kart. DM 6.—

Die Zeit Anselms von Canterbury, Bernhards, Abälards hat hohe dogmengeschichtliche Bedeutung. Landgraf bietet auf knappen Raum eine Einführung in das geistige Kräftefeld dieses Zeitalters, in der er die bisherigen, größtenteils über ein Jahrzehnt zurückliegenden Darstellungen zusammengefaßt und, gestützt auf seine überragende Kenntnis des in den Bibliotheken Europas ruhenden handschriftlichen Materials, überholt.

DIE REGENSBURGER LITURGISCHEN AUSGABEN

das Ergebnis jahrzehntelanger reicher Erfahrung, stellen auch die verwöhntesten Ansprüche restlos zufrieden.

Altarmissale - Breviere - Psalterium

sind jetzt wieder in den bekannten guten Original-Ledereinbänden mit Goldschnitt lieferbar.

Bestellungen nur durch den Buchhandel.

Verlag Friedrich Pustet Regensburg

NEUE BÜCHER:

DOM BERNARD CAPELLE O.S.B.
Abt von Mont César, Löwen

Um das Wesensverständnis der Messe

Autorisierte Übertragung aus dem Französischen
von Dr. Hans Krömler

Herausgegeben vom Institutum Liturgicum, Salzburg
ca. 64 Seiten, zweifarbiger Kartoneinband S 9.—

Dom Capelle, der große Vorkämpfer der liturgischen Erneuerung, hat in diesen Kapiteln über die heilige Messe nicht nur mit dem Geist des Forschers, sondern auch mit dem glühenden Herzen des religiös ergriffenen Menschen den Blick in neue Tiefen des „Mysterium fidei“ erschlossen. Er spricht nicht in Begriffen trockener Schulweisheit; was er sagt, ist Verkündigung im edelsten Sinne des Wortes. Die Schrift ist für das theologische Studium, für die Betrachtung und für die praktische Seelsorge in gleicher Weise hochbedeutsam.

Universitätsprofessor
DR. P. ILDEFONS BETSCHART O.S.B.

Weg zur Verinnerlichung

Anleitung zu einer täglichen Kurzbetrachtung

32 Seiten, mit einer Abbildung. In Geschenkausstattung S 3.60

Eine der größten Gefahren, die dem modernen Menschen auf seinem Wege drohen, ist das Ausgeliefertsein an die Vielfalt wechselnder Eindrücke: die Veräußerlichung. Hier aber wird ein wirksamer Weg gezeigt, auf dem auch der Christ unserer Zeit zu innerlichem Menschentum gelangen kann; Die regelmäßig geübte, froh machende Kurzbetrachtung! Jeder kann diesen Weg beschreiten, auch der einfache, und in den Rhythmus des modernen Lebens eingespannte Mensch.

A. KOLBINGER

In zwei Welten

Ein Leben verborgener Größe

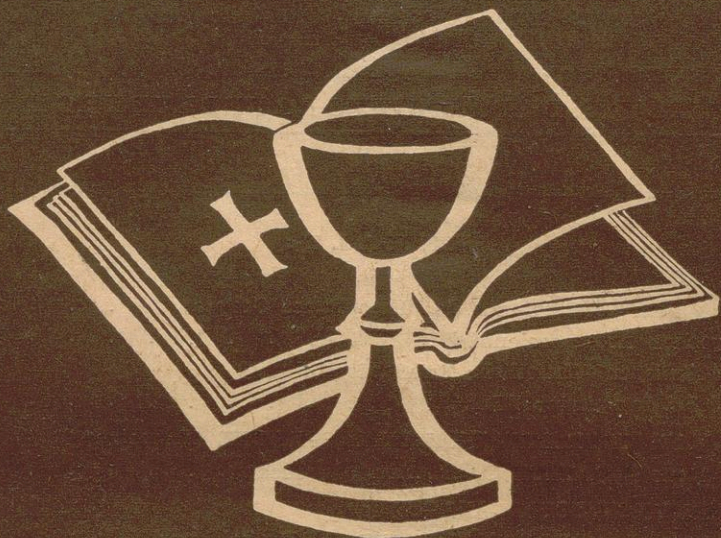
100 Seiten, 1 vierfarbiges und 4 einfarbige Bilder

Hln. S 18.—, kart. S 14.—

Völlig unbemerkt von der großen Welt leben auch heute Menschen unter uns, deren innere Größe hoch hinausragt über alles das, was oft so viel Lärm von sich macht. Das Opferleben einer solchen Frau wird in diesem Buch gezeichnet. Wer den Band zur Hand nehmen will, muß freilich eine Voraussetzung mitbringen: den Glauben an jene „zweite Welt“, die dem begnadeten Menschen unsere Erde zu einem dunklen Durchgangslande macht, in das von Drüben das Morgenrot der ewigen Verheißung leuchtet. Allen, die dahin auf dem Wege sind, wird dieses Buch eine tröstliche Gewißheit, ein mächtiger Antrieb sein.



VERLAG RUPERTUSWERK - ST. PETER / SALZBURG



HEILIGER DIENST

WERKBLÄTTER
HERAUSGEGEBEN VOM
LITURGISCHEN INSTITUT
ERZABTEI ST. PETER, SALZBURG

III, FOLGE 9/10

JAHRGANG 1949

HEILIGER DIENST

Werkblätter, herausgegeben vom

LITURGISCHEN INSTITUT / ERZABTEI ST. PETER, SALZBURG

SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ADALBERO RAFFELSBERGER O.S.B.

Folge 9/10

1949

INHALT:

EWIGES LICHT

- Aus einem Totenhymnus des Theophanes Graptos 131
Barockes Armenseelenbild 132/133
Ein Anliegen (Christliche Friedhofsgestaltung)
Von Dr. Ing. Anton FRISCH 132

LATEINISCHE ODER DEUTSCHE KULTSPRACHE (Fortsetzung)

- Dr. Benedikt REETZ O.S.B., Abt von Seckau 135

ZUR ÖSTERREICHISCHEN ARBEIT

- Dr. P. Adalbero RAFFELSBERGER O.S.B., Salzburg 141

DAS BILD GOTTES NACH DEM ZEUGNIS DER LITURGIE

- Univ.-Doz. Dr. Fritz LEIST, München 145

WERKRAUM

- Nachmittagsgottesdienste. Von Kaplan Alfons FISCHER, Freiburg/Br. 149
Bewegungsgestaltung in Kult und Kunst
Von A. C. KUTSCHERA, Wien 154

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN 158

Der „Heilige Dienst“ erscheint bis auf weiteres in zweimonatlichen Doppelnummern. — Preis: Halbjahr S 7.—, Ganzjahr S 13.80, Porto und Postbuchungsgebühr pro Jahr S 1.20, Einzelnummer S 2.50.

Postsparkassenkonto: Wien Nr. 192.271

VERLAG RUPERTUSWERK DER ERZABTEI ST. PETER
SALZBURG I, POSTFACH NR. 113 — TELEPHON NR. 1001
DRUCK: SALZBURGER DRUCKEREI UND VERLAG, BERGSTRASSE NR. 12

DR. P. ILDEFONS BETSCHART O.S.B.

EIN WEG ZUR VERINNERLICHUNG

Anleitung zu einer täglichen Kurzbetrachtung

32 Seiten, mit einer Abbildung, Geschenkausstattung S 3.60

Hier wird ein wirksamer Weg gezeigt, auf dem auch der in den Rhythmus des modernen Lebens eingespannte Christ unserer Zeit zu einem innerlichen Menschentum gelangen kann.

VERLAG RUPERTUSWERK - ST. PETER SALZBURG

Ewiges Licht

Nimm die Rechte deiner Diener
Und führe sie den Weg zu ewigem Leben,
Christus,
Zur Schau deiner Herrlichkeit,
Die Zeugen der Wahrheit im Siegeskranz!

Du hast den Mörder getötet
Durch deinen lebenspendenden Tod,
Der du den Toten das Leben einhauchst,
Spende des Lebens:
Christus, Gott!
Erquicke jetzt auch deine treuen Diener,
Die du zu dir genommen.

*

In deines Angesichtes Glanz,
Christus,
Laß, Barmherziger, wohnen die Dahin-
geschiedenen!
Laß an belaubtem Ort sie wohnen,
An den Wassern deiner reinen Gotteswonne,
Im ersehnten Schoße unseres Vaters
Abraham;
Wo dein Licht aufleuchtet
Und die Quellen deiner Güte strömen -
Wo im Reigen Engel tanzen um deinen
Thron
Und die Völker der Heiligen voll Jubel dir
dienen.

Theophanes Graptos († 845)

DIE VERSE

aus dem Totenhymnus des Theophanus Graptos enthüllen wunderbar die Herrlichkeit ewigen Lebens. Dieser heilige Gesang ruft den Kyrios Christos, er möge seine heimgegangenen Knechte teilhaben lassen am Glanze seiner göttlichen Seligkeit. In strahlendem Lichte ist dieser Glanz gemalt, in Bildern, die auch die ganze natürliche Welt und das Leibliche des Menschen zur Verklärung der Erlösung heimholen. Wieviel lebendiger würde das christliche Leben in unserer Zeit, wenn diese Schau auf die christliche Vollendung wieder stärker aus dem überlieferten Glaubensbewußtsein der Kirche ins Leben hineinwachsen und das Stehenbleiben bei verschwommenem „religiösen Trost“ überwinden würde!

DAS BAROCKE BILD

aber führt uns wieder in eine andere Welt. Man mag zu den religiösen Ausdrucksformen des Barock stehen wie man will und sehr wohl berechnete Reserven aufrecht halten. Die Prägung, mit der auf einem so schlichten Bild einer Tür den Ein- und Austretenden unablässig vor Augen schlichtes Bild einer Tür den Ein- und Austretenden unablässig die Wirklichkeit der „leidenden Kirche“ vor Augen geführt wird, ist als Ausdruck des vollen Credo gesehen, vorbildlich. — Ein Bild — ein Ruf auch an unser Christengeschlecht, die Wirklichkeit, die es kündigt, ganz zu nehmen:

Memento — Miserere — Cave

*

EIN ANLIEGEN (Christliche Friedhofsgestaltung)

Jedes Jahr strömen ungezählte Tausende am Gedächtnistag der Toten auf unsere Friedhöfe in Stadt und Land. Eine unbezwingbare Hoffnung, die gewiß so alt ist wie die Menschheit selbst, versammelt Lebende und Tote. Ebenso alt ist der Gestaltungswille des Menschen, die Begräbnisstätte oder das Totenhaus im Sinne seiner Hoffnung und seines Glaubens zu formen. Das bezeugen die Denkmäler aus der prähistorischen Zeit in ihrer oft überdimensionalen und unfaßbaren Größe, die später ihre klassische Vollendung wie das Höhlengrab im Schatzhaus des Atreus, der Mastabasform der Ägypter, den Pyramiden von Gizeh usw. fanden. Auffallend ist der Totenkult bei den Völkern des Orients. Viel von diesem Totenkult war im Alttestamentlichen Volk den anderen orientalischen Völkern gleich, und wer aufmerksam die Schriften des Alten und Neuen Testaments liest, wird diese inneren Zusammenhänge bestätigt finden. Er wird vielleicht die ganze Verfassung der Jünger und Frauen unseres Herrn in den Ostertagen verstehen, wie auch erst die Handlung der Feinde des Herrn ihre geschichtliche Begründung dadurch erhält.

Uns Christen wird darum das leere Grab unseres Herrn nicht nur als Symbol der Auferstehung gelten, es ist für uns immer wieder in der Gestaltung unserer Gräber ein Vorbild.

Aus altchristlicher Zeit sind uns die Katakomben als älteste Denkmäler erhalten geblieben. Sie sind von den Christen nicht als etwas Neues geschaffen worden, sondern man hat diese Bestattungsform von Juden und Römern übernommen. Die an den Gängen der Katakomben liegenden Gräber sind in Nischen aufgestellte Sarkophage oder größere gewölbte Wandnischen (Arcosolium), deren Boden als Grab ausgebildet wurde, mit waagrecht aufgelegter Verschlussplatte oder länglich-viereckigen Nischen, Loculigräbern oder Senkgräbern im Boden. Sie alle sind dem Grab des Herrn irgendwie nach-



Dieses Bild füllt die obere Hälfte einer Klausurtür zu St. Peter in Salzburg. Die untere Hälfte der Tür ist mit dem Wappen des Abtes Placidus von St. Peter (1706) geschmückt. Obwohl die Arbeit des Malers keinen Anspruch auf eine besonders künstlerische Leistung machen kann, ist doch die Art der Darstellung von besonderem Interesse.

gebildet. Nicht Trauer umfängt einen in diesen unterirdischen Gängen, sondern aufrechte Zuversicht erfaßt die Seele, wie sich dies in den Anfängen der christlichen Kunst in voller Glaubensfreude auch im antiken Gewande ausdrückt. Dieses Glücksempfinden, in Gottes Nähe zu sein und diese Ewigkeitshoffnung erfüllt einen besonders, wenn man im Grabmal der Galla Placidia zu Ravenna, im mystischen Goldglanz des Lichtes, wiedergespiegelt durch die azurblauen Mosaiken, steht. Im gleichen Geiste der Frohbotschaft sind die Grabmäler als Denkmal des Todes und der Auferstehung in den nachfolgenden Stilepochen der Romanik, insbesondere mit ihren Krypten und Karnern, von denen wir in Österreich bedeutende Denkmäler besitzen, der Gotik, der Renaissance usw. gestaltet.

Hat sich der Zeitgeist in besonderen Auffassungen immer eigens ausgeprägt, so blieb doch die Gemeinschaft in sich so stark, daß die individuelle Grab- und Denkmalsgestaltung sich nicht zu individualistischen Übertreibungen hinreißen ließ. Die Gemeinschaft war zu sehr im gemeinsamen Glauben, im gemeinsamen Hoffen und der allumfassenden Liebe unseres Herrn gebunden. Diesem Dreiklang entsprechend umfaßte das denkmalhafte Schaffen des Menschen die Bauten für das Wohnen als Ausdruck des lebendigen Seins, das Gotteshaus als Symbol des ewigen Jerusalems und den Friedhof als Ewigkeitshoffnung. Es ist natürlich, daß besonders der Friedhof eingebaut in die Gemeinschaft dieses geistigen Kosmos ganz im Sinne des Glaubens angelegt und gestaltet wurde, wie z. B. die Grabrichtung nach Osten, die aufgestellten Zeichen mit ihren Symbolen der Frohbotschaft usw. Erst der materialistischen Zeit blieb es vorbehalten, diese Gemeinschaft der Lebenden und Toten zu zerstören. Durch die übertriebenen hygienischen Forderungen entstanden die modernen Gräberfelder der Kommunalfriedhöfe. Sie sind fernab unserer lebendigen Gemeinschaft mehr oder weniger gut angelegte Totenparks mit chaotischen Grabdenkmälern, die sich mit den Problemen der Zeit vergleichen lassen. Wenn auch das Kreuz in überwiegender Zahl auf den Gräbern als Zeichen auftritt, so drückt es nicht mehr die wahre christliche Gesinnung aus, das Künden der Frohbotschaft vom ewigen Leben, es wurde vielmehr zum Zeichen der Trauer, des Schmerzes um den von uns Gegangenen, man möchte fast sagen der Hoffnungslosigkeit. Nicht die altchristlichen Katakomben erwecken Grauen, sondern diese modernen Massengräberfelder mit ihrer Hoffnungslosigkeit und chaotischen Gestaltung. Wir fühlen auf Grund unserer Betrachtung wie inneres Erleben und äußere Ausdrucksform zusammenhängt. Viehe bemühen sich, wieder Ordnung zu schaffen, leider aber meist nur aus dem Bedürfnis dem ästhetischen Empfinden zur Genugtuung zu verhelfen, nicht aber aus dem Wollen heraus, die Ordnung aus der Mitte, dem christlichen Gottesglauben, zu gestalten. Hier ist uns eine große Aufgabe gestellt.

Dr. Ing. Anton Frisch

An unsere Lesergemeinde!

Halten Sie der Zeitschrift weiterhin die Treue, damit sie trotz der schweren Verhältnisse ihre Aufgabe gut und immer besser erfüllen kann!

Werben Sie wenigstens einen neuen Bezieher für sie!

Denken Sie bitte rechtzeitig an die Begleichung etwa noch rückständiger Bezugsgebühren. Nur so können wir die ungewöhnlich niedrigen Abonnementspreise weiterhin aufrecht erhalten!

LATEINISCHE ODER DEUTSCHE KULTSPRACHE

(Fortsetzung)

V. LATEIN ALS SYMBOL DER EINEN KIRCHE

Theodor Kampmann schreibt 1940 im Hochland (Mai 1940, S. 332): „Sehe ich recht, so hat einer unbefangenen Diskussion dieser Frage bislang vor allem die schiefe Vorstellung vom sakralen Charakter des Latein im Wege gestanden, sowie die nicht minder abwegige Vorstellung von der durch diese Sprache gesicherten Universalität und Einheit der Kirche.“

Zu diesem Satz des von mir sehr geschätzten Verfassers ist doch einiges zu sagen. Schief ist eine Vorstellung vom sakralen Charakter des Lateinischen nur dann, wenn einer behauptet, dem Latein käme von Natur aus diese Sakralität zu. Hier muß ich aber doch fragen, wo findet sich jemand, der diese Auffassung vertritt? Im Gang der historischen Entwicklung ist das Latein von der Kirche zur sakralen Sprache erhoben worden und durch den zweitausendjährigen Gebrauch tatsächlich zu einer heiligen Sprache geworden. Das Griechische und andere liturgische Sprachen, die tatsächlich Verwendung finden, sind ebenso sakrale Sprachen, und auch die deutsche Sprache ist sakral zu nennen, wenn sie in der Predigt, oder in den Kirchenliedern, oder in sonstigen liturgischen oder außerliturgischen Feiern innerhalb des Kirchenraumes an unser Ohr klingt. Und dennoch müssen wir einen Unterschied machen zwischen der geheiligten, sakralen, liturgischen, lateinischen Sprache unserer Mutter, der heiligen Kirche, und jener Sprache, die wir im Alltag sprechen.

Gewiß ist die Vorstellung abwegig, daß die lateinische Sprache die Universalität und Einheit der Kirche „sichere“. Die Kirche hat ein ganz anderes Prinzip der Universalität und Einheit als das Band der Sprache, und das ist der Heilige Geist Christi. Durch ihn wäre die Einheit der Kirche gesichert, auch wenn jedes Volk in seiner eigenen Sprache die Liturgie feiern würde. Daß aber die lateinische Kultsprache zu einem äußeren Zeichen der Universalität und Einheit geworden ist, ja mehr noch, daß der Heilige Geist diese Sprache benützt, um die Einheit in Glaube, Opfer und Sakrament darzustellen, wer möchte das leugnen?

Die lateinische Liturgie mit der lateinischen Sprache hat sich — mit ganz geringen Ausnahmen — in der katholischen Kirche so durchgesetzt, daß sie im wahren Sinn die eigentliche Sprache der Kirche ist. Sie wurde per viam facti zum Symbol der Einheit dieser Kirche, zum sichtbaren und hörbaren Ausdruck dieser Einheit. „Seid eifrig darauf bedacht, die Einheit des Geistes zu erhalten durch das Band des Friedens. Es ist nur ein Leib und ein Geist, wie ihr ja auch, als ihr berufen wurdet, zu einer Hoffnung berufen wurdet. Es ist auch nur ein Herr, ein Glaube, ein Gott und Vater aller, der über allem und durch alle und in allen wirkt“ (Eph 4, 3—6). Hier möchte man doch gern beifügen, es ist nur eine Liturgie und eine Sprache.

Gerade in der Sprache schafft sich die geistige Einheit eines Volkes ihren stärksten Ausdruck. Die Literatur und die Presse und die lebendige Sprache prägen den Geist eines Volkes und sind Ausdruck dieses Geistes.

Soll es in der Kirche nicht ähnlich sein. Die lateinische Sprache vor allem ist der Ausdruck des einen Glaubens. Die Gebete in lateinischer Sprache bilden eine einheitliche Art des Betens heraus. Hier hat denn auch der Ausdruck Hegels vom objektiven und objektivierten Geiste seine Berechtigung.

Kommt ein deutscher Katholik nach Frankreich oder England, nach Nord- oder Südamerika, nach China oder Japan und betritt eine katholische Kirche, um die Meßliturgie mitzufeiern, dann fühlt er sich nicht mehr als Fremder, wenn ihm plötzlich das Dominus vobiscum zugerufen wird, das ihm so vertraut ist und das er ganz genau versteht. Dann geht ihm auf einmal der Sinn und Wert der lateinischen Sprache auf, die Ausdruck seines Glaubens und Betens ist, die ihm die Gnade des Herrn vermittelt, die eine Brücke schlägt zwischen ihm und den Eingeborenen des Landes, eine Brücke, die tragfähiger ist als selbst die Bande des Blutes, weil sie eben die Menschen im letzten Wesenskern mit Gott und dadurch untereinander verbindet. Das spüren wir heute noch viel mehr, da die Völker Europas auf einer Völkerwanderung begriffen sind.

In der Stadt Lemberg gibt es Katholiken mit lateinischem, griechischem und ruthenischem Ritus. Jede Gruppe hat ihren eigenen Bischof, so daß wir in Lemberg tatsächlich drei katholische Bischöfe haben. So wie hier ist es in vielen Städten des Balkans, in denen sich Katholiken der verschiedensten Riten befinden. Die einen wollen mit den anderen nicht viel zu tun haben, jeder bleibt bei seinem Ritus. Die Umgangssprache dürfte bei vielen die gleiche sein, aber in der Kirche treffen sie sich nicht, weil da eine andere Sprache gesprochen wird. Wie wunderbar ist es dagegen in einer Weltstadt, wenn Engländer, Franzosen, Deutsche, Italiener, Portugiesen, Spanier, Chinesen, Malaien, sich in einer Kirche, in einem Ritus, in einer Sprache als Ausdruck ihres gemeinsamen Glaubens, Betens, Opfern, zusammenfinden. Vor der Kirchentüre verstehen sie sich nicht, aber in der Kirche fallen die Schranken der Sprache, der Stämme, des Blutes. Gerade bei einem solchen Erlebnis fühlt man den Pulsschlag der „Katholike“, die die Völker über alle Grenzen der Rassen, der Staaten, der Kulturen, der Bildung, der Sprachen verbindet. Dadurch entsteht kein Völkerchaos, denn Eigenart der Sprache, der Kultur, der Rasse bleiben unbedingt gewahrt. Es wird immer von neuem zur Wirklichkeit, was am ersten Pfingsten geschah: „Wie kommt es“, so riefen die herbeigeeilten Scharen, „daß jeder von uns sie in seiner Muttersprache reden hört?“ (Apg 2, 8). Das Pfingstereignis ist das Gegenstück zur babylonischen Sprachenverwirrung, wenigstens bei der Feier der Eucharistie und der ganzen Liturgie. Durch die Einheit der Sprache ist die Sprachenverwirrung aufgehoben.

Es gibt, wie gesagt, kaum ein stärkeres Symbol für die Einheit der katholischen Kirche, als ihre lateinische Kultsprache. Weil diese Sprache von keinem Volk der Erde gesprochen wird, ist sie kaum Veränderungen unterworfen und spricht deshalb den Glauben der ersten Jahrhunderte des Christentums ganz unverfälscht mit den Worten der damaligen Zeit aus. Die *lex orandi* und die *lex credendi* fallen in eins zusammen. Veränderungen in der Sprache bedingen nur zu häufig auch Neuerungen und Fälschungen des Glaubensgeistes. Und umgekehrt, falsche und neue Glaubensauffassungen suchen auch neuen Ausdruck.

Der Protestant Marheineke äußert sich in diesem Sinne wie folgt: „Eine lebendige Sprache im Gottesdienst streitet mit der notwendigen Unveränderlichkeit desselben. Denn es kann nicht verhütet werden, je nachdem jene sich ändert, ausbildet und verbindet, auch die Liturgie jedesmal eine andere Gestalt annehme. . . . Ungeziemend wäre es nun im höchsten Grade, wenn auch die Sprache des Kultus dem Einfluß solcher Veränderungen ausgesetzt wäre. Wenn man nach jedem halben Jahrhundert die Sprache des Gottesdienstes umschaffen müßte, weil sie unverstänlich, geschmacklos und lächerlich geworden sein würde in so veralteter Form“ (System des Katholizismus, 3. Bd., S. 393).

Gesetzt den Fall, wir schaffen heute eine deutsche Liturgie, die ganz gewiß die Sprache unserer Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts sprechen wird. Viele werden darüber aufjubeln und glauben, jetzt wird das ganze deutsche Volk wieder leichter katholisch und die Katholiken würden nun viel mehr Eifer zeigen. Ich zweifle nicht nur an diesem Erfolg, sondern ich weiß, daß er nicht eintreten wird. Aber eine Folge wird sich sicher einstellen. Nach vierzig, fünfzig oder sechzig Jahren, ja vielleicht noch früher, wird sich das deutsche Sprachgefühl geändert haben und wer weiß, ob die dann lebenden Deutschen nicht die von uns geschaffene Liturgie verlachen und wieder etwas Neues haben wollen. Es seien hier die Worte zitiert, die Anton Josef Binterim im Jahre 1838 schrieb: „Man will hier nicht noch besonders in Erwähnung bringen, die mannigfaltigen Veränderungen und großen Verschiedenheiten, denen die Volkssprachen unterworfen sind. Man schlage nur die vor vierzig oder fünfzig Jahren gedruckten deutschen Bücher auf, welchen Abstand findet man nicht? Und jene vor hundert Jahren kann kaum der jetzige deutsche Magen verdauen. Selbst bei der jetzigen Stimmung der deutschen Völker würde es schwer halten, die Gebete so im allgemeinen zu eignen, daß die dem Hohen nicht zu niedrig und dem Niederen nicht zu hoch im Sinn und Ausdruck wären.“ (Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche, 4. Bd., 2. T., Mainz 1838, S. 116).

Alles in allem ist es besser, wenn wir bei der so wunderbaren und einzigartigen lateinischen Liturgie bleiben, an der nicht ein liturgisch bewegtes Jahrzehnt, sondern die ersten christlichen Jahrhunderte unter der Leitung des Heiligen Geistes gebaut haben. Es gibt andere Mittel und Wege, als die Schöpfung einer deutschen Liturgie, um sie dem Volke in all ihren Schätzen zu erschließen. Das Tridentinum macht eigens darauf aufmerksam, daß der Klerus immer wieder von neuem den einen oder anderen Teil der Liturgie erklären soll. Unser Glaube muß selbstverständlich in der modernen Volkssprache verkündet werden und das gleiche gilt von der Erschließung jener Schätze, die in der lateinischen Liturgie verborgen sind. In der Verkündigung des Wortes Gottes haben wir in der Sprache der Zeit zu reden. Vor hundert und zweihundert Jahren sprach und schrieb man anders als heute. Wir können in unseren Tagen nicht so reden wie Abraham a Sancta Clara gesprochen hat und wir würden sicher eine Liturgie in der Sprache dieses Volksredners ablehnen.

Wir empfinden doch alle das Wunderbare daran, daß die Quelle des Glaubens, aus der wir schöpfen, die lateinische Sprache der Bibel und der Liturgie, sich nicht ändern. Die Einheit der Glaubenslehre hat die Einheit

in der Sprache und in der Formulierung der Glaubenssätze hervor- gebracht. Durch die Einheit der Sprache und der Formulierung der Dogmen wird die Einheit der Lehren unseres Glaubens um so mehr gesichert. Diese Quelle ist und bleibt der lateinischen Sprache nach die gleiche für den Europäer, den Amerikaner, den Asiaten, den Afrikaner und Australier mit all ihren verschiedenen Sprachen. Jede Zeit kehrt zurück zur gleichen Quelle, aus der alle schöpfen. Eine Predigt Bertholds von Regensburg oder Gailers von Kaisersberg verglichen mit der Wort- verkündigung eines Abraham a Sancta Clara oder eines Kardinal Faul- haber bedeuten einen gewaltigen Unterschied. Die lateinische Liturgie und Bibel aber aus diesen verschiedenen Jahrhunderten ist immer ein und dieselbe, eine klar und lauter fließende Quelle.

Die Protestanten und die Altkatholiken haben die lateinische Liturgie beseitigt und dafür einen vollkommen deutschen Gottesdienst geschaffen. „Die Erfahrung lehrt, daß eine Sache beim Anfang zwar so lange sie neu ist, bei dem Volke eine Aufmerksamkeit und Anregung des Herzens erwecke; daß dieselbe aber, wenn sie oft in dem nämlichen Ton gehört wird, durch die Gewohnheit bei dem Volke ebenso geschwind verklinge und in Mißachtung ver falle. Man sieht nicht, daß unsere getrennten Brüder bei ihrer deutschen Liturgie einen Schritt weiter in der Gottes- furcht gegangen sind, vielmehr klagen alle über die Gehaltlosigkeit und den geringen Wert ihrer Liturgie und — was die Folge davon ist — über die Leerheit ihrer Tempel; während die katholische Kirche die alte Würde und den ehrfurchtgebietenden Charakter ihrer lateinischen Liturgie noch behauptet. Diese Reflektion vertreibt alle eiteln Raisonsnements, die die Gelehrten zwar mit der Schminke einer anziehenden Beredsamkeit auf dem Papier leicht entwerfen, aber nie in Ausübung bringen können. Die lateinische Sprache, schreibt Prof. Weber, ist ein Schleier, der die Geheim- nisse, die darunter liegen, dem Volke nur ehrwürdiger macht. Hätte ich daher eine Stimme im Rate derer, die sich vereinen, um das Reich Gottes auf Erden durch die deutsche Sprache bei unsrer Gottesverehrung zu vergrößern, so würde ich ihnen zurufen: lassen wir den Schleier an seiner Stelle und kommen wir denen, die Erbauung suchen, durch Unterricht zu Hülfe.“ (Binterim a. a. O., S. 114 f.)

VI. HINDERT DIE KULTSPRACHE DAS VERSTÄNDNIS

Wir wollen ausgehen vom Haupteinwand, der gegen eine fremd- sprachige Liturgie vorgebracht wird und der oben schon erwähnt worden ist: die lateinische Sprache wird als ein Hindernis zum Verständnis der christlichen Religion und ihres Gottesdienstes empfunden.

Als Antwort auf dieses Bedenken muß an dieser Stelle sehr eindeutig und klar hervorgehoben werden, daß es in der Liturgie primär nicht auf das Verständnis und die Erbauung, sondern auf die *actio Christi*, auf das Handeln seiner heiligen Kirche, nicht primär auf das *opus operantis*, sondern auf das *opus operatum*, auf das *Mysterium* ankommt. Natürlich ist die Verbindung des *opus operantis* mit dem *opus operatum* notwendig und auch anzustreben, was aber kein Hindernis dafür ist, daß der Schwer- punkt auf dem *opus operatum*, das heißt auf dem *Tun Christi* liegt.

Alles und jedes einzelne in der Liturgiefeier verstehen wollen, ist durchaus nicht notwendig, sondern worauf es vor allem ankommt, ist die Gesamthaltung der devotio, der Anbetung und Hingabe an den Herrn und dadurch die Verherrlichung Gottes. Erster Zweck des Gottesdienstes und der Sakramente ist nicht die Belehrung und Erbauung, sondern die Verherrlichung Gottes durch Christus. Alles und jedes in religiösen Dingen verstehen wollen, verrät doch viel menschlichen Stolz, vielleicht auch Rationalismus und jedenfalls viel Subjektivismus.

In der Vorrede zum St. Blasener Gesangbüchlein von 1733 lesen wir: „Es war zum Teil ein gerechter Wunsch der Herren Seelsorger, daß doch auf dem Lande an höheren Festtagen ein Amt oder Messe zu singen eingeführt werden möchte. Was nützt aber bei Bauersleuten ein lateinischer Gesang, wenn ihr Herz und Verstand unmöglich teilnehmen und mithin auch keine Erbauung und Andacht erhofft werden kann? Lasset demnach unser christliches Volk ehender in seiner Muttersprache dem Herrn Lieder singen; er wird solche mit Wohlgefallen anhören und seinen Segen desto reichlicher über uns ausschütten, je verständlicher wir zu seinem Lob Mund und Herz vereinigen.“ (S. Merkle, Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters S. 33 f — siehe auch Jahrbuch für Liturgiewissenschaft, herausgegeben von Dr. P. Odo Casel, Bd. 9, 1929. Anton L. Mayer: Liturgie, Aufklärung und Klassizismus S. 67 ff und besonders S. 117 ff: Die Tendenz zu Verständnis und Erbauung usw.). Zweck der deutschen liturgischen Sprache soll nach dieser Auffassung also vor allem Erbauung und Andacht sein. Alles soll man verstehen, jedes Gebet nach seinem Inhalt rational erfassen. Als ob das die Hauptsache wäre? Die Liturgie ist ihrem Wesen nach nicht Wort und Lehre, sondern die Opfertat Christi, die durch die Symbole beredter ist als jede Sprache. Der heilige Kardinal Bellarmin hebt das sehr schön hervor, indem er sagt: „Sacrificium magis in re quam in verbis consistit: Das Opfer besteht mehr in Sachen als in Worten.“ Natürlich erfordert die Opfertat notwendigerweise ein paar Worte, nämlich die Wandlungsworte; aber diese Worte sind nicht zur Belehrung der Hörenden da, sondern zur Konsekration der Materie wie bekannt. (Bellarmin, De sacrificium missae 1 b II c. C. 11, zitiert bei Abt Dr. Basilius Ebel: Zum Problem der Kultsprache, S. 11.)

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß die heilige Liturgie in erster Linie zur Erbauung des Volkes da sei. Die Liturgie ist mittlerischer Kult, der Liturge ist in seiner Aktion nomine Christi als Mittler zwischen Gott und Volk tätig, ex hominibus assumptus, indem er Gott anbetet und versöhnt, dankt und bittet und für das Volk Gnaden vom Himmel herabfleht. Dann steht der opfernde Priester in heiliger Amtskleidung auch örtlich vom Volk getrennt auf dem erhöhten Altarraum mit geweihten Gewändern angetan; und so zieht auch die besondere, altherwürdige, dem alltäglichen Gebrauch entrückte Sprache gleichsam einen Schleier auf die hochheiligen Geheimnisse und verhüllt sie profanen Augen und Ohren. Sancte sanctis. Das heilige Meßopfer ist nicht Belehrung, wie sie die moralischen Josefner überall ausschließlich zu suchen scheinen. Der Altar ist nicht Kanzel noch Beichtstuhl, wenn auch nach den schönen Worten des Konzils von Trient die Liturgie des heiligen Opfers magnam eruditionem, viel Belehrendes enthält. Trotzdem will die Kirche, daß die Gläubigen über die heilige Liturgie möglichst vollständig unterwiesen werden und mit dem Inhalte

aller kirchlichen Gebete durchaus vertraut seien, durch Unterricht in Predigt und Katechese, durch Übersetzungen in die Landessprache und andere Mittel sollen die Priester sich bemühen, dem Volke das Verständnis zu ermöglichen, um die Beiwohnung des heiligen Opfers zu erleichtern. Ut orend plus medullis cosdis quam labiis vocis (St. Bonaventura) (Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, 2. Aufl., S. 666 f).

Es begegnet uns in der Liturgie sehr vieles, was nur Sache des Priesters ist und was die Gemeinde nur im allgemeinen und in großen Zügen, aber nicht in allen Einzelheiten zu wissen braucht. Der Canon und manches andere soll sogar ganz still gesprochen werden.

Um es noch einmal zu wiederholen, die Liturgie der Kirche hat als erstes nicht die Erbauung oder die persönliche Frömmigkeit des einzelnen im Auge, sie ist nicht primär Wort und Lehre, sondern die actio, das Tun Christi. Nun steht dieser Satz sehr allgemein da, hat aber doch schon eine Einschränkung erfahren, auf die wir besonderes Gewicht legen müssen. Gewiß ist die Liturgie ihrem Kern und Wesen nach die actio Christi und die Enzyklika Mediator Dei spricht das ganz wunderbar aus, wenn sie sagt, daß Christus in jedem liturgischen Tun gegenwärtig sei. (Quapropter in omni actione liturgica una cum ecclesia praesens adest divinus ejus Conditor; Herderausgabe, Seite 20.) Aber, so fragen wir uns, ist die Liturgie nur das, ist sie nicht auch Belehrung? Hat sie nicht manche Teile, wie z. B. Epistel und Evangelium und andere Lesungen, die es primär auf Belehrung abgesehen haben? Es ist immer gefährlich, einseitig zu werden und dann mit einem erstarrten Prinzip alle Fragen lösen zu wollen. Es bleibt dabei, die actio Christi, das Mysterium ist in der Liturgie der Kern und das Wesen, aber sie ist auch unser Tun, unser Anschluß an das Tun Christi. Und daher unterscheiden wir z. B. bei der Meßfeier die Vormesse und den Kernpunkt des Opfers, die eigentliche Opfermesse. Wir unterscheiden die Gebete, die Gesänge, den Lesegottesdienst durch Epistel und Evangelium, den wir auch Belehrungsgottesdienst nennen könnten, und die heilige Handlung. Letztere ist das eigentliche Mysterium, das immer in den Schleier der sakralen Sprache eingehüllt bleiben soll. Die Lesungen aber als Belehrung sind irgendwie in der Muttersprache an diejenigen heranzutragen, die nicht Latein können. Es kann dadurch geschehen, daß Epistel und Evangelium in beiden Sprachen vorgetragen werden, doch ist dadurch manchmal eine ziemliche Verlängerung des Gottesdienstes gegeben. Es kann aber auch dadurch geschehen, daß die Gläubigen den deutschen Text in der Hand haben, wie das in unseren Tagen allgemein durchgeführt wird. Damit ist der Zweck der Belehrung erreicht und zugleich bleibt der sakrale lateinische Text in seiner vollen Schönheit und in seinem eindringlichen gesanglichen Vortrag bestehen. In der sogenannten Betsingmesse und in vielen anderen Meßformen, die sich, wie die Belgier sagen, als Paraliturgie eingebürgert haben, liest der Lektor den Text der Epistel und des Evangeliums in der Volkssprache, während der Priester denselben Text still und für sich in der sakralen Sprache liest. Eine solche liturgische Feier ist immer nur Ersatz und man möchte sagen Schulungsmittel und Behelfsmittel. Die Kirche aber hat diese Form gestattet, denn sie weiß, daß eine solche Art der Meßfeier zur klassischen und vollendeten Liturgie des lateinischen Hochamtes hinführen kann.

(Schluß folgt)

Dr. Benedikt Reetz, Abt von Seckau

ZUR ÖSTERREICHISCHEN ARBEIT

Der Brief eines Laien, der uns kürzlich erreichte, möge heute Anlaß und Rahmen sein für die Erörterung einiger grundsätzlicher Fragen österreichischer liturgischer Arbeit. Wir geben dabei der Hoffnung Ausdruck, daß die Besprechung der Probleme, die wir herausgreifen, positiv aufgenommen werden und im gegenwärtigen Stadium der Entwicklung vielleicht die eine oder andere Frage klären hilft.

I. Um die Einheit der Formen

Der Brief:

„Fast in allen Einheitsbestrebungen das gleiche Schicksal beschieden. Nach behördlicher Vereinheitlichung gibt es mehr Einheiten als vorher, weil zu den gewordenen auch die behördlich angeordneten Normen gekommen sind; besonders dann, wenn von verschiedenen Behörden Verschiedenes verschieden vereinheitlicht wird.“

Unsere Antwort:

Der österreichische Gesamtepiskopat hat am 2. Februar 1948 die „Allgemeine Meßordnung für die volksliturgischen Meßfeiern in Österreich“ bestätigt, die auf Grund der Vorschläge der Fachleute und der Vertreter der einzelnen österreichischen Diözesen hier erarbeitet worden war. Die Bestätigung erfolgte nach den Worten des Bischöflichen Referenten „unter dem Gesichtspunkt, daß durch die vorliegenden Beschlüsse Willkür und Mißbrauch abgeriegelt werden, aber einer berechtigten Vielheit der Formen und den Bedürfnissen der einzelnen Diözesen Rechnung getragen werden soll“ (Anm. 5 zur Meßordnung). Damit ist also schon in der Grundanlage dieser Normen, dem Wunsche Rechnung getragen, den Sie in Ihrem Brief in die Worte kleiden: „Einheit und Mannigfaltigkeit bestehen zu Recht . . . Einheit im Wesentlichen, Mannigfaltigkeit im Unwesentlichen. Einheit im Ziel und Verschiedenheit auf dem Weg . . .“ Die Allgemeine Meßordnung ist daher, wie auch schon wiederholt gesagt wurde, ein Rahmengesetz, nicht schon eine Anweisung für die Praxis. Nur auf solche Weise kann überhaupt im gegenwärtigen Stadium der Entwicklung eine stärkere Einheit angebahnt und angestrebt werden. Es ist sehr interessant, festzustellen, wie stark die Wünsche zwischen völliger Freiheit und völliger Vereinheitlichung divergieren. Besonders im Klerus. Neben allen denen, die mit Dank die Hinordnung auf ein einheitliches Ziel freudig begrüßt haben, gibt es einerseits solche, die eine direkte Anweisung und Verpflichtung auf konkrete Feierformen möchten, also noch mehr Vereinheitlichung, andererseits wieder solche, die am liebsten alles „wachsen lassen“ möchten, also überhaupt keine Vereinheitlichung. In diesem Vielerlei der Meinungen war ohne Zweifel der von der Allgemeinen Meßordnung eingeschlagene Weg der einzig richtige; es bleibt dabei die Möglichkeit einer ständigen Kontrolle von der Erfahrung, der Entwicklung, der fortgeschrittenen Erkenntnis her immer offen. Eine gewaltsame Unterbindung der gesunden Entwicklung wäre ebenso schädlich, wie das Überhandnehmen eines planlosen Wildwuchses.

Manche Diözesen sind inzwischen dazu übergegangen, konkrete Durchführungsbestimmungen zur Allgemeinen Meßordnung zu geben. Daß

in solchen Bestimmungen der Ort ist, wo das Wort von den „verschiedenen Wegen zu einem Ziel“ Gestalt annimmt, liegt in der Natur der Sache. Solange dabei das weit genug gehaltene Rahmengesetz gewahrt bleibt, ist die von allen freiwillig übernommene Lenkung zur Einheit keineswegs gefährdet. Es wird sich nun bald Gelegenheit ergeben, die Berichte der einzelnen Diözesen über die verschiedenen Wege und Erfahrungen bei der Einführung der Allgemeinen Meßordnung im Rahmen der nächsten Konferenz der Liturgischen Kommission zu hören und zu verwerten.

II. Aktive Teilnahme des Volkes und Kultsprache

Der Brief:

Sie unterscheiden in Ihrem Brief zwischen „Hochform“ und „Stufenformen“. Es sei der Sinn aller Stufen, überwunden zu werden, d. h. in unserem Fall also, zur Hochform hinzuführen. Sie betrachten aber als Hochform nicht das, was nach der bisherigen Auffassung der Kirche (auch der jüngsten päpstlichen Rundschreiben) als Hochform gilt, sondern nehmen das lateinische Hochamt nur als „Vorbild für die Hochform“, indes Ihrer Meinung nach als eigentlich Hochform mit voller Teilnahme der Gläubigen nur ein Gottesdienst in der Muttersprache gelten könne. („Die fünf Teile des Ordinarius müssen immer vom Volk gesprochen oder gesungen werden, d. h. von allen, zu denen auch Schola oder Chor, sowie der Priester, wenn es ihn angeht, gehören. — Was natürlich nur in einem eingedeutschten oder besser deutschen Choral — lies Sprechgesang — möglich ist. Deutsch in Wort und Ton. Nur so ist ein inneres Teilhaben möglich“.)

Unsere Antwort:

Wir wollen hier nicht noch einmal auf alle die Fragen der Kultsprache eingehen, die ja an anderer Stelle der Zeitschrift schon ausführlich besprochen wurden und werden. Was aber den Rang und die aktive Teilnahme der Gläubigen am lateinischen Amt betrifft, müssen wir doch einige ganz grundsätzliche Bedenken anmelden. Mit Freude vermerken wir zunächst Ihre hohe Wertschätzung der Gregorianik an sich: „Choral ist die Weiterführung, Verdeutlichung des göttlichen Wortes. Das Wort ist hier das einzig Bestimmende. Jede andere Musik erhebt und überhebt sich bald. Choral dient.“

Den weiteren Schritt aber: „Also ist es nur die lateinische Sprache, die das lateinische Choralamt den Stufenformen zuweist“, diesen weiteren Schritt können wir nicht mitgehen. Hat man sich allen Ernstes gefragt, was am Ende einer Entwicklung stehen müßte, die das Latein womöglich vollständig ausschaltet, oder doch es bloß für die stillen Teile des Kanons noch gelten lassen will?

Wir machen uns hier ein Argument zu eigen, das von den Verfechtern einer fast ausschließlich deutschen Kultsprache selbst angewendet wird: das Argument nämlich, daß die Sprache nicht nur ein Verständigungsmittel, eine Verstehensbrücke aus logisch aufgebauten Sinngefügen ist, sondern viel mehr. Ich darf hier wohl auf die Ausführungen in Heft 11/12, 1948 (S. 168) unserer Zeitschrift verweisen. Die dort geäußerten Befürchtungen eines Verlustes an Substanz, an Wesentlichem, haben an Aktualität nichts eingebüßt und lassen sich auch durch sachlich ernst zu nehmende Bemühungen, wie sie aus dem vorliegenden Brief zweifellos hervorgehen, nicht entkräften. Fertige Lösungen, die allen

Wünschen entsprechen, vermag heute allerdings niemand vorzulegen. Wie sollte aber eine Einmütigkeit über die formalen Fragen erreicht werden, solange die Einmütigkeit über die Ziele fehlt? Es scheint, daß viel zu wenig die ungeheure Schwierigkeit ins Auge gefaßt wird, die sich aus der Tatsache ergibt, daß die einen als Ziel für ihr Arbeiten, für ihre Erziehung eine Liturgie ins Auge fassen, die im wesentlichen der Gestalt der überlieferten, gegenwärtigen Liturgie konform ist, während es andere gibt, die (zum Teil unausgesprochen) die Gestalt einer Liturgie anstreben, welche mit der überlieferten antiken Sprache auch den überlieferten religiösen Gehalt dem Urteil und Gericht des „modernen“ Christen zu überantworten wünschten. Hier geht es in der Tat um mehr als um eine Frage der Kultsprache, um mehr sogar als um das Ausmaß der „*actuosa participatio fidelium*“, es geht um die Erhaltung und Weitergabe jenes heiligen Erbes der *Traditio*, das wir überkommen haben und zwar in jener Tiefe, in der das Zeugnis der Liturgie Zeugnis des Glaubens ist. Wenn jemand von einer anderen als dieser tiefen Sicht die Bewahrung des Überlieferten verfechten würde, dann wäre er in der Tat Formalist!

Auf das innigste hängt, wie Sie selbst schreiben, mit der Frage der Kultsprache auch die Frage des Kultgesanges zusammen: Der „deutsche Choral“. Wir möchten hier auf einige Sätze hinweisen, die kürzlich Hubert von Lassaulx in „Musik und Altar“ zur Frage „Deutsche Gregorianik?“ schrieb: „Die Tagung des Gesamtvorstandes des Allgemeinen Cäcilienvereines in Luzern, September 1948, hat aus liturgischen und künstlerischen Gründen stärkste Bedenken gegen die Versuche erhoben, gregorianischen Melodien deutsche Texte zu unterlegen. Diese Bedenken sind berechtigt. Auch der Kommentar zur neuen evangelisch-lutherischen Kirchenagende I für Rheinland und Westfalen . . . (1949) lehnt es ab, gregorianischen Weisen mechanisch einen deutschen Text unterzulegen. — Man kann feststellen, daß syllabische Gesänge, denken wir an das Adventlied ‚Herr, send herab‘ oder in manchen Bistümern ‚Gott, heiliger Schöpfer aller Stern‘, nach der Weise des Hymnus ‚Creator alme siderum‘, sich zu einer Verdeutschung eignen. Dagegen sind Übertragungen bei melismatischen Gesängen mit notengetreuer Verwendung der gregorianischen Weisen künstlerisch untragbar. In diesem Punkte kann eine sogenannte deutsche Gregorianik nicht verantwortet werden. —“ Hubert von Lassaulx weist am Ende seiner Fragestellung auf die Möglichkeiten der Psalmvertonung aus den Meßgesängen hin und auf die Ansätze, die in Deutschland hiefür da sind. Im österreichischen Raum haben sich besonders die Brüder Kronsteiner seit einigen Jahren dieser vom volksliturgischen Standpunkt aus sehr bedeutsamen Aufgabe gewidmet. Durch die Herausgabe des neuen lateinischen Psalteriums ist nun diese ganze Frage insofern wieder in eine neue Phase getreten, als für Übersetzung und Vertonung von Propriengesängen zweifellos ganz erhebliche Schwierigkeiten daraus erwachsen, daß einerseits deutsche Normausgaben der neuen Psalmen den Gläubigen (namentlich den ein Offizium persolvierenden) in die Hand gegeben werden sollen, andererseits aber in den Proprien des Missale die überlieferte Fassung erhalten ist, mit der weitgehend die ganze Welt der gregorianischen Melodien steht und fällt. Obwohl man weiß, daß schon sehr viel zur Aufhellung und Überbrückung dieser großen Schwierigkeiten getan wird, kann man den-

noch vor jedem Versuch einer allzurassen Normierung von Übertragungen und Vertonungen solcher Art nur schwerste Bedenken erheben. Versuche werden notwendig sein, aber sie sollten aus den angegebenen Gründen dann eben eindeutig den Charakter eines Versuches haben. Damit hängt unsere letzte Frage zusammen:

III. Arbeit für den österreichischen Raum

Der Brief:

„Es bedarf noch vieler Arbeit, wenn es um eine Einheit und nicht um eine Einförmigkeit gehen soll. Nicht um eine solche, die dann an den Diözesangrenzen Halt macht. Auch nicht um eine solche, die an Inn und Salzach Halt macht! Dazu gehört nun auch eine einzige für den Gottesdienst zugelassene Übersetzung der heiligen Texte.“ — Sie schreiben dann noch, wie wünschenswert die Beteiligung an einem gesamtdeutschen Rituale (mit Diözesananhang) und einem „Allgemeinen deutschen Gottesdienstbuch“ sei.

Unsere Antwort:

Da Sie uns ausdrücklich die Erlaubnis gegeben haben, von Ihrem Schreiben auch in unserer Zeitschrift Gebrauch zu machen, benützen wir diese Gelegenheit als Anlaß, um ein paar Worte auch über dieses ebenso delikate wie wichtige Thema zu sagen. Wir tun es rein um der Sache willen, obwohl wir uns dessen bewußt sind, daß jedes einzelne Wort dabei in Gefahr ist, von irgend einer Seite mißverstanden zu werden.

Wir Katholiken sind durch den Glauben, das heißt durch die Gnade, eine Gemeinschaft, die uns wesensmäßig stärker aneinander bindet als irgend ein Band des Blutes, der Sprache, der Kultur, des Staates. In den religiösen Lebensäußerungen gibt es kaum ein Zweites, das diese grandiose „Katholizität“ — im wahrsten Sinn — so zu bezeugen vermöchte, wie der universale, weltumspannende Kult.

Hätte nun nicht Österreich unter den deutschsprachigen Ländern hier eine besondere Mission zu erfüllen? Nicht in dem Sinn, daß es sich von einer positiven Entwicklung deutschsprachiger Bestrebungen innerhalb der liturgischen Erneuerung abschließt — dies wäre in der Tat gar nicht möglich — sondern so, daß es kraft seiner geschichtlichen und gegenwärtigen Sendung dem Universalen, Katholischen, auch im lebendigen äußeren Vollzug, im Formellen, wenn man will, zu neuer Gestaltwerdung verhilft. Daß wir heute überdies in Österreich wo anders stehen als wir auch vor 1938 standen, kann dabei nicht ohne Bedeutung bleiben. Auch für die Fragen des praktischen Bedarfes von gedruckten Behelfen für den Gottesdienst dürfen dann nicht finanzielle Entscheidungen allein den Ausschlag geben, so wichtig sie auch sind. Eine solche Haltung würde sehr die Bedeutung unterschätzen, die in der Sprache als Trägerin der geistigen, seelischen, religiösen Werte liegt. Vielleicht predigt man da heute noch oft „in der Wüste“. Doch es kommt sicher die Zeit, die erkennen wird, daß wir hierin einen neuen Auftrag zu erfüllen haben. Das Finden neuer Wege fordert Geduld, das Beschreiten der alten Klugheit. In allem aber brauchen wir die Liebe zur Einheit, zur Einheit in Christus!

R.

DAS BILD GOTTES NACH DEM ZEUGNIS DER LITURGIE

(Fortsetzung)

Die Geschichte des Heils begründet sich darin, daß Gott sich offenbart. Er tritt als fordernder Wille dem Angerufenen gegenüber und nennt seinen Namen. Er wird erfahren als der offenbare, der zugleich der verborgene Gott ist. Im Namen lebt seine Offenbarkeit, aber auf dem Grunde der Verborgenheit. Das Verhältnis zum Namen richtet sich danach, was stärker in der Gotteserfahrung empfunden wird. Die jüdische Spätzeit scheint vor allem die Ferne und Verborgenheit Gottes empfunden zu haben, da sie sich scheute, Gott mit dem Eigennamen Jahwe anzusprechen.

Seitdem haben wir in der Heilsgeschichte keinen eigenen Gottesnamen mehr. Unser Wort „Gott“, lat. Deus, griech. Theos, meint ursprünglich nicht die Einmaligkeit einer bestimmten Gestalt. Es macht einen Bedeutungswandel durch, sobald es unter die Wirkung der frohen Botschaft gerät. Jetzt wird es zum Namen oder Namensersatz, um diesen Einzigsten zu benennen, der sich in Jesus Christus geoffenbart hat.

Wir können in der Liturgie die Schwierigkeit beobachten, Gott mit seinen Namen anrufen zu müssen und in der Sprache keinen Namen ursprünglich zu besitzen.

Gott aber ist der Offenbare, d. h. er hat einen Namen. Das Gemeindegebet ruft häufig Gott auf folgende Weise an: „Gott, der Du am heutigen Tage durch Deinen Eingeborenen den Tod besiegt hast . . .“ (Ostersonntag). „Gott, der Du alljährlich uns die Freude gewährst in der Auferstehung unseres Herrn . . .“ (Ostermontag). „Gott, der Du die verschiedenen Völker im Bekenntnis Deines Namens einst . . .“ (Samstag nach Ostern).

Unsere Übersetzungen geben die Anrufungen folgendermaßen wieder: „Gott, Du hast am heutigen Tage . . . den Tod besiegt.“ „Gott, Du gewährst uns alljährlich die Freude. . .“ Sie fügen also der Anrufung „Gott“ einen beigeordneten Hauptsatz hinzu, während die lateinische Sprache einen erläuternden und untergeordneten Nebensatz einfügt. Die deutsche Sprache kann nur schwer die Nuance mit übersetzen, die in dieser eigenartigen Anrufungsform vorliegt.

Die Gemeinde ruft Gott an. Aber wer ist dieser Gott? Wo begegnen wir ihm? Diese Gebete müssen einmal aus ursprünglichen Gotteserfahrungen entstanden sein. Gott mußte also erfahren werden, er der unbegreiflich, aber dennoch so ist, daß er an der betenden Gemeinde durch Jesus Christus das Heil vollzieht, sie aus der Todverfallenheit errettet. Diese Erfahrung formt sich aus: Gott, der Du den Tod besiegt hast in der Auferstehung Deines Eingeborenen.

Wir müssen wieder in die Heilsgeschichte zurückgehen, um den Sinn der Anrufungen zu verstehen.

Moses wird angerufen, die Kinder Israel aus Ägypten zu führen. „Weil denn das Geschrei der Kinder Israel vor mich gekommen ist, und ich auch dazu ihre Angst gesehen habe, wie die Ägypter sie ängsten,

so gehe du hin, ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk, die Kinder Israel, aus Ägypten führest“ (2 M 3, 9 f.).

Die „Kinder Israel“ leben in einer Umgebung voll religiöser Mächtigkeit. Die Kulte Ägyptens und der Götter ihrer syrischen und arabischen Heimat werden ihnen nicht unbekannt gewesen sein.

Daraus wird die Frage des Moses verständlich: „Siehe, wenn ich zu den Kindern Israel komme und spreche zu ihnen: Der Gott unserer Väter hat mich zu euch gesandt, und sie mir sagen werden: Wie heißt sein Name? Was soll ich ihnen sagen?“ (2 M 3, 13.)

Eine solche Frage ist nur auf einem religiösen Boden möglich, wo die Fragenden nicht nur viele Götter kennen, sondern auch noch verehren. Sie fragen nach dem Namen des Gottes, um ihn von anderen Göttern zu unterscheiden. Moses empfängt die Antwort: „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Und Gott sprach: „Also sollst du den Kindern Israel sagen: Ich werde sein hat mich zu euch gesandt“ (3, 14). Wir möchten annehmen, daß Gott hier seinen Namen genannt hat. Wir hören aber eine Antwort, die sich im Dunkel verliert. Wir wollen nicht in die Auseinandersetzung eintreten über die Deutung dieser schwierigen Stelle. Jedenfalls scheint aber die Übersetzung der LXX die Stelle nicht richtig gedeutet zu haben, wenn sie die Gottesbezeichnung als „der Seiende“ wiedergibt. Die Antwort fährt nach unserer heutigen Textüberlieferung fort: „Und Gott sprach weiter zu Moses: Also sollst du den Kindern Israel sagen: Jahwe, euer Väter Gott, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs hat mich zu euch gesandt. Das ist sein Name ewiglich, dabei soll man mein gedenken für und für“ (2 M 3, 15).

Unter der Macht oder wenigstens dem Einfluß fremder Götter erhebt sich die Frage: Wer ist dieser neue Gott? Wie weist er sich gleichsam aus, uns zu einem solchen Wagnis, dem Wüstenzug, zu rufen? Die Antwort lautet: Er ist der gleiche, der die Urväter geführt hat und dem diese gedient haben. Dieser gleiche Gott offenbart dem Moses in der Wüste seinen Namen. Und jedesmal, wenn im Tempel oder in der Synagoge die Stelle verlesen wurde, wußte der Israelit, dieser Gott ist auch der gleiche, der jetzt sein Volk führt: „Das ist sein Name ewiglich, dabei soll man mein gedenken für und für“ (s. o.).

In der Stunde dieser Offenbarung wird noch nichts davon gesagt, er sei der einzige, es gebe neben ihm keine Götter. Gott offenbart nicht eine Art Gotteslehre, sondern tut seinen fordernden Willen kund. Wohl gibt es Götter, und die Schrift rechnet mit ihrer Realität, und sei sie auch nur seelischer Art. Dennoch muß ihre rätselhafte Wirklichkeit sehr mächtig gewesen sein, haben doch Göttern durch Jahrtausende hin die meisten Menschen gedient. Gott offenbart seinen Namen, uns heute als Jahwe bekannt. Für das Volk Israel verbindet sich damit ein fordernder, ja eifernder Wille, der mehr und mehr das Volk für sich beansprucht und mit keinem der anderen Götter teilt. Seine Einmaligkeit bezeugt sich in der Geschichte. Wer er ist, liegt gleichsam nicht ein für allemal fest: nie ist man sicher vor seinem Zorn; der aber lebt auf dem Grund unbegreiflicher Liebe, wie es später Hosea künden wird. Wer dieser Jahwe ist, muß ständig neu aus seinem Willen und Handeln entgegen genommen werden, er ist in jeder Stunde neu, und dennoch der gleiche

— der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Wie ich unter vielen liebenswerten Menschen an einen gerate, mich ihm verbinde und von nun ab die Aufgabe habe, ihm die Treue zu halten, wo oft so viele andere Herrlichkeiten locken, so erhebt sich für das Volk die mühselige Aufgabe, nicht mehr den Göttern zu dienen, sondern Gott, Jahwe, allein anzuhören. Diese Aufgabe war über alle Maßen schwer, langsam beginnen wir es zu begreifen. Wir ahnen, welche Überwindung erfordert war; dafür haben die Propheten gekämpft.

Immer wieder entsteht aus dem täglichen Leben und aus der bewegten Geschichte des damaligen Volkes die Frage: „Wie heißt sein Name? Wer ist er gegenüber den Göttern?“ Götter waren Wirklichkeiten, denen man täglich begegnete. Aber dieser Jahwe forderte mehr als die Götter. Die Frage nach Gott entstand aus der Not des täglichen Lebens. Wie gefährdet war die Treue dem Bundesgott gegenüber, wenn das Volk bedroht war, Assur und Babylon siegten! Ist Marduk größer als Jahwe? Mußte die sinnenhafte Astarte nicht mehr die Gemüter in Befangenheit versetzen als der männlich-herbe Jahwe? Wir brauchen nur die Propheten zu lesen, um zu sehen, wie schwer solche Fragen gewogen haben.

Wer ist dieser Gott — das ist die Frage, die durch die ganze Geschichte hindurchgeht, wie das AT sie bezeugt. Viele Psalmen und prophetische Reden muten als direkte Antwort auf diese nie verstummende Frage an.

Wer ist der Gott Jahwe? Sind nicht die folgenden Verse Antwort darauf? „... der große Wunder tut allein ... der die Himmel weislich gemacht hat ... der große Lichter gemacht hat ... der Ägypten schlug an ihren Erstgeburten ... und führte Israel heraus ... der das Volk führte durch die Wüste ... der große Könige schlug ...“ (Ps 136). Es ist die Antwort, die das Beten fand auf die Frage; aber diese Antwort ist auch der Ausdruck der Überwindung der Götter in der eigenen Seele. Nicht mehr die Götter sind mächtig, er allein ist es, der am Anfang stand, der das Volk rief und der jetzt mir die Speise reicht.

Ein anderes Lied fordert zum Preis auf: „Lobet Jahwe! Denn unsern Gott loben ist ein köstlich Ding.“ Nun folgen alle jene Erfahrungen, in denen er sich als der Einzige bezeugt hat; diese Einmaligkeit verdichtet sich im Namen. Wer ist er, dieser Jahwe? Die Antwort lautet: „Der den Himmel mit Wolken verdeckt und gibt Regen auf Erden; der Gras auf Bergen wachsen läßt, der dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die ihn anrufen“ (Ps 147). Wir können in unserer Sprache kaum wiedergeben, was diese Gebete meinen. Die hebräische Sprache verklammert alle diese Preisungen in Partizipien. Stärker als im Deutschen entsteht der Eindruck des Einzigen, dieses Jahwe. Er ist es — wir müssen sagen — der ... der ... der ... Am Anfang steht sein Name, aber lange geschichtliche Erfahrungen haben diesen Namen gefüllt. Wenn ich das Wesen eines Menschen deutlich machen will, erzähle ich vielleicht die Geschichte seines Lebens, darin sich sein Wesen entfaltet hat. So hat sich dem Volk in seiner Geschichte immer in neuer Weise enthüllt, wer dieser Gott ist. Der Beter und Kündler hat die Erfahrungen dann ausgesprochen.

Dem Moses gegenüber mag Gott als einer unter vielen erschienen sein, oder wenigstens hat das damalige Volk ihn so aufgefaßt. Wie oft fiel es zu den Göttern Kanaans, zu den betörenden Kulturen Babylons oder Ägyptens ab! Sie erschienen oft genug mächtiger als der Gott Jahwe, bis durch den übermenschlichen Kampf der Propheten der Glaube an den Einen siegte. So kann Isaias von Gott die Worte niederschreiben: „Ich bin Jahwe, und ist keiner mehr“ (45, 18). Der Name Gottes zieht alles an sich, was in der Welt als göttlich erscheint. Jetzt beginnt das Volk, von seinen Propheten geführt, zu ahnen, daß Götter Zeichen des Trugs sind: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Enden; denn ich bin Gott, und keiner mehr“ (Is 45, 22).

Damit sprengt aber der Name seine Grenzen. Jahwe ist nicht mehr einer unter vielen, er ist der Einzige. Jahwe ist der Herr der Welt, so hat er sich bezeugt. Aus diesem Glauben übersetzt die LXX den Namen Jahwe mit dem Gattungsbegriff Kyrios — Herr. Jetzt lautet der Satz, der früher hieß „Jahwe ist sein Name“ in der griechischen Bibel „Herr ist sein Name“. Der Gott eines kleinen Volkes hat sich in der Geschichte geoffenbart als der, der zugleich der Schöpfer und Herr alles Seienden ist. Die Mächtigkeit, die sich mit dem Namen Jahwe verband, hat sich so stark erwiesen, daß alle freischwebende Göttlichkeit in der Welt von ihm beansprucht werden konnte und ihm auch aus der Überwindungskraft des Glaubens zuerkannt wurde.

Hier nun liegt die Wurzel für das Beten der Liturgie. Sie betet aus einer gleichen Erfahrung wie die Psalmen. Auch ihr Beten ist die Antwort auf die drängende Frage: Wer ist Gott? Und ihr Beten ist ebenso sehr entstanden aus der Überwindung der Götter und der Weltgöttlichkeit.

Die Anfänge des Gemeindegebets liegen in einer Zeit, die noch erfüllt war von vielfältigen Göttern und Kulturen, die sich durchaus nicht als alt und schwach empfanden. Wohl kaum würde man ohne weiteres aus seinen klaren und so zurückhaltenden Sätzen den Kampf heraus hören, aus dem sie entstanden sind. Auch sie sind nur entstanden aus dem dauernden Kampf, die Macht der Götter zu überwinden und dem Einen, der sich Jesus als Vater bezeugt hat, die Treue des Glaubens zu wahren.

Das Gemeindegebet ist die Antwort des Glaubens auf die Frage: Wer ist Gott? Es wird deutlich geworden sein, wie wenig spekulativ diese Frage gemeint ist, wie sie aus täglicher Bedrängnis der Herzen und Seelen entsteht. Die Antwort lautet: Gott ist der, der in Jesus von Nazareth gehandelt hat, der im Wehen des Geistes mit seiner Kirche lebt. Gott ist der, der in jede Stunde der Geschichte hineinragt. Wir spüren am Sprechen: wir können es nicht aussagen, im Sprechen überwältigt uns seine Übermacht. Würde man die Anrufungen des Gemeindegebets aneinanderreihen, so ergäbe sich ähnlich wie in den Psalmen eine nie endende Reihe der Aussagen: Gott, der Du ... der Du ... der Du ...; vor allem aber: Gott, der Du in dieser Stunde uns nahe bist.

Alle diese Erfahrungen häufen sich auf das Wort „Gott“. Mit diesem Wort ist jener Unbegreifliche gemeint, der in den unzähligen Erfahrungen aufleuchtet. Die Liturgie ist sich bewußt, wie dieses Wort „Gott“ nicht ausreicht, ihn zu nennen und anzurufen. Sein Name füllt sich in jeder Stunde mit neuem Inhalt.

Jede wird zu einer neuen Offenbarung und Bezeugung seines Namens, der über allen Namen ist. Aber er ist auch der, der mit seinem Namen gerufen werden kann.

Was bedeutet es aber, daß die Liturgie so betet? Betend bezeugt sie: Der, der Moses gerufen, das Volk durch die Wüste geführt hat, ist der gleiche, der sich als Vater Jesu Christi offenbarte, und er ist es auch, der die Stunde der heiligen Feier mit seiner Nähe erfüllt. Aber dieses Beten ist nur möglich als Überwindung. Man gewinnt den Eindruck, daß sich auch in der Liturgie ein ähnlicher Kampf abgespielt hat und noch abspielt wie im AT, mögen die Götter und Mächte auch andere sein.

Je mehr es gelingt, solches Beten wieder zu vollziehen, desto mehr kann man wieder der ungeheuren Lebendigkeit Gottes und seiner Nähe inne werden. Während Gott für Kant in weiter Ferne thront, während er in unserer Zeit in vielen Seelen zu sterben scheint, könnten wir in der Liturgie seine Nähe, seine verzehrende Glut und Lebendigkeit erfahren.

Der Kampf des AT um diesen Gott, seine Frage „was ist sein Name?“ ist auch uns heutigen wieder Frage geworden. Viele spüren heute die Möglichkeit in sich, ihr Herz wieder Göttern zuzuwenden.

Sein Name kann nicht erdacht, sondern er muß hingenommen werden. Er muß sich von Mal zu Mal neu füllen. Das könnte uns wieder im Beten der Liturgie geschehen.

Aus der Öde und Dunkelheit entsteht die Frage: Wo ist Gott? Dort kann er uns begegnen, wo er angerufen wird als der, der sich jeder Stunde neu bezeugt, dessen Namen auszusprechen Menschenatem nicht ausreicht. Dort, wo sein Name geistlich unter uns wohnt und der dennoch der Unbegreifliche bleibt.

(Fortsetzungen)

Fritz Leist, München

WERKRAUM

ZUR FRAGE DER NACHMITTAGSGOTTESDIENSTE

erhalten wir folgende Übersicht über die Verhältnisse in Deutschland:

Der Werktag läßt dem Menschen von heute fast keinen Raum mehr zur Entfaltung eines persönlichen Lebens. Darum will der Mensch um so freier den Rhythmus seines Sonntags bestimmen. Der Wille, diesen Tag nicht zu einem Urlaub für Gott, sondern zum Urlaub für das Ich zu gestalten, bedroht weithin bereits die sonntägliche Meßfeier der Pfarrgemeinde. Die Nachmittagsgottesdienste sind ihm zum größeren Teil schon zum Opfer gefallen.

Wir werden nicht bereit sein, auf den Sonntagnachmittagsgottesdienst zu verzichten. Wir wollen alles tun, ihn wieder neu zu beleben.

Wir werden dabei Rücksicht nehmen müssen auf den Rhythmus der Welt am Sonntag. Wir werden nicht zufrieden sein, wenn wir zum Nachmittagsgottesdienst nur die erfassen, die bereit sind, seinerwegen auf alles andere zu verzichten. Wir wollen auch die zum Gotteslob heimholen, die am Sonntagnachmittag in Natur oder Geselligkeit, beim Sport oder im Kino, sich erholen wollen.

Darum erscheint heute fast allorts eine Verlegung dieses Gottesdienstes vom Nachmittag auf den Abend ratsam. Im Sommer dürfte es sich empfehlen, ihn auf 20 Uhr anzusetzen; in den anderen Jahreszeiten könnte er in der Stunde vor Einbruch der Dunkelheit liegen.

Des weiteren müssen wir Rücksicht nehmen auf die seelisch-geistige Eigenart des modernen Menschen. Hier geht es um die Frage nach der ansprechenden Gestaltung dieser Nachmittags- oder nunmehr besser Abendgottesdienste.

Die Andacht

Die Texte, wie sie uns die meisten deutschen Diözesangebetbücher bereitstellen, sind in ihrer Hauptsache betrachtendes Gebet. Leider sind es oft nicht Gebete voll inniger Versenkung, sondern dogmatische Lehrstücke in Gebetsform. Was der Christ sonst in der Stille seiner Kammer tut, was der Theologe in seiner Studierstube tut: daß er sich in das Festgeheimnis vertieft an Hand von einführenden Lesungen, an Hand der liturgischen Texte, an Hand dogmatischer Traktate, und daß er vom Studieren und Bedenken und Betrachten der Geheimnisse wieder und wieder übergeht in das betende Gespräch mit Gott, in Dank und Bitte und Anbetung, das überträgt die Andacht aus der Kammer in den öffentlichen Kirchenraum, aus der Stille ins laute Wort, aus der Einsamkeit in die Gemeinde, aus der Spontaneität des In-sich-hinein-Lauschens in die Reproduktion vor- und mitgelesener Gedanken. Der Priester als Vater seiner Gemeinde liest jene Abschnitte vor, die das Festgeheimnis dem betrachtenden Sinn nahebringen und die Betrachtung führen. Er beschließt die Abschnitte der Betrachtung durch zusammenfassende Gebete, das Ganze ist durchzogen von besinnlichen Liedern und mündet in die Anbetung des Herrn im heiligsten Sakrament und im Segen.

Wir sind von dem Wert und der Wichtigkeit der Betrachtung im Christenleben wahrhaft überzeugt. Und darum sind wir uns einig, daß die Andachten auch in dieser Form bestehen bleiben müssen. Aber wir haben ebenso ein offenes Auge und ein weites Herz für die Psyche des heutigen Menschen. Wir wissen um ihren visuellen Charakter, wir wissen um das „Filmauge“, das immer nach neuen Eindrücken sucht und verlangt. Und wir wollen von dem Menschen, der von Natur aus schon „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“ ist, der eine ganze Woche lang in der Arbeit und im Getriebe seines beruflichen Lebens mehr als hellsichtig sein muß, nicht die Eingezogenheit des Blickes erwarten, wenn er sonntags zum Gottesdienst kommt. Wir müssen darum alle Betrachtungsgebete ausscheiden, die abstrakt-unanschaulichen Charakter haben, und das sind schon sehr viele. Ferner müssen wir bedenken, daß nicht alle Vergleiche und Bilder schon Anschaulichkeit bedingen. Auch Bilder aus vergangenen Zeiten, auch Vergleiche, die nicht aus dem heutigen Leben gegriffen sind, wirken auf unsere Gläubigen wie Abstraktes. Wir brauchen für unsere Andachten Lesungen und Gebete, die aus der Gegenwart kommen. Wir müssen den Mut haben, unter diesem Gesichtspunkt auch das eigene Diözesangebetbuch durchzusehen und Andachten, die nicht mehr tragbar sind, auszulassen. Nur wo die Worte und Bilder, die Gedanken und die Vergleiche einer Andacht unmittelbar aus dem wirklichen Leben strömen, werden sie diesem Leben auch ihre Weihe aufprägen und es in seiner ganzen Breite Gottesdienst sein lassen. Gebete aus dem Herzen unserer Zeit und zeitlose Gebete wahrhaft großer Beter finden wir genug in manchem neueren Gebetbuch.

Die Vesper

Das Rundschreiben Mediator Dei ermuntert die Seelsorger, die Vesper beizubehalten, wo sie noch besteht, sie wieder einzuführen, wo sie nicht mehr besteht. Die lateinische Vesper kennen wir in Deutschland wohl nur noch in wenigen Diözesen als Nachmittagsgottesdienst, und da ist sie keine Volksandacht, sondern Darbietung des Kirchenchors. Eine deutsche Gemeindevesper ist gebietsweise verbreitet, so in der Erzdiözese Freiburg. Das dortige Diözesangebetbuch (Magnifikat, Herder-Verlag, Freiburg) enthält für eine Reihe von Sonn- und Festtagen sehr brauchbare Gemeindevespern. Die Psalmtexte erscheinen in der glücklichen Übersetzung aus der Zeit Wessenbergs und sind

in wenige, leicht singbare Melodien gesetzt. Gleich wertvoll ist das „Deutsche Vesperbuch für die Pfarrgemeinde“, herausgegeben von Walther Kaempfer. Problematischer ist vielleicht die „Sonntagsvesper“, die im Auftrag des Oratoriums herausgegeben wurde (Kösel-Verlag, München) und etwas größere musikalische Anforderungen an das Volk stellt.

Wodurch hebt sich nun die Gemeindevesper von einer Andacht der oben erwähnten Gestalt ab? Welche Inhalte machen ihr Wesen und ihren besonderen Wert aus? Wir können drei Punkte nennen:

Erstens ist der Stoff dieser Gottesdienste fast ausschließlich durch die göttliche Offenbarung gegebenes Wort. In der Vesper geschieht, wie im Lesegottesdienst der Messe, ein Dialog zwischen Gott und der betenden Kirche. Die unmittelbare Rede Gottes, die in der Lesung des sogenannten „Kapitels“ erfolgt, macht zwar nur einen Bruchteil des Ganzen aus. Scheinbar liegt das Übergewicht der Rede bei der Kirche. Aber in Wirklichkeit ist auch hier Gott der Erste: die Kirche redet ihn ja an mit den Worten, die er ihr durch den Heiligen Geist gegeben hat, mit den Gebeten der Psalmen und mit dem Weihegesang des Magnifikat.

Zweitens: Während bei der Andacht die Versenkung in die heiligen Wirklichkeiten und das betrachtende Gebet im Vordergrund stehen, akkuiert die Vesper die ganze christliche Heilsökonomie. Die Vesper ist Anrede, nicht Meditation. Die Verherrlichung Gottes ist ihr unmittelbares Ziel. Durch Christus und mit Christus und in Christus wird auch hier Gott, dem allmächtigen Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Ehre und Lobpreisung dargebracht. Das Sprechen der Gemeinde zu Gott empor ist anbetende Bewegung, ist jubelnde Rückkehr mit allem Sein und Leben zum heiligen Ausgang. Die Vesper hat ordnenden Charakter: sie stellt alles in den rechten Rang im Angesichte der absoluten Herrlichkeit Gottes.

Drittens: Im Gegensatz zum „ruhenden“ Charakter der Andacht trägt die Vesper Geschehnischarakter. Sie gehört in die Ordnung der heiligen „Begehungen“. Zu jedem echten Fest gehören drei Momente: die Theophanie selbst, die Erinnerung an Gottes geschichtliche Heilstat, und deren „Begehung“ als Vorgang, in welchem die „Erinnerung“ Gestalt und Fruchtbarkeit findet. Die Begehung hat ihren Höhepunkt in der Feier des Morgens, die wieder im Herrenmahl gipfelt; sie hat aber auch Raum in der Feier des Abends, also in der Vesper, die sich als Gegenbild zum eucharistischen Opfer des Altares den Höhepunkt ihres Gebetsopfers in der Darbringung des Lobgesangs und im Sakramentale des Weihrauchs gebildet hat. Gerade im Magnifikat drückt sich das sacrificium laudis am stärksten aus; das Zeichen des Wortes wird dabei überhöht durch das sehbare Zeichen, daß vom Opferaltar der Wohlgeruch des Weihrauchs emporsteigt. Die Vesper ist in ihrer Grundgestalt kultisches Geschehen in der Form des Gebetsopfers.

Freilich ist die Gemeindevesper nicht Liturgie im strengen Sinn. Das stellt auch die Enzyklika Mediator Dei klar heraus. Sie ruht nicht auf der gleichen Stufe wie die Chorvesper der Mönche oder Kanoniker. Aber man darf sie wohl als „partizipierende Liturgie“ bezeichnen. Das würde bedeuten: an dem hoch-offiziellen, sakramentalischen Vorgang der aus dem Auftrag und der Vollmacht der betenden Kirche dargebrachten Chorvesper gewinnt die Gemeinde Anteil. Mehr als „Anteil gewinnen“ kann sie nicht. Es darf aber nicht unterschätzt werden, welch einen Gewinn dieses Anteilhaben bedeutet. Es stellt die Vesper hoch über jede andere Form der pfarrlichen Nachmittagsgottesdienste.

Die Feierstunde

Feierstunden in der heute üblich gewordenen Form sind irgendwie etwas Neues im kirchlichen Andachtsleben. Man darf hier wohl von „Paraliturgie“ sprechen. Die Feierstunde ist mehr Vesper als Andacht. Und doch, ohne sich anzumaßen, eine Reform der liturgischen Gestalt der Vesper zu sein, ist sie etwas grundsätzlich Neues.

In der Gestaltung der Feierstunde tritt der Priester in seine ursprüngliche Funktion als „Liturge“ zurück: er wird zum selbständigen und freien Gestalter eines Gottesdienstes aus der Ergriffenheit seines Innern, aus der Jubelstimmung eines Festes und aus der Mentalität einer Zeit und einer Gemeinde heraus. Darum tragen die Feierstunden zumeist auch den Charakter des Einmaligen. Man wird sie von Fall zu Fall zusammenstellen. Gedruckte fertige Ausarbeitungen sollen nicht mehr sein als Anregung. Feierstunden sind etwas Außergewöhnliches. Wir wollen sie nicht häufen und dadurch um ihre Kraft bringen. Sie müssen Höhepunkte bleiben; sie müssen einen besonderen Jubel wiederklingen lassen und eine besondere Verpflichtung ins Leben mitgeben. So haben sie ihren Sinn, wenn sie einmal im Jahre der Jugend einer Pfarrei, einmal den Männern und einmal den Müttern und Frauen die Jahresparole in die Herzen hämmern und in die Gewissen schreiben. Und sonst können und sollen Feierstunden zusammenfassen, was eine bestimmte Festzeit im Kirchenjahr ausdrückt: wir werden einmal eine Feierstunde im Advent halten, ein andermal in der Fastenzeit, wir gestalten einmal im Mai als Höhepunkt und Abschluß der Andachten eine Marienfeierstunde; wo wir es nicht durch die Vesper tun wollen, lassen wir die Hochfeste in einer Feierstunde ausklingen: Weihnachten und Epiphanie, Ostern, Pfingsten, Fronleichnam, das Fest des Kirchenpatrons und das Kirchweihfest; besonders empfiehlt sich der Stil der Feierstunde auch für die Gestaltung der stark besuchten Abendgottesdienste am Allerseelentag und zum Jahresschluß. — Feierstunden verlangen die Stimmung des sinkenden Tages. Man darf sie nicht zu früh ansetzen. Es soll dunkeln, wenn die Gläubigen aus der jubelnden Helle des Kirchenraumes wieder hinaustreten in die Straßen ihrer Welt. Keine Vielfalt der Eindrücke des Erdentages soll ihre innere Sammlung zerstreuen.

Feierstunden müssen ein Erlebnis bedeuten. Es liegt viel an ihrer textlichen Gestaltung. Man wird schon Wochen vor dem Termin beginnen, die tragende Idee einer Feierstunde zu finden und mit Lesungen und Gebeten und Liedern zu umkleiden. Es soll Grundsatz sein: jede Feierstunde handelt nur einen einzigen Gedanken ab. Feierstunden sind nicht dazu da, alles, was ein Handbuch der Dogmatik zu einem Festgeheimnis zu sagen hat, in Wechselgebeten sprechen zu lassen. Es muß der schöpferischen Intuition des Seelsorgers gelingen, das Geheimnis eines kirchlichen Festtages und die ganze Lebenswelt seiner Gemeinde mit ihrer Ordnung und mit ihrem Chaos wie zwei entgegengesetzt geladene Pole zur Berührung zu bringen, so daß sich aus dieser Berührung ein Funke löst: — dieser Funke sei dann der innerste Gehalt der Feierstunde!

Lesungen und Gebete und Lieder und Sprechchöre verleiblichen diesen Funken und der Funke gibt ihnen wiederum die zündende Kraft im Leben der Christen. Die Lesungen sollen Gottes Anruf sein, also Texte aus den Büchern der Heiligen Schrift des Alten und des Neuen Bundes. Die Wechselgebete sind des Volkes Antwort auf Gottes Ruf; sie können gesprochen werden im Wechsel zwischen Knaben und Mädchen, Männern und Frauen, der linken und der rechten Kirchenhälfte; sie können auch gesprochen werden im Wechsel zwischen Volk und Vorbeter wie eine Litanei; sie können auch über drei Stufen anschwellen, vom Vorbeter über die Schola zum Volk. Aber meiden wollen wir Wechselgebete, die nicht unmittelbar aus dem Herzen vollzogen werden können, deren Sinn zu geheimnisvoll ist für die Dynamik des Sprechens. Es liegt hier der Grund, daß gerade viele Feierstunden der Jugend zu einem mechanischen Ablauf wurden, weil nur wenige ihrem Gedankengehalt folgen konnten. Wir werden uns also nach Psalmen umsehen, die leicht verstanden werden, oder nach psalmenähnlichen Gebetsdichtungen unserer Tage, oder auch nach litaneiartigen Wechselgebeten, in denen die Gemeinde öfter eine gleiche Antwort wiederholt und ihren Gehalt dadurch um so tiefer in sich hineinsenkt. In Sprechchören soll die Antwort der Gemeinde an Gott ihren Höhepunkt und ihre Zusammenfassung haben; Sprechchöre müssen darum markige Sätze sein; in erhabener und

eindringlicher Sprache zugleich geformt; Sprechchöre müssen sich in die Herzen der Gläubigen graben und jede Stunde ihres Alltags als immer wiederkehrende Melodie durchklingen; Sprechchöre für die Feierstunde können uns nur betinnige und wortmächtige Dichter schenken, Dichter wie Thrasolt und Weinrich und Reinhold Schneider. In den Gebeten einer Feierstunde hebt der Priester seiner Gemeinde Dank und Bitte und Gelöbnis zu Gott empor; Gebete sollen es sein aus der Freude einer Stunde oder aus der Not einer Zeit; Gebete, deren Gehalt allein schon dem Volke das gemeinsame „Amen“ entlockt. Und endlich die Lieder, die die Herzen wieder lösen aus der Gebundenheit des gleichtonigen Sprechens; Lieder sollen das sein ohne süßlichen Text und ohne barocke Melodie; Lieder voll Herbheit und Frische.

Jede Feierstunde muß in ihrem Aufbau gegliedert sein. Ihr Grundgedanke soll sich stufenweise entfalten. Auf eine einstimmende Andeutung folgt die Predigt, die hier im besonderen Sinne die Verbindung zwischen Leben und Gottesdienst zu schaffen hat. Grundsätzlich steht in der Feierstunde die Predigt zwischen der Hauptlesung und dem Wechselgebet. Sie deutet Gottes Wort als Ruf in die Zeit und bereitet die Antwort der Gemeinde vor. In der Aussetzung des Allerheiligsten nähert sich die Feierstunde ihrem Höhepunkt: dem Gelöbnis vor dem eucharistischen Christus, dem zusammenfassenden Gebet des Priesters und dem sakramentalen Segen. Ein Lied nach dem Segen beschließt die Feier.

Viel wird von der äußeren Gestaltung und Ordnung abhängen. Daß die Bänke gleichmäßig gefüllt sind, daß jedes einen Text in die Hand bekommt, daß diese Texte übersichtlich sind und alles Nötige — auch die Liedstrophen — im vollen Wortlaut enthalten, daß die Vorbeter im Ton sicher sind, am richtigen Platz stehen und im ganzen Kirchenraum deutlich vernommen werden können, daß besonders die Schola bestens geübt ist, „wie aus einem Munde“ spricht, auf gleichem Tone bleibt und doch nicht monoton klingt, daß sie auch bei den allgemeinen Wechselgebeten mitmacht und die Tonhöhe des Volkes vor Schwankungen bewahrt, daß nur solche Lieder gewählt werden, die alle können: dies alles ist von großer Bedeutung. Für eine Feierstunde braucht man Platzordner und Hilfskräfte zum Verteilen der Texte, man muß einen Vorbeterzettel genau ausgefüllt haben und dem Mesner und dem Organisten geben.

Das Erlebnis einer Feierstunde wird vertieft durch den besonderen Schmuck des Altares, durch Symbole, die den Grundgedanken der Feier aussprechen. Eine wichtige Rolle spielen die Ministranten. Wir lassen die Banner der Jugend — aber keine Wimpel und keine Fahnen — in die Kirche tragen, vor dem Altare schwingen und während der Feier im Chorraum halten.

Und alles das, nicht um Betrieb zu machen, nicht, um eine neue gottesdienstliche Form zu finden, sondern um die Menschen von heute in einem Gottesdienst, der ganz aus ihrer Zeit geboren ist, zum Erlebnis der Gottbegegnung zu führen, um auf diesen Höhepunkten des kirchlichen Jahres die Gesichter unserer Christen neu zu prägen und ihr Leben zu wandeln zum immerwährenden Gebet.

In manchen Pfarreien hat man nach Kriegsende die Abendmesse beibehalten. So sinnvoll, würdig und erlebnishaft die Feier des heiligen Opfers am Abend ist, so stört es doch ohne Zweifel den Rhythmus des Sonntags, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat. Die Abendmesse hat ihren Sinn nur für jene, die morgens nicht zum Gottesdienst kommen konnten. Für die anderen ist sie im Wesen kein Ersatz für den Nachmittags- bzw. Abendgottesdienst. Denn der Sonntag erträgt nicht zwei gleiche Höhepunkte. Wer seine sonntägliche Opferfeier am Abend begehen wollte, sollte Interesse und Möglichkeit haben, an einem entsprechend gestalteten außerliturgischen Morgengottesdienst teilzunehmen. Dann wäre für ihn der Rhythmus des Sonntags sinngemäß geändert. Allgemein ist im Gefüge unserer sonntäglichen Gottesdienstordnungen eine solche Verschiebung nicht möglich. Man hat die Abendmesse vielfach nur deshalb beibehalten, weil man besorgt war, zu einer Abendandacht keine so zahlreich versammelte Gemeinde mehr zu haben. Der

schöpferisch gestaltende Seelsorger wird unter den zahlreichen Möglichkeiten der Formung nachmittägiger oder abendlicher Gottesdienste jene auszuwählen verstehen, die seine Gläubigen anziehen und ansprechen.

Von der Wiederbelebung des Nachmittags- oder Abendgottesdienstes hängt es zu einem guten Teil ab, ob der Sonntag wieder zum ersten Tag der Woche im Bewußtsein der Christen werde oder nicht. Wenn Gottesdienst am Morgen und Gottesdienst am Abend die Erholungszeit des arbeitsfreien Sonntags umrahmen, ist dies ein Gleichnis dafür, daß betend gefaltete Hände auch das Leben und Werken einer ganzen Arbeitswoche umschließen müssen.

Freiburg/Br.

Alfons Fischer

BEWEGUNGSGESTALTUNG IN KUNST UND KULT

Über dieses Thema sprach, wie wir seinerzeit schon kurz berichteten, A. C. von Kutschera, Wien, im Sommer v. J. am Mozarteum und im Februar d. J. im Zusammenhang mit einer Vortragsreihe Prof. Betscherts an unserem Institut.

C. v. Kutschera stellte in den Mittelpunkt ihrer Darlegungen eine Reihe von Bewegungs- und Ausdrucksstudien. An diesen Beispielen wurde das Wesenhafte der Bewegungskategorien erläutert und ihre Entwicklung aus den Grundformen heraus dargelegt. Es wurde gezeigt, auf welche Weise Bewegungen, wie sie einerseits durch die anatomisch-physiologische Beschaffenheit des Menschen, andererseits durch die von Alltagsleben und Berufsausübung bedingt sind,

durch Loslösung vom Zweckbedingten, durch Rhythmisierung,
durch dynamische Differenzierung

in das Gebiet der künstlerischen Form erhoben — stilisiert — und durch Hinzukommen eines seelischen Moments zur Ausdrucksbewegung gesteigert werden. Gegenüber den Bewegungen, welche die Tätigkeiten des Alltags und des Berufslebens bedingen, angefangen von der Handhabung eines einfachen Geräts bis zur Bedienung einer mehr oder minder komplizierten Maschine, und solchen Bewegungen, die in der Ausübung eines Handwerks — einer Kunstfertigkeit vollführt werden und ihren bestimmten Rhythmus und ihre bestimmte Ordnung haben, interessiert uns das Gebiet der vom Zweckbedingten losgelösten, freien, zur reinen Form erhobenen Bewegungen, welche durch die Gestaltung eines seelischen Affekts zur Ausdrucksbewegung gesteigert werden.

Unsere Aufmerksamkeit wird sich auch auf jene besonders geformte, vom persönlichen Affekt freie Bewegung richten, welche etwas Außerpersönliches ausdrücken will, der sozusagen stellvertretender Charakter zukommt: der symbolischen Geste.

Z. B. aus den Bewegungsthemen: gehen und sich setzen und aufstehen ergeben sich folgende Entwicklungsmöglichkeiten, die in unserem Falle als Bewegungsstudien mit Musikbegleitung vorgeführt wurden:

gehen

- | | |
|--|--|
| a) ungeordnet: freies Umhergehen in Haus, Straße, Landschaft usw.; | |
| b) geordnet: | |
| wandern | } räumlich orientiert,
rhythmisch und dynamisch bestimmt
davonlaufen, fliehen, |
| schreiten | |
| laufen | |

Flucht, als Thema einer der vorgeführten Ausdrucksstudien.

Sich setzen
sich niederlassen

und

aufstehen
sich aufrichten

a) geradlinige
Erhebung
(Gebet)

Bewegungs-
richtung

b) spiralförmige
Sich losringen von der
Erde: Kampf mit einer
entgegengesetzt wirkenden Kraft

Wo beginnt nun der Tanz?

Wo geht die rein formale Bewegungsstudie in die künstlerische Ausdrucksbewegung, die bewußt geformte und rhythmisierte Bewegung in die tänzerische Bewegung über — wo wird sie zum Tanz?

Wir haben die Entwicklungsmöglichkeiten der Bewegung in bezug auf ihr Wesen gesehen, wie sie, von der zweckbedingten Alltagsbewegung losgelöst, räumlich orientiert, zeitlich bestimmt, dynamisch differenziert, zur geformten, stilisierten Bewegung wird und wie durch Gestaltung seelischer Affekte im Rahmen eines gegebenen Themas die bewußt geformte Bewegung zur künstlerischen Ausdrucksbewegung wurde.

Wo es sich um Bewegungsmotive handelt, die zu rein formalen choreographischen Kompositionen verbunden werden, wird man nicht zögern, diese als „tänzerisch“ anzusprechen, und zwar um so eher, je komplizierter, „kunstvoller“ sich diese darbieten; anders steht es jedoch, wenn es sich um Grundformen der Bewegung handelt, die in ihrer Führung natürlich, nicht künstlich — kunstlos wirken.

Die Grenzen sind labil, verschwimmen und es wird immer Sache der persönlichen Auffassung sein, ob die Gestaltung eines Bewegungsmotivs noch als Tanz oder schon als Tanz aufgefaßt wird.

Aus dieser Unklarheit heraus ergab sich auch die Frage, ob neben allen anderen Künsten, die seit jeher im Dienste des christlichen Kultes gestanden sind, auch die Kunst des Tanzes in denselben miteinbezogen wurde, ob es im christlichen Raum einen eigentlichen Kulttanz gebe.

Bevor wir versuchen, darauf zu antworten, seien zwei besonders charakteristische Typen von Kulttänzen hier kurz skizziert:

1. Die afrikanischen Tiertänze — die Maske des Tiergottes wird angelegt, der Kampf mit ihm und der Sieg über ihn im Tanze dargestellt; man stiehlt dem Tier-Gott sein Bild und somit sein Wesen in der Maske und bricht durch die gemimte Kampfszene seine Macht.
2. Die tibetisch-lamaistische Teufelsmysterien, die sich in drei Teile gliedern: der erste als allgemeine Belehrung der Teilnehmer, der zweite, esoterische, nur dem Eingeweihten verständlich, der dritte zur allgemeinen Belustigung. Mittelpunkt und Höhepunkt derselben ist das Menschenopfer. Daß diese Art von Kulttanz, deren magischer Charakter nicht anzuzweifeln ist, keinen Eingang im Christentum finden konnte, ist klar.

Nicht so leicht hingegen fällt die Beantwortung der folgenden Fragen, die wir uns jetzt stellen: Auf welche Weise wird der menschliche Körper in den christlichen Kult hineingenommen, wie werden dessen Bewegungsfähigkeiten ausgewertet, welche Bewegungsarten gibt es im Raume des christlichen Kultes, welche Rolle spielt die bewußt geformte, räumlich und zeitlich geordnete Bewegung, und schließlich die Hauptfrage:

sind manche dieser im Ritual genau vorgeschriebenen Bewegungsführungen überhaupt als Tanz oder noch als Tanz oder schon als Tanz anzusprechen?

Und warum empfinden heute so viele Menschen einen Gegensatz zwischen den Begriffen Kult und Tanz, den sie für unüberbrückbar halten? Warum scheint es sich da um Unvereinbares zu handeln?

Daran mag wohl der Säkularisierungsprozeß schuld sein, den die Kunst des Tanzes vielleicht stärker und augenfälliger als die anderen Künste erfahren hat.

Man kann es nicht oft genug sagen: Man beurteilt ja auch Literatur nicht nach Pornographie — was würde man wohl zu jemand sagen, der kein Gedicht lesen wollte, weil es freche Verse gibt, der keinen Liederabend mehr besucht, weil er einmal irgendwo ein zweideutiges oder eindeutiges Couplet gehört hat! Dem Tanze gegenüber ist aber diese Einstellung leider in noch viel zu weiten Kreisen vorherrschend und es wird trotz großer und hervorragender Leistungen auf diesem Gebiete nur allzu gerne das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Immer wieder sei daran erinnert: Der Mensch ist kein reiner Geist, er besitzt einen Leib, der, von Gott geschaffen, wohl der Sterblichkeit unterworfen, doch zur Auferstehung bestimmt ist, der wohl das edelste Material darstellt, durch welches sich sein künstlerisches Schöpferium zu offenbaren vermag. Seine Urverpflichtung ist das Lob Gottes, nicht im Geiste allein, sondern auch im Leibe. (Körperliche Anwesenheit beim Gottesdienst!) Und eine seiner Urmöglichkeiten ist der Tanz!

Die Forderung nach Einbeziehung des ganzen Menschen in den christlichen Kult ergibt sich aus der gemeinsamen Verpflichtung zur Formung der Gemeinschaft als sichtbarer Ausdruck des *corpus Christi mysticum*. Nicht ein totes, starres Gehäuse, sondern ein beseelter, lebensvoller und bewegungsbegabter Leib ist dem Menschen als Gottes Kind zu eigen; und wie alles, was in die Feier des Gottesdienstes hineingenommen wird, aus dem Gedanken des Dienstes am Höchsten seine bestimmte Formung erhält, so werden auch Haltungen und Bewegungen des zelebrierenden Priesters und seiner Assistenz durch sehr genaue Vorschriften festgelegt. Diese beweisen, daß in der Zeit, aus welcher sie stammen, ein tiefes Verständnis für Wesen und Sinngehalt des Gestus vorhanden war und daß man dessen Verwurzeltheit nicht nur im Persönlichen, sondern im Überpersönlichen, Kosmischen klar erfaßt hatte.

Welche Bewegungsmomente sind es nun, die der sichtbaren Feier christlicher Kulthandlungen das charakteristische Gepräge geben? Außer den durch die Handhabung der heiligen Geräte bedingten Bewegungen sind es folgende Grundformen, die immer wiederkehren und durch ihre räumliche, zeitliche und dynamische Bestimmtheit für den äußeren Aspekt mitentscheidend sind:

schreiten — sich verneigen (Rumpf, Kopf) — knien (auf einem Knie und auf beiden) — sitzen in bestimmter Haltung — Arme heben und senken — bestimmte Handgesten mit genau präzierter Fingerstellung.

Es sei hier auf zwei besonders eindrucksvolle Momente der österlichen Liturgie hingewiesen: Das flache Sichhinlegen auf die Altarstufen (Karfreitag) und das Anhauchen des zu Weihenden Wassers in der Form des griechischen Ψ (Karsamstag).

Mit gewissen Einschränkungen sind diese Haltungs- und Bewegungsformen auch für die *circumstantes**) maßgebend, diese sollen bestimmte Bewegungen teils mit dem Priester zugleich vollziehen, zum Teil soll die Gemeinde nicht nur durch Worte, sondern auch durch Bewegungen „antworten“, welche jene des Priesters im gewissen Sinne kontrapunktieren. Dieser im Ritus festgelegte Haltungs- und Gestenkanon entspringt einer tiefen Symbolik.

In den Mosaik- und Freskenzyklen der Ost- und Westkirche der christlichen Antike und des Mittelalters ist uns ein reiches Anschauungsmaterial erhalten, an welchem wir die Gestik des christlichen Kultes studieren und versuchen können, uns in die Geheimnisse der irdischen und göttlichen Liturgie (Mystagogie) zu vertiefen. In diesem Zusammenhang sei auf die „Einführung in die

*) Zur theol. Bedeut. des Stehens: $\tau\acute{o}\nu \alpha\nu\alpha\sigma\tau\acute{\alpha}\nu\tau\alpha \delta\epsilon\iota \kappa\acute{o}\tau\alpha\nu\alpha\iota$ (Apostol. Konst., VII., 45, 1). Vgl. auch: „stantes oramus, quod est signum resurrectionis“ (Augustinus EP. 55, 28).

Kunst der Malerei“ hingewiesen, welche der Mönch Dionysius vom heiligen Berge Athos im 11. Jahrhundert schrieb und die man richtiger mit „Einweihung“ übersetzen sollte: ἐξήγνεια τῆς ζωγραφικῆς (aus dem handschriftlichen neugriechischen Urtext übersetzt von Godehard Schäfer, Trier 1855). Hier haben wir eine Sammlung genauester technischer und ikonographischer Anweisungen, einen festen Kanon von Bildern und Gestalten, Angaben über die Verhältnisse des menschlichen Körpers und ausführlich ausgearbeitete Kompositionsregeln für die Darstellung von Szenen aus dem Alten und Neuen Testament. Anschaulich werden bestimmte Gebärden beschrieben und ihre Bedeutung aufgezeigt; ein ganzes Kapitel widmet der Verfasser dem Thema „Wie die segnende Hand gemalt wird“ und erklärt die Fingerstellung bei der Benediktion (nach griechischer Art) als Symbol des Monogramms Christi. Demgegenüber sei erwähnt, daß einige in der lateinischen Benediktionsgeste Symbol der Dreifaltigkeit sehen.

In der rhythmischen Ordnung (Prozession, Reigen), die so charakteristisch für die Sakralkunst der christlichen Frühzeit ist und die von Dionysius eingehend geschildert wird, sehen wir den Menschen hineingestellt in die große göttliche Ordnung, der zu dienen er berufen ist. In den Mosaikwundern von San Apollinare nuovo, San Marco, Hosios Lukas — um nur einige zu nennen —, deren künstlerische Höhe nie wieder erreicht wurde, drückt sich ein Bewußtsein aus, das den Menschen als Mitvollziehenden des göttlichen Weltenplanes empfindet. Das Hineingestelltsein beziehungsweise Wiederhereingeholtwerden in die heilige Ordnung ist der Grundakkord, auf dem sich die christliche Kunst jener Zeiten aufbaute, in welchen dieses Bewußtsein lebendig war. Aus diesem kosmischen Hochgefühl heraus wurde der mittelalterliche Totentanz geschaffen, erschaute Dante den Reigen der Seligen und erkannte im Kreisreigen der Gestirne das Mysterium der göttlichen Urlebe „l'amor che muove il sole e l'altre stelle“ (Par. XXXIII./145).

Die Geschichte der europäischen Menschheit der Neuzeit ist die Geschichte zuerst um die Zerreißung dieser Einheit, dann um ihre Wiederfindung.

Weder der einseitig orientierte Spiritualismus, noch der konsequent durchgeführte Materialismus konnten zur ersehnten Synthese führen. Erst als das Bewußtsein der Beziehung von Seele und Leib in neuer Klarheit und Tiefe erwachte, zeigte sich ein Weg zu einer neuen Gesamtschau. Es ist kaum zu überschätzen, welche Bedeutung damit auch von dieser Seite her der Wiedererweckung jener geistigen Welt zukommt, die in der katholischen Liturgie verkörpert ist.

A. C. v. Kutschera, Wien

IN VIAM SALUTIS

Schriftenreihe, herausgegeben vom Institutum Liturgicum Salzburg,
Erzabtei St. Peter (Dr. P. Adalbero Raffelsberger O.S.B.)

In Kürze erscheinen:

FRITZ LEIST

KULT ALS HEILSWEG

ca. 50 Seiten, kart. S 7.—

Eine bedeutsame und zugleich unsere Zeit ansprechende Aufhellung des innersten Zusammenhanges zwischen dem Kult der Kirche und dem Heil der Menschen. Die Not dieser Zeit, das „Un-Heil“ im tiefsten Sinn wird durch die Fülle des Heiles im Schoß der Kirche überwunden.

BERNARD CAPELLE

**UM DAS WESENSVERSTÄNDNIS
DER MESSE**

72 Seiten, kart. S 9.—

Mit dem Geiste des Forschers und dem glühenden Herzen des religiös ergriffenen Menschen erschließt uns D. Capelle den Blick in neue Tiefen des „Mysterium fidei“. — Für Studium, Betrachtung und praktische Seelsorge in gleicher Weise hochbedeutsam.

VERLAG RUPERTUSWERK, ERZABTEI ST. PETER - SALZBURG

BÜCHER-UND ZEITSCHRIFTEN

In zwei Welten. Ein Leben verborgener Größe von A. Kolbinger. Verlag Rupertuswerk, St. Peter-Salzburg, 100 S., 5 Abbild., Hln. S 18.—, kart. S 14.—. Es ist ein kühnes Wagnis, der Welt von heute ein Lebensbild zu enthüllen, das so wenig äußere Taten und Erfolge auszuweisen hat. Die „Heldin“ wird nur dem groß erscheinen, der im Verzicht Größe zu finden vermag: mehr ahnend als schauend wird er hinter den Zeilen ein Sühne-Ideal aufsteigen sehen, das in täglich neu erwählter Selbstdarbietung sein neu sich regendes Leben dem Herrn anbietet, auf daß er mit ihm verfare, wie es ihm gefallen mag, um so Hingabe mit Hingabe zu entgelten. Die Sprache des Buches ist sachlich, bar jeder Übertreibung, und überläßt es in ihrer keuschen Zurückhaltung ganz dem aufmerksamen und empfänglichen Leser, zum Sinne des skizzenhaft dargestellten Lebens vorzudringen. Wer dies vermag, den wird es auch ergreifen und begeistern können. Die moderne Ausstattung des Büchleins steht nur scheinbar im Gegensatz zu dem zunächst mittelalterlich anmutenden Lebensinhalt: sie will damit betonen, daß es auch die „Welt von heute“ zuwege bringen sollte, zwei Welten zu einer zu verbinden.

L. Leo Schölzhorn O.P., Graz

Die zehn Gebote. Radio-Predigten III. Band von Heinrich Suso Braun. Tyrolia-Innsbruck, 272 S., S 18.—. Was diese Radiopredigten auch noch in der Buchform so lebendig erhält und köstlich macht, das ist ihre frische Männlichkeit, die mutige und auch humorvolle Auseinandersetzung mit dem Denken von heute. Der Innsbrucker Akademikerseelsorger weiß, was los ist. Deshalb kann er auch ins Lebendige treffen. — Vom Liturgischen her gesehen, sind zwei Dinge anzumerken. S 39: Einer wird erst recht gebetwarm, wenn er eine betende und singende Gemeinde um sich herum hat und die Kräfte der Gemeinschaft auch ihn zu Gott tragen.“ Und vom Sakrament der Ehe: „Es dauert — es beginnt nur am Hochzeitstag: seine ganze Kraft aber wirkt es... in allen Jahren der Ehe aus.“ Daher „die Pflicht, die Ehe wirklich zu zelebrieren wie es Gottes Kindern geziemt“ (181). B. kann nicht verstehen, wie man die hl. Messe im Radio übertragen kann, wenn sie das gleiche ist wie das Opfer auf Golgatha. Und es ist wohl gut anzunehmen, daß

seiner sonntäglichen Pflicht nicht genügt, wer nur die Messe im Radio anhört.

Dr. P. V. Redlich O.S.B., Seckau

Kirchenbau und Kirchenkunst als Aufgabe des Künstlers und Seelsorgers. Die Referate der Luzerner Aussprachetage 28.—30. September 1947. NZN-Verlag Zürich. 98 Seiten, in Leinen geb. 8.20 sfr.— Die in diesem Buche zusammengefaßten Referate der Luzerner Aussprachetage 1947 behandeln die zwei großen Themen Kirchenbau und Kirchenkunst als schöpferische Produkte unseres darstellenden Glaubens: Sie können nur in zeitgemäßer Form entstehen und nur dann, wenn die gegenüberstehenden Hauptakteure — der Künstler und der Seelsorger — sich verstehend, gemeinsam dem Missionsauftrag zuwenden. Ist durch den Hinweis auf den Codex Juris canonici die praktische Seite der Durchführung angeschnitten, so spricht sich der Architekt zuerst in großen Zügen über die herauskristallisierten Grundsätze des modernen Kirchenbaues zur Erfüllung der Liturgie in unserer Zeit aus, wobei er der Gefahr der Anwendung eines Bauschemas dadurch entgegentreten möchte, daß er immer wieder hinweist, wie Form und Material erst den Gegenstand ergeben und wie dies der Architekt handhaben soll. Gerade vom Architekten als dem Schöpfer des Kirchenraumes wird die akustische Frage behandelt, wie unter Beachtung der harmonischen Raumauffassung ästhetisch und akustisch richtige Räume entstehen. Von dem wußten schon die alten Meister, deren äußeres Zeichen der Zirkel war. Ganz feinsinnig ist die Ausführung des Bildhauers, der nicht nur die richtige Definition und Unterscheidung für Kunst und christliche Kunst im besonderen findet, sondern es auch versteht, die einzelnen Bereiche des Laien, Seelsorgers und Künstlers gut abzustecken. Seine Bildwerke haben die Aufgabe, eine der heiligen Handlung und den Orten gemäße Situation zu schaffen. Ein uraltes Thema: Gemeinschaft und Friedhofsgestaltung, wohl auch das notwendigste Kapitel, das zur Sprache gekommen ist und das auf keiner Tagung über Kirchenbau und Kirchenkunst fehlen dürfte, ist in seinen wesentlichen Grundzügen ausgeführt. Die folgenden Referate erörtern die derzeitige Einstellung des Seelsorgers zum Künstler und ihrer Aufgabe. Insbesondere wird die Schulung des Priesternachwuchses im Seminar besprochen, sie fordert lebens-

nahe Ästhetik, wie auch der Künstler im Glauben verwurzelt sein muß, um christliche Kunst schaffen zu können. Viele wertvolle Gedanken und Ideen sind in diesem Buch enthalten, die nicht nur den Schweizer angehen, sondern allen darüber hinaus genau so aktuell erscheinen, die um die Probleme ringen. Erfreulich ist auch die geschmackvolle Ausstattung des Buches in Einband und Druck.

Arch. Dr. Ing. A. Frisch

Neue liturgische Kleinschriften in Frankreich: In der französischen Kleinschriftenreihe für die Pfarrseelsorge „Collection au service de la paroisse“ hat der Leiter derselben, der Oratorianer P. Morin, ein Büchlein über die **Taufe, die Krankenölung und die Pfarrmesse** herausgebracht; der Dominikaner P. Chéry eine **Einführung in die hl. Messe**. Die beiden Verfasser bemühen sich, volkstümlich und wirkungsvoll die einzelnen Hauptgedanken herauszuarbeiten, so daß das Erfassen des liturgischen Geschehens und das richtige Mitgehen der Gläubigen leicht wird. — In der Reihe „Liturgische Aktion“ schrieb P. Chéry über die **Haltung der Gläubigen bei der hl. Messe**. Er stellt die Grundsätze auf für die gemeinsame Feier der hl. Messe und führt im einzelnen aus, welche Haltung während der hl. Messe angebracht ist. Er spricht klar und praktisch über das Wesen und über das Mitfeiern der Liturgie und über das Gotteslob des Christen in seinem Alltag. — Der gleiche Verfasser schreibt eine ganz kurze „**Feier der Gemeinschaftsmesse**“, während P. Roguet O.P. ausführlicher handelt über „**Grundsätzliches und Durchführung der Gemeinschaftsmesse**“. — Ferner erschien eine volksliturgische Vertonung des **Matthäusevangeliums** von E. Damais und ein bebildertes katechetisches Buch für die Kleinen: „**Mon vrai Missel**“. — P. Lesimple O.P. schrieb ein **Meßbuch für Kranke**. Aus seiner langjährigen Krankenseelsorge lernte er die religiösen Wünsche und Bedürfnisse seiner Kranken kennen. Er versucht nun in diesem Gebetbuch dem Verlangen der Kranken psychologisch wie theologisch nachzukommen. Eindrucksvoll ist die Zusammenstellung der Stellen aus Evangelium und Apostelbriefen, die zum Trost der Kranken sind. Eine Aufzählung aller religiösen Schriften für Kranke ist angefügt.

Dr. Max Lesch

Christlich-pädagogische Blätter. Zeitschrift für Religionsunterricht, Kinder-

und Jugendseelsorge. Herausgegeben vom Katechetischen Institut in Verbindung mit den Diözesanarbeitsgemeinschaften der Religionslehrer und dem Katholischen Jugendwerk Österreichs, Wien. — „Nach zehnjährigem Schweigen treten auf Wunsch des hochwürdigsten Episkopates von Österreich die Christlich-pädagogischen Blätter wieder an die Öffentlichkeit. Sie wollen mithelfen in der Verkündigung des Wortes Gottes an die junge Kirche, die mitten im Wachstum steht. Vom Kinde bis zum Reifenden spannt sich der weite Bogen, der alle Probleme und Fragen einschließt, die Priester und Laienhelfer in klaren und sicheren Worten darlegen und den Herzen der jungen Menschen einprägen sollen.“ Dieses Programm wird sehr eifrig und sachgemäß verwirklicht. Sehr zahlreich und wertvoll sind die ausgeführten Katechesen und auch die Stundenbilder.

In heiliger Sendung. Werkblätter für Laienarbeit im Gottesreich. Herausgegeben vom Österr. Seelsorge-Institut in Wien. — Die Herausgeber dieser wieder erscheinenden Hefte sind sich der Schwierigkeiten, aber auch der Notwendigkeit dieser Herausgabe wohl bewußt. Es ist wirklich notwendig, für den täglich größer werdenden Kreis der Mitarbeiter in der Seelsorge theoretische und praktische Hilfen für ihr neuartiges Arbeiten zu bieten. Es sind die Seelsorgehelferinnen, Laienreligionslehrer und -lehrerinnen, Pfarrmesner, Pfarrsekretäre, Caritashelferinnen, katholische Krankenpflegerinnen, Pfarrbibliothekare, Schriftenstandbetreuer, Kirchenbeitragsbeamte, Pfarrbeiräte, Pfarrausschußmitglieder, die Laienmitarbeiter an den kirchlichen Zentralstellen und die Pfarrhaushälterinnen u. a. m., an die sich diese Werkblätter richten und denen sie zu Diensten sein wollen.

Ernst Burgstaller hat in seinem bei Otto Müller in Salzburg erschienenen, reich illustrierten Buch „**Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich**“ im Anschluß an die geheiligten Zeiten ein sehr reichhaltiges Brauchtum aufgezeichnet, das auch heute noch in Oberösterreich lebendig ist. Wenngleich sein Bemühen nicht religiös interessiert ist, sondern volkskundlich, bietet doch das Buch auch vom Standpunkt des Feierns der kirchlichen Jahreszeiten manches Interessante.

DIE GROSSEN EVANGELIENERKLÄRUNGEN

VON

JOSEF DILLERSBERGER

MARKUS

Das Evangelium des heiligen
Markus in theologisch und
heilsgeschichtlich vertiefter Schau.

Je Band ca. 200 Seiten, Hlw., Preis bei Bezug
aller 5 Bände je Band S 12,50, Einzelband S 13,60.

Im Oktober erscheint der Band V,
womit dieses Werk wieder
geschlossen vorliegt.

„Es ist die auch für den Laien wichtigste
Neuerscheinung der Bibelliteratur
seit Jahren ... Nach all den land-
läufig verflachenden Übersetzungen
endlich eine Neuübersetzung, die aus
tiefster Ehrfurcht vor dem heiligen
Wortlaut geboren ist ... Auch die Er-
klärung ist außerordentlich ...“

(Wir lesen, Basel)

„Dillersberger hat den „Markus“ des
20. Jahrhunderts geschrieben ...“

(Heilige Quellen)

LUKAS

Das Evangelium des heiligen
Lukas in theologisch und
heilsgeschichtlich vertiefter Schau.

Je Band ca. 200 Seiten, Hlw., Preis bei Bezug aller
6 Bände je Band S 12,50, Einzelband S 13,60.

Bereits vollständig erschienen.

„... Ein Vorzug dieser Bücher ist
feine Harmonie zwischen Wissen und
Gebet einerseits und Wissenschaft und
Leben andererseits ...“

(Bibel und Liturgie)

„... Ein Meisterwerk der Exegese, das
den Menschen unserer Zeit das Evan-
gelium wirklich aufschließt, aufnahme-
bereit für das Wort Gottes macht und
das Verständnis für die Lehre des
Heils schärft ...“

(Schönere Zukunft)

In allen Buchhandlungen erhältlich

OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG

In zweiter, verbesserter Auflage
ist erschienen:

TAGZEITENBUCH DES MONASTISCHEN BREVIERS

(Diurnale Monasticum)

Leinen mit Farbschnitt DM 19.—

Leder mit Farbschnitt DM 28.—

Leder mit Goldschnitt DM 32.—

Nicht bloß eine kleine Gruppe Be-
vorzugter, sondern weite Kreise kön-
nen mit diesem Buch am opus Dei
der Mönche intensiv teilnehmen und
sich so am offiziellen Gebet der Kirche
selbst beteiligen. Die Sorgfalt der
Übersetzung, die reiflichst geprüfte
Anordnung und Einteilung der ein-
zelnen Teile, die Verwendung von
Überschriften und Erklärungen, das
erläuternde Vorwort, die typogra-
phische Gestaltung des Textes und die
Auswahl des Papiers — alles hilft
zusammen, ein Werk zu schaffen, das
für den Benützer Lebenswert behält.

Zu beziehen in allen Buchhandlungen

VERLAG FRIEDRICH PUSTET
REGENSBURG

In neuer Auflage ist erschienen:

KYRIALE FÜR DAS VOLK

Als Anhang zu den Meßbüchern
von Anselm Schott O.S.B.
hrsg. von den Benediktinern der
Erzabtei Beuron.

Das Büchlein kann vorläufig in doppelter Ausgabe
geliefert werden:

A. Neuauflage des Beuroner Kunst-
verlages 1949: Mit einführenden
Erläuterungen (XX + 76 Seiten).
Broschiert DM —.90

B. Lizenzaufgabe: ohne
Erläuterungen, besseres Papier.
Geheftet DM —.90

Staffelpreise für beide Ausgaben:
Einzelexemplare DM —.90, ab
25 Exemplaren —.88, ab 100 Exem-
plare —.85, ab 500 Exemplare —.80.

Orgelbegleitung zum Kyriale für
das Volk von P. Fidelis Böser
(neue Preise): lose DM 7.50,
gebunden 8.40

Zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt beim

BEURONER KUNSTVERLAG
BEURON/HOHENZOLLERN



HEILIGER DIENST

WERKBLÄTTER
HERAUSGEGEBEN VOM
LITURGISCHEN INSTITUT
ERZABTEI ST. PETER, SALZBURG

III FOLGE 11/12

JAHRGANG 1949

HEILIGER DIENST

Werkblätter, herausgegeben vom

LITURGISCHEN INSTITUT / ERZABTEI ST. PETER, SALZBURG

SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ADALBERO RAFFELSBERGER O.S.B.

Folge 11/12

1949

INHALT:

DES HERREN KOMMEN IN NIEDRIGKEIT UND HERRLICHKEIT	
DDr. P. Erhard DRINKWELDER O.S.B., Salzburg	163
ANDREAS LACKNER: GOTISCHE ALTARFLÜGEL	
Zwei Abbildungen	164, 165
DIE „HEILIGE NACHT“ DES BENEDIKTINER-LAIENBRUDERS	
MARIAN RITTINGER VON GARSTEN	
Dr. Heinrich DECKER	167
MARIAN RITTINGER: HEILIGE NACHT. Abbildung	169
DAS VERLANGEN NACH DEM FEST	
Dr. Fritz LEIST, München	170
DIE V. KONFERENZ DER LITURGISCHEN KOMMISSION	
AN UNSEREM INSTITUT	
Dr. P. Adalbero RAFFELSBERGER O.S.B., Salzburg	172
ZUR SCHWESTERN- UND LAIENBREVIER-FRAGE	
P. Hildebrand FLEISCHMANN O.S.B., Seckau	173
CANTICUM ANNAE	179
LATEINISCHE ODER DEUTSCHE KULTSPRACHE	
Dr. Benedikt REETZ O.S.B., Abt von Seckau (Schluß)	180
CHRISTLICHES ERBE IN NEUEM LICHT	
Dr. Leopold ROSENMAYR, Wien	187
WERKRAUM	
Richtlinien für die Gestaltung des Gotteshauses aus dem Geiste der römischen Liturgie / Sakralbau - Eisenbetonbau / Der IX. schwei- zerische Katholikentag / Lernet umdenken	190
BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN	199

EINE BITTE AN UNSERE BEZIEHER:

Dürfen wir nochmals um die Begleichung etwa offener Abonnementsbeträge für das Jahr 1949 bitten. Die Zeitschrift hat die Bezugsgebühr nicht erhöht, trotz teilweise erweiterten Umfangs. So müssen wir besonders auf den Eingang aller restlichen Außenstände bedacht sein!

POSTSPARKASSENKONTO: WIEN NR. 192.271

VERLAG RUPERTUSWERK DER ERZABTEI ST. PETER

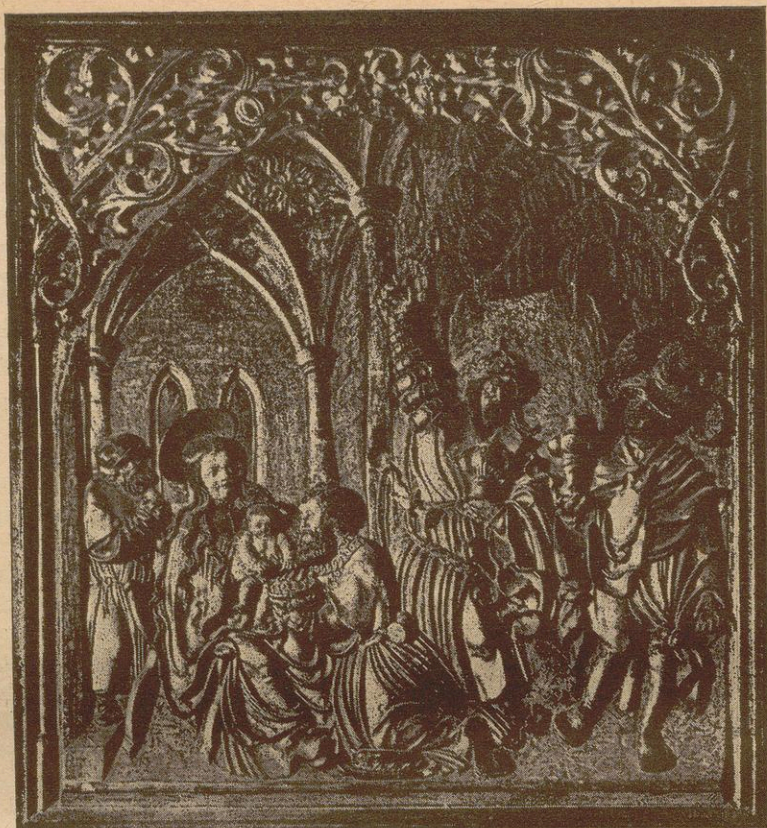
SALZBURG I, POSTFACH NR. 113 — TELEPHON NR. 1001

DRUCK: SALZBURGER DRUCKEREI UND VERLAG, BERGSTRASSE NR. 12

DES HERREN KOMMEN IN NIEDRIGKEIT UND HERRLICHKEIT

Mit dem Jahre 1950 wird das Fest der Erscheinung des Herrn endlich auch in Österreich wieder als staatlicher Feiertag begangen. Die Erfahrung zeigt, daß vielen Gläubigen der eigentliche Sinn dieses Festes und seine Beziehung zum Weihnachtsfest nicht klar ist. So möge das Folgende eine Hilfeleistung für die Unterweisung sein.

Pascha ist das Fest des Überganges von der äußersten Erniedrigung Christi im Kreuzestod zu seiner Auferstehung und Verklärung, ein Scheiden von dieser Welt zuerst in Niedrigkeit, schließlich aber in Herrlichkeit. Diesem doppelten Scheiden und seiner groß angelegten Feier zu Ostern entspricht auch ein doppeltes Kommen des Herrn in Niedrigkeit und Herrlichkeit und seine Feier in der Weihnachtszeit. Schon mit dem 18. Sonntag nach Pfingsten beginnt die besinnliche Ausschau nach dem Kommen des Herrn: er kommt in Macht und Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels. Was wir im Glaubensbekenntnis immer freudig bekennen: Von dannen, er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten, hat auch seine Feier in den Festen des Kirchenjahres (wie jeder andere Glaubensartikel) wenn auch nicht an einem eigenen Tage, so doch in der Zeit der letzten Sonntage nach Pfingsten und des ersten Sonntags im Advent. Aber ganz allmählich verwandelt sich die dem Urchristentum so vertraute Sehnsucht nach der Parusie, der zweiten Ankunft des Herrn, in die Erwartung des menschengewordenen Gottessohnes im Stalle zu Bethlehem. Da sehen wir nichts von der Macht und Herrlichkeit des Weltenrichters, sondern nur die Hilflosigkeit des neugeborenen Kindes. Aber die vorausgehenden Wochen bereiten uns darauf vor, daß unser Glaube in der Hilflosigkeit des Kindes den Schleier erkennt, hinter dem die Herrlichkeit des Gottessohnes verborgen ist. Der in Niedrigkeit und Armut zu uns kommt, hat nur die Gestalt des Niedrigen und Armen angenommen. In Wirklichkeit ist er die Göttliche Majestät selbst, die ihren ganzen Reichtum über die Erde ausschütten will. Geheimnisvoll ist der Ursprung und Ausgang dieses armen Kindes in der Krippe zu Bethlehem. Mit heiligem Staunen verfolgen die 3 Weihnachtsmessen den weiten Weg aus dem Dunkel des göttlichen Geheimnisses in das helle Tageslicht der Erde. In ihrer Gesamtheit wirken diese drei Messen wie ein mühsames Sichdurchringen der aufsteigenden Sonne durch die über der Erde liegenden Nebel. In der Mitternachtsmesse neigen wir uns vor dem verborgenen Gott, der in unzugänglichem Lichte wohnt und uns Menschen darum in undurchdringliches Dunkel gehüllt erscheint. In Wirklichkeit ist es aber Licht. „Das ist die Botschaft, die wir von ihm vernommen haben und euch verkünden: Gott ist Licht. In ihm ist keine Finsternis“ (1 Jo 1,5). Unser Auge aber würde geblendet, wenn dieses Licht nicht mit dem Schleier der Niedrigkeit in Bethlehem verhüllt wäre. Das Einzugslied der ersten Messe führt uns bis zum letzten Ursprung des göttlichen Lichtes, zu dem Worte, das der Herr spricht: Mein Sohn bist Du, heute zeuge ich Dich. Aus diesem Ursprung dringt ein Lichtstrahl in die dunkle Erdennacht. Es ist nur ein Strahl. Ringsum ist und bleibt es zunächst Nacht, aber eine Nacht, in der das Licht leuchtet, so daß wir mitten in der Nacht die Mysterien dieses himmlischen Lichtes auf Erden erkannt haben — („lucis mysteria in terra



cognovimus“). Dieser Gegensatz von Licht und Finsternis beherrscht die ganze Stimmung der Mitternachtsmesse. Weil es in der Nacht ja nicht licht sein kann, nun aber doch licht ist, so kann dieses geheimnisvolle Licht — *lucis mysteria* — nur aus einer andern Welt kommen. „Im Lichtglanz des Heiligtums zeugte ich Dich aus meinem Schoße vor dem Morgenstern“ — so singt der Chor im Stufengesang der Messe. Dieses Licht ist nichts anderes als die Gnade Gottes, die allen Menschen erschienen ist (Epistel).

Die erste Wirkung des göttlichen Lichtes ist aber nicht Freude, sondern Furcht. Als der Lichtglanz Gottes — *claritas Dei* — die Hirten umstrahlte, fürchteten sie sich sehr (Evangelium). Wir aber verstehen, was dieses Licht bedeutet. „Denn durch die geheimnisvolle Menschwerdung des Wortes ist vor den Augen unseres Geistes das neue Licht Deiner Herrlichkeit aufgestrahlt.“ „Gott ist uns sichtbar erschienen, um in uns die Liebe zu den unsichtbaren Gütern zu entflammen“ (Präfation). So leuchtet das göttliche Licht in die *Erdennacht* hinein; es kommt von dem, der da spricht: „Im Lichtglanz des Heiligtums zeuge ich Dich aus Meinem Schoße noch vor dem Morgenstern“ (Kommunionlied).

Zwischen Nacht und Tageslicht liegt die *Morgendämmerung*. Ihr ist die zweite Messe zur Zeit des Morgengrauens gewidmet, an deren



Ende die Sonne, heute das Sinnbild Christi, des Lichtkönigs, aufgeht. „Lux fulgebit — Licht erstrahlt“ so beginnt das Einzugslied aus dem Propheten Isaias, dessen Reden uns den ganzen Advent hindurch begleitet haben. Nun „ist es nicht mehr ein Schauen eines fernen himmlischen Lichtglanzes. Nun sind wir vom neuen Lichte des fleischgewordenen Wortes überströmt und bitten, daß dieses göttliche Licht aus unseren irdischen Werken widerstrahle“ (Oration). Denn durch Jesus Christus wurde der Heilige Geist in reichem Maße über uns ausgegossen (Epistel). Mit den Worten, die täglich zur Begrüßung des Herrn an das Sanctus angefügt werden, begrüßt ihn der Sängerkhor nun im Stufengesang, nicht ohne ein Wort vom Licht hinzuzufügen: „Hochgelobt sei, der kommt im Namen des Herrn. Gott, der Herr, Er leuchtet uns.“ Der Weihnachtsmorgen findet die in der Nacht berufenen Hirten an der Krippe. Was sie fanden, ist Armut und Niedrigkeit: „Sie gingen eilends und fanden Maria und Josef und das Kind, das in der Krippe lag“ (Evangelium).

Zur Zeit der dritten Weihnachtsmesse strahlt die siegreiche Sonne schon über die Erde in vollem Glanze: „Alleluja. Der heilige Tag erstrahlt uns; kommt, ihr Völker, und betet an den Herrn. Denn heute stieg das große Licht herab auf die Erde. Alleluja.“ So erklingt die Botschaft vor dem Evangelium, das mit dem Bekenntnis schließt: „Wir haben

Die beiden Altarflügel stellen in schöner Weise die Zuordnung von Epiphanie und Pascha zum eucharistischen Zentralgeheimnis dar.

seine Herrlichkeit gesehen“; gesehen, aber im Fleisch verborgen, denn was wir sahen, ist doch nur ein „Puer natus et filius datus — ein neugeborener Knabe und ein geschenkter Sohn“ (Einzugslied). Das ist das Kommen des Herrn in Niedrigkeit.

Eine ganz andere Stimmung durchweht die Messe am Feste der Epiphanie, der glorreichen Erscheinung des Herrn: „Er zieht in seine Stadt ein um Hochzeit zu halten. Die Stadt selbst ist eine Braut, mit der er sich vermählen will. Und die Stadt ist seiner würdig; er selbst hat sie seiner würdig gemacht, weil sein Licht über sie ausgegossen ist, und die Herrlichkeit des Herrn über ihr strahlt (Epistel und Graduale). Gottes eingeborener Sohn ist in der Gestalt unseres sterblichen Fleisches erschienen und hat uns durch das Licht seiner Unsterblichkeit wiederhergestellt“ (Präfation). Zu Epiphanie wird nicht das Kommen eines hilflosen Kindes gefeiert, sondern der festliche Einzug des Königs. Seine Herrlichkeit ist nicht verborgen, sondern erstrahlt in vollem Lichte. Sie erstrahlt bei seiner Taufe im Jordan, bei seinem ersten Wunder in Kana und beim Kommen der Weisen aus dem Morgenland. Jetzt erst hat die lange Adventsehnsucht ihre Erfüllung gefunden: „Ecce advenit — Siehe, er ist gekommen“, aber nicht um als Richter zu verurteilen, sondern um die Menschheit für immer mit sich zu verbinden. Die im göttlichen Kinde verborgene Herrlichkeit ist nicht nur die Gewalt des Richters, sondern auch die Liebe des Erlösers. Der Ausgang des Lichtes ist zum Lichtsieg geworden. Gekommen ist der Friedensfürst, der Freiheit bringt. Die Gaben der Weisen aus dem Morgenland sind Hochzeitsgeschenke zur Hochzeit des Königssohnes. Epiphanie ist nicht ein bloßer Gedenktag der Erinnerung an das Kommen der „Heiligen Drei Könige“, es ist eine Huldigung zum Einzug des Königs der Könige. Wir knien nicht mehr an der Krippe des göttlichen Kindes, wir haben Anteil an der Gotteskraft des verklärten Herrn. Jetzt sehen wir nicht mehr das schwache Kind, sondern seine Herrlichkeit voll Gnade und Wahrheit. Je dunkler uns der Hintergrund des in die Nacht der Erde herabgestiegenen Gottessohnes erschien, desto heller leuchtet uns die Herrlichkeit seiner Verklärung. Wohl vertieft sich die Kirche in die Geschichte der armen heiligen Familie in ihrer Not, in der sie selbst von den Bürgern Bethlehems in den Stall hinausgestoßen wird, aber sie vergißt dabei nicht, daß diese geschichtlichen Tatsachen längst der Vergangenheit angehören. Heute sitzt der Herr zur Rechten des Vaters, und darum, weil es derselbe ist, dessen Mutter damals Herberge suchte, war der Sinn seines Kommens ein ganz anderer, als die Bürger Bethlehems damals meinten. Die Benedictus-Antiphon am Feste der Beschneidung, also zwischen Weihnachten und Epiphanie, preist stauend den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen seiner Ankunft in Niedrigkeit und Herrlichkeit: „Ein wunderbares Mysterium wird uns heute verkündet. Neues geschieht mit den Naturen. Gott ist Mensch geworden. Was er war, ist geblieben, und was er nicht war, hat er angenommen; er hat keine Vermischung und keine Trennung erlitten.“ Das also ist der letzte Sinn des Herabsteigens des Gottessohnes: das Gefallene emporzuheben. Das ist die Tat göttlicher Liebe. Erst zu Epiphanie wird uns der Sinn der Geburt Christi klar. Aber auch Epiphanie hätte keinen Sinn ohne Geburt Christi im Fleische. Das Ringen des Morgen- und Abendlandes um den Sinn des Kommens Christi in diese Welt hat sich in den beiden Festen auf das glücklichste vereint. Schaute der Morgen-

länder das Kommen des königlichen Bräutigams, so freute sich der Abendländer am Kindlein in der Krippe. Der Morgenländer schenkte sein Fest dem Abendland, der Abendländer dem Morgenland. Nie hat ein glücklicherer Austausch von zwei Betrachtungsweisen stattgefunden als damals, da Morgen- und Abendland in treuer kirchlicher Gemeinschaft vereinigt, ihre Feste austauschten. Die Erscheinung der strahlenden Lichtgottheit ergänzt notwendig die Geburt in Armut und Niedrigkeit. Wie das Kreuz zur Auferstehung, so führt die Krippe zur Epiphanie. Keine Auferstehung ohne Kreuz, keine Epiphanie ohne Krippe.

Erhard Drinkwelder O.S.B.

DIE „HEILIGE NACHT“

DES BENEDIKTINER-LAIENBRUDERS MARIAN RITTINGER VON GARSTEN

(+ 1712)

Das Mysterium der Menschwerdung in einem sakralen und volkstümlichen Meisterwerk

Der klare Bericht des Lukasevangeliums verlockte stets die gestaltende Phantasie, das Mysterium der Inkarnation des Erlösers mit aller Anschaulichkeit eines irdischen Ereignisses zu formen. Dadurch entstand die Gefahr, daß populäre Darstellungen der „Heiligen Nacht“, wie unsere heute meist gebräuchlichen Weihnachtskrippen, durch erfindungsreiche Häufung profaner Nebenzüge die Betrachtung vom sakralen Kern des Ereignisses stark ablenken und die Würde des Themas verletzen.

Mit der wachsenden Volkstümlichkeit solcher Darstellungen schwindet ihr innerer Gehalt, ihr sakraler Charakter; sie verlieren sich im religiösen Genre. — Zweck der Weihnachtskrippen ist aber unstreitig, die Grundtatsache der Heilslehre in symbolhafter Würde zu gestalten, nicht jedoch der Schaulust Material in panoptikumhafter Fülle zu liefern. Bei dem Bestreben, um jeden Preis volkstümlich zu sein, entsteht die Gefahr, daß Werte, die sich nur geistiger Versenkung erschließen, durch allzu sinnfällige Veranschaulichung verloren gehen.

Die Betrachtung einer Weihnachtsdarstellung von höchster künstlerischer Meisterschaft beweist, daß diese zugleich dem sakralen Thema gerecht werden und allgemein verständlich bleiben kann, ohne sich in die Alltäglichkeit zu verlieren. — Es ist die kleine nur 32 Zentimeter hohe, liebevoll in Buchholz geschnitzte vollplastische Gruppe der „Heiligen Nacht von Garsten“, die nur zur Weihnachtszeit aus ihrem bergenden Schrein genommen und einer andachtvollen Schau dargeboten wird. Keine farbige Fassung suggeriert sinnliche Realität, sondern der blonde Firnis, der durchsichtig über dem Holze liegt, adelt dessen Formen zu goldleuchtender Kostbarkeit. — Streng geschlossen, würdevoll und still versammelt sich unter dem Stalldach die Gruppe der Anbetung der Hirten: Von seinem Strohlager aus segnet das Heilandskind lächelnd auch den Andächtigen, während sich seine Mutter frontal mit ausgebreiteten Armen schützend über es beugt; rechts schließt die Profilgestalt des Nährvaters den Bereich elterlicher Hut und Verehrung ab, der sich über dem Kinde wölbt und erweitert über den knieenden Gestalten in der Nische wiederholt, die Felsen und Ranken über ihnen bilden. Die doppelte Hülle umschließt den Kern des Geschehens: das göttliche Kind und die Anbetung der Eltern.

Diesem formalen und geistigen Bereiche fügt sich links schon der älteste Hirte ein, der knieend seine Gabe — ein an den Beinen gebundenes Lamm — geopfert und seinen Stab niedergelegt hat, — Attribute, die sich dem Blicke nicht aufdrängen, sondern nur Bindeglieder zwischen dem liegenden Kinde und dem Hirten bilden. — Dieser geschlossenen zentralen Gruppe gliedert sich nur lose der links eintretende Hirte an, der den Hut lüftet und zu dem sich ein Kamerad, zur Andacht mahnend, wendet.

Durch äußerste Beschränkung der Zahl und der Aktion der Figuren sammelt der Meister den geistigen Gehalt der Darstellung, wahrt er die Stille und Weihe, die der Anbetung allein gemäß sind: „Christus natus est nobis: venite adoremus!“ Keine Gestalt, die nicht dem zentralen Ereignisse kompositionell verbunden wäre. Es ist bezeichnend für den Geist dieses Werkes, daß es keine „Krippe“ im eigentlichen Sinne ist, d. h. keine willkürlich veränderliche Anordnung einzelner Kleinplastiken, sondern eine feste, vom Künstler feinst durchdachte Figurengruppe, die z. B. in der formalen Scheidung der heiligen Familie von den anbetenden Hirten symbolhafte Bedeutung besitzt; die ihr eigene, gelöste Asymetrie verdeutlicht das Herzukommen der Hirten, ohne sich im Ausspinnen körperlicher Sonderaktionen zu ergehen. Die künstlerische Verbindung der einzelnen aufeinander bezogenen Gebärden besitzt den musikalischen Klang des Weihnachtsliedes, die Weihe des „Hirtenamtes“: „Laßt uns nach Bethlehem gehen und schauen was da geschehen ist und was der Herr uns verkünden ließ!“ (Evangelium.) Mit überzeugender Kraft wird bei Einsatz geringster Mittel das Wunder sichtbar.

In der Verbindung von Geheimnis und Offenbarung, sakraler Würde und klarer Verständlichkeit liegt ein Teil der Meisterschaft dieses Werkes; ein anderer zeigt sich darin, daß der Künstler nicht der Verlockung zu detaillierter Schilderung der Einzelformen erlag. Die Formen von Körper und Gewand sind vielmehr flüssig und großzügig; die Gesamtwirkung herrscht über die Einzelbildungen, so daß wir hier einen Bildner am Werke sehen, der nicht ausschließlich als Kleinplastiker tätig, sondern der gewohnt war, in großen Formen zu denken.

Dieser Bildhauer war der um 1650 in Kärnten geborene, seit 1683 als kunstschaftender Laienbruder in der Benediktinerabtei Garsten bei Steyr tätige und dort 1712 gestorbene Marian Rittinger; ein Zeitgenosse also des großen Mondseer Bildhauers Meinrad Guggenbichler oder des Hauptmeisters des Salzburger Hochbarock, des Simeon Frieß. In Rittinger gipfelt die Überlieferung einer langen Generationenfolge von Künstlern, die seit dem hohen Mittelalter im Dienste des Stiftes Garsten standen, und die noch um 1700 das Kunstleben der Stadt Steyr beherrschten.

Dem Verfasser ist es vor Jahren gelungen, das gänzlich unbekannte Lebenswerk dieses bedeutenden Meisters des Traungaues kritisch festzustellen. Er ging dabei aus von den für Rittinger gesicherten lebenssprühenden Plastiken des Gestühls des ehemaligen Sommerchores im Stifte Garsten, das heute zum Teil an seinem alten Standort wieder aufgerichtet, in seinen reichsten Stücken aber im Kapitelsaal von Kremsmünster verwendet ist. Die Folge der anmutig bewegten Engelsgestalten, welche die Rücklehnen dieses Gestühls schmücken, hat den sonst durchaus barockfeindlichen Adalbert Stifter zu einer der schönsten Kunstschilderungen in seinem Roman „Der Nachsommer“ inspiriert. — Die reichen Formen dieses Hauptwerkes lassen erkennen, daß Rittinger einerseits die Plastiken einer Reihe mächtiger Altäre im Garstener Stiftsland, andererseits kost-



MARIAN RITTINGER († 1712) HEILIGE NACHT VON GARSTEN

bare Kleinbildwerke geschaffen hat. Darunter nehmen die Apostelstatuetten des ehemaligen Hochaltartabernakels der Abteikirche von Kremsmünster einen besonderen Rang ein. Das Melos ihrer Bewegung, die Formen ihrer majestätischen geistgeprägten Häupter verbindet diese heute in Sattledt befindlichen Werke Rittingers mit den Männerköpfen der Garstner Heiligen Nacht, die wohl nahe dem Lebensende des Künstlers, kurz vor 1712, entstanden ist. Hier hat eine vollreife Meisterschaft dem weihvollen Thema die denkbar knappe, dadurch aber zu überzeugender Würde erhobene Formung verliehen; diese beseelt jener echt musikalische Reiz, jener schönheitliche Glanz, der die besten Werke oberösterreichischer Plastik adelt. Mit der „Heiligen Nacht von Garsten“ stellt sich Rittinger, der Hauskünstler des Benediktinerstiftes an der Enns, dem Großmeister Meinrad Guggenbichler an die Seite, der sein reiches Lebenswerk der Benediktinerabtei Mondsee dargebracht hat. — Dieses sein Werk ist eine vorbildliche Gestaltung des hoch-heiligen und menschlich-innigen Ereignisses der Menschwerdung Gottes.

Dr. Heinrich Decker

DAS VERLANGEN NACH DEM FEST

Wir beobachten in unserer Zeit, ähnlich wie gegenüber den sonstigen religiösen Wirklichkeiten, auch gegenüber der Liturgie eine verhängnisvolle Nichtbeachtung. Die Schäden liegen tiefer als daß man ihnen nur durch die Einführung von „Gemeinschaftsmessen“ beikommen könnte. Wo sie liegen, ahnt man, wenn man darauf achtet, wie wenig die Teilnehmer an einer liturgischen Feier fähig sind, sich zu sammeln, still zu sein, eine Gebärde ausdrucksfähig zu vollziehen. Die Tatsache ist nicht zufällig, daß viele Christen, Priester wie Laien, mit der Liturgie nichts „anfangen“ können. Rein natürlich gesprochen, setzt der liturgische Vollzug eine hohe Kultivierung des seelischen Lebens voraus, die weithin fehlt. Liturgische Vorbereitungen hätten sehr einfache Verhaltensweisen einzuüben — die Entspannung, das Stillsein durch ruhiges, gleichmäßiges Atmen, die Betrachtung durch gelöstes Sichanvertrauen an die Macht der großen und heilenden Bilder. Der Verrohung und der Barbarisierung im seelischen Leben entspricht auch ein gewisser Verfall im liturgischen Leben. Selbstverständlich sind diese Vorgänge nicht bewußter oder willensmäßiger Art und es ist müßig, die Schuldfrage aufzuwerfen. Es ist auch zu einfach, anzunehmen, ein Stand habe versagt, der Priester- oder der Laienstand.

Trotzdem in den letzten Jahrzehnten theologische Besinnung und Arbeit wesentliche Erkenntnisse über die Liturgie sich erarbeitet haben, ist das allgemeinere Bewußtsein des Kirchenvolkes noch verhältnismäßig wenig verändert. Wie anders müßten unsere Feste, vor allem der Vollzug des Heiligsten, der Eucharistie, werden, wenn wir sie feierten aus dem Glauben, daß Liturgie die Gestalt ist, die heute das Heilsgeschehen annimmt, daß in ihr heiliges Pneuma wirkt, verwandelnd und neuschaffend wie an den ersten Pfingsten. In der Liturgie wird die Geschichte der Offenbarung weitergeführt.

Wie weit viele Christen vom Eigentlichen der liturgischen Feier entfernt sind, ersehen wir daraus, daß Liturgie und Fest als endzeitliches Ereignis völlig in Vergessenheit geraten sind. Wie viele selbst fromme Menschen feiern die Messe aus der Haltung, daß sie die Feier jener ist,

die warten auf die Wiederkunft des Herrn? Sie täten nichts anderes als das, was Paulus den Korinthern anempfohlen hat: „So oft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis daß er kommt“ (1. K 11, 26). Ob nicht die Bedeutungslosigkeit christlicher Feste im praktischen Leben vieler Menschen damit zusammenhängt, daß man ihren endzeitlichen Charakter vergessen hat? Muß sich dadurch nicht eine geheime Sinnlosigkeit einschleichen, die je und je stärker wird, darüber, daß wir jedes Jahr in endloser Wiederkehr „die gleichen Feste“ feiern? Wenn wir das Endzeitliche aus dem Wesen des Festes streichen, dann allerdings wird ihre Wiederholung sinnlos. Wie anders war die ursprüngliche Haltung, aus der die Feier der Heiligen Nacht, der Osternacht, entstanden ist, wenn der Diakon im „Exsultet“ singt: „So bitten wir dich denn, o Herr, diese Kerze, zur Ehre deines Namens geweiht, leuchte in ungeschwächtem Glanze fort, das Dunkel der Nacht zu vertreiben . . . Der aufgehende Morgenstern schaue noch ihre Flamme, jener Morgenstern, der keinen Untergang kennt; jener, der, aus dem Totenreich wiedergekehrt, dem Menschengeschlecht aufleuchtet in mildem Glanz.“ Das Bild vom Morgenstern erscheint im letzten Kapitel der Geheimen Offenbarung: „Ich bin die Wurzel des Geschlechts David, der helle Morgenstern“ (22, 16). Die Mitte jener eucharistischen Feier, d. h. jenes Festes, ist der wiederkommende Kyrios Jesus. Die Hoffnung der Feiernden aber ist, daß ihr Fest einmal übergeht in jenen Tag, der keinen Abend mehr kennt.

Wir sind überzeugt, daß diese Haltung eine andere Einstellung zur Liturgie hat als jene, für die das Endzeitliche nicht mehr Realität ist. Dadurch dürfte leichter verständlich werden, wie ernst die Liturgie genommen werden muß, ereignet sich doch in ihr Heil und Unheil. Immer da, wo die Eucharistie gefeiert wird, ist im Vorübergang Mitte der Welt; nicht im Politischen, nein, im Kultisch-Liturgischen entscheidet sich die Geschichte der Menschheit, ob sie das annimmt oder ablehnt.

Wenn wir die Liturgie in diesem Sinne verstehen, brauchen wir uns nicht mehr zu wundern, daß sie die Möglichkeit bietet, zum Ort zu werden, wo der Mensch auch in seinen seelischen Leiden Hilfe finden kann. Wir reden nicht einer Vereinfachung das Wort, dazu sahen wir zu viele unheilbare seelische Krankheiten. Wir verweisen vielmehr auf ein umfassendes Problem, das fast nirgendwo in Angriff genommen wird; nämlich dieses: Der Mensch als Masse wurde dadurch möglich, daß ihm die Welt heimatlos wurde. Sie wurde ihm aber nicht deshalb unheimlich, weil die kopernikanische Weltsicht die Offenbarung etwa entwertete, sondern weil er aus dem Kultischen herausfiel. Die Masse, vor allem die von Diktatoren gelenkte, wird zum Ersatz für den Ausfall des Kultus, weshalb sich in Diktaturen sehr rasch Ersatzformen für den echten Kultus bilden.

Das Verlangen nach Fest und Kult ist ebenso ein Urverlangen der Seele wie die Sehnsucht nach Heil; letztlich deshalb, weil die Seele ohne Gott nicht leben und nichts außer ihm sie stillen kann.

Fritz Leist

Aus dem soeben erscheinenden ersten Band unserer Schriftenreihe „In viam salutis“: Fritz Leist, „Kultus als Heilsweg“. Zur Überwindung der Heillosigkeit unserer Zeit. 60 Seiten, S 7.50, (Verlag Rupertuswerk, St. Peter, Salzburg). Wir werden auf diese bedeutsame Schrift noch eingehend zurückkommen.

DIE V. KONFERENZ DER LITURGISCHEN KOMMISSION AN UNSEREM INSTITUT

Kurzbericht

Am 29. November d. J. fand die diesjährige (V.) Konferenz der österreichischen Liturgischen Kommission statt. Es versammelten sich im Institutum Liturgicum wieder die Vertreter der österreichischen Diözesen und die Fachleute, um über die laufenden Fragen sich zu besprechen. Den Vorsitz bei den Beratungen führte der Hochwürdigste Herr Bischof-Koadjutor von Linz, Exzellenz Dr. Franziskus Z a u n e r. Er führt zusammen mit dem Diözesan-Bischof von Linz, Dr. Josephus Calasanctius F l i e ß e r das Liturgische Referat der österreichischen Bischofskonferenz. Der Gesundheitszustand Exzellenz Fließers hat sich, wie der Hochwürdigste Vorsitzende mitteilte, erfreulicherweise weiterhin gebessert.

Der erste Beratungspunkt war der Einheitsliederkanon der österreichischen Bistümer. Es referierte der zum Sekretär der Liedkommission bestellte Domkapellmeister Josef Kronsteiner, Linz. Wir werden über den Einheitsliederkanon nach Vorliegen der endgültigen Form an dieser Stelle noch genau berichten. Die bevorstehende Herausgabe neuer Diözesangebete- und Gesangbücher bedingte eine gewisse Dringlichkeit der Arbeit; daher war der Entwurf schon am 16. November der damals tagenden Bischofskonferenz zur Information kurz vorgelegt und von ihr gutgeheißen worden. Es ist sehr erfreulich, daß es durch die rasche Arbeit der Liedkommission gelungen ist, trotz der zweifellos sehr großen Schwierigkeiten den Einheitsliederkanon in seinen wesentlichen Teilen fertigzustellen. Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, sei gleich hier bemerkt, daß dieser Kanon nicht als Singbuch für das Volk, sondern als Norm für die Verantwortlichen gedacht ist. Es wurden auch alle Schritte genau überlegt, die den besten Publikationsmodus gewährleisten und jede Möglichkeit einer Konkurrenzierung der offiziellen Gebet- und Gesangbücher der einzelnen Diözesen ausschließen.

Das zweite Referat der Konferenz beschäftigte sich mit jenen Fragen, die an dem im Erscheinen begriffenen Diözesan-Gebet- und Gesangbuch für die Kirchengebiete Salzburg, Kärnten, Trient, von allgemeinem Interesse sind. Es sprachen Regens Dr. Karl Berg, Domprediger Leonhard Lüftenecker (beide Salzburg) und Pfarrprovisor Paul Beier, Maria Wörth. Besonders bemerkenswert ist bei dieser Neuausgabe die starke prinzipielle Anlehnung an die Liturgie, eine große Auswahl von deutschen Meß-Ordinarien, besondere Formen deutscher Vespren usw. Wir werden auch darüber einzeln noch berichten.

Der dritte Beratungsgegenstand endlich war der Entwurf des neuen deutschen Schwestern- und Laienbreviers, den P. Hildebrand Fleischmann von Seckau fertiggestellt und in einem ausführlichen Referat vorgelegt hat. Da der Verfasser an anderer Stelle dieser Zeitschrift den ganzen Fragenkomplex eingehend bespricht, genüge an dieser Stelle der Hinweis, daß mit Zustimmung der Kommission an den österreichischen Episkopat die Bitte gerichtet wurde, er möge für den österreichischen Bereich das „Officium Divinum“ offiziell approbieren. Den breitesten Raum

nahm bei diesen Besprechungen die Frage der Übersetzung des neuen Psalteriums (Guardini-Psalter) ein, insbesondere die Rezitierbarkeit und Sangbarkeit des deutschen Psalters. Die Probleme, die damit aufgeworfen werden, sind außerordentlich bedeutsam und vielfältig. So etwa die Frage, inwieweit das Sprachempfinden des heutigen Menschen, in concreto das unserer Gegenden, einen Verzicht auf jambische Formen zugunsten annähernd freirhythmischer verlangt. Ferner die überaus schwierige und umstrittene Frage des „deutschen Chorals“.

Zum Abschluß berichteten noch die Vertreter aller österreichischen Diözesen über die Publikation und die praktische Durchführung der „Allgemeinen Meßordnung“ in ihren Kirchengebieten. Diese richtete sich selbstverständlich nach den jeweiligen Gegebenheiten der einzelnen Diözesen; es zeigte sich aber erfreulicherweise, daß man überall darangegangen ist, eine organische Entwicklung der Meßfeierformen nach den Prinzipien der „Allgemeinen Meßordnung“ zu gewährleisten. — In jenen Diözesen, die ihr Gebet- und Gesangbuch neu auflegen (Salzburg-Kärnten), werden diese Grundsätze von vorneherein hineingearbeitet.

Durch den Austausch der Gedanken über die verschiedenartigen Detailfragen entwickelt sich so im Gespräch von selbst eine bei aller Wahrung der diözesanen Sonderheiten sich langsam immer mehr ausprägende Linie zu einer österreichischen Einheit.

Dr. P. Adalbero Raffelsberger O.S.B.

ZUR SCHWESTERN- UND LAIENBREVIER-FRAGE

Überblick

Mit der Revision des Psalters hat Pius XII. eine Brevier-Reform eingeleitet. Rom holte bei namhaften Liturgikern aller Länder Gutachten ein. Auch die Liturgische Kommission Deutschlands wurde ersucht, Vorschläge zu machen. In diesem Zusammenhang wurde auch die Laien- und Schwestern-Brevier-Frage akut. Das Officium BMV Marianum schien als Gemeinschaftsgebet den Bedürfnissen einer Zeit, in der für den Kult und das Kirchenjahr größeres Verständnis erwacht war, nicht mehr zu genügen. Die Kommission prüfte bestehende und in Vorbereitung befindliche Laien- und Schwestern-Breviere. Es erschien äußerst wünschenswert, eine Vielfalt solcher Breviere zu vermeiden und eine Einheit anzustreben. Eine Vielfalt bedeutet Zersplitterung. Es erschien als nachteilig für den Gedanken der Teilnahme von Schwestern und Laien am offiziellen Gebetsgottesdienst der Kirche, wenn die Schwestern dieses, die Laien ein anderes Officium hätten, diese Kongregation dieses, die andere ein anderes. Wenn ein einheitliches Brevier für alle zustande käme, das womöglich auch noch in den anderen Ländern Eingang finden würde, käme viel stärker zum Ausdruck, daß das, was Laien und Schwestern beten, Teilnahme an dem einen Gebetsgottesdienst der Kirche ist. Da oft Hausgenossen, Zöglinge oder Kirchenbesucher in den Klosterkirchen der Vesper, Komplet oder Prim beiwohnen, ist das außerordentlich wünschenswert, daß sie das gleiche Brevier haben. Aus dieser Erwägung heraus hielt die Kommission es für gut, ein Einheits-Brevier zu schaffen, übernahm keines der bestehenden ohne weiteres, gab aber dem Bearbeiter des Seckauer Volks-Breviers und des Seckauer Officium Divinum den Auftrag, ein neues Brevier nach den Weisungen und Wünschen der Kommission herzustellen, und womöglich schon die

kommende Brevier-Reform, wenigstens was die sicher zu erwartenden Änderungen betrifft, zu berücksichtigen.

Auftrag

Sie beauftragten eine Sonderkommission, den Plan mit dem Bearbeiter herauszuarbeiten, was in drei Tagungen geschehen ist. Der so entstandene Plan wurde der Plenarsitzung der Liturgischen Kommission vorgelegt, eingehend erörtert und festgelegt. In engster Fühlungnahme mit der Sonderkommission hat der Bearbeiter dieses Brevier fertiggestellt. Exzellenz Stohr, der Bischof von Mainz und Vorsitzender des Liturgischen Referates, hat das Manuskript dem Gesamtepiskopat Ende August 1949 vorgelegt und wurde beauftragt, im Namen des Gesamtepiskopates dieses Brevier nach genauerer Prüfung zu approbieren und zu empfehlen, was bereits erfolgt ist. Das Brevier ist bei Herder-Freiburg in Bearbeitung, und zwar in drei Ausgaben, einer deutschen mit 600 Seiten, einer lateinisch-deutschen mit 1200 Seiten und einer verkürzten deutschen mit zirka 300 Seiten. Es ist auch Fühlung mit dem österreichischen Episkopat und mit der Liturgischen Kommission Österreichs genommen worden. Schon 1948 ist der Plan und Aufbau der Liturgischen Kommission Österreichs vorgelegt und sind ihre Wünsche berücksichtigt worden. Auf der letzten Tagung dieser Kommission ist das fertig ausgearbeitete *Officium Divinum* (so heißt das neue Schwestern- und Volksbrevier) vorgelegt, ausführlich besprochen und begrüßt worden. Auch mit Bischöfen der Schweiz und Frankreichs ist deswegen Fühlung genommen worden. Es besteht Aussicht, daß es auch in diesen Ländern Eingang findet. Das Brevier ist in enger Verbindung mit einer Reihe von Mutterhäusern und unter möglicher Berücksichtigung ihrer Wünsche und Bedürfnisse entstanden.

Das vorliegende neue Brevier, „*Officium Divinum*“ genannt, ist also nicht das Werk eines einzelnen, es sind an der Herstellung des Planes namhafte Fachleute beteiligt. Die Übersetzung, bzw. die Textgestaltung ist einer eingehenden Kritik qualifizierter Fachleute unterzogen worden, so daß man annehmen kann, daß dieses Brevier nicht so sehr dem Geschmack eines einzelnen entspricht, sondern eher etwas Allgemeingültiges darstellt.

I. Schwestern-Brevier

1. Bedenken

Bei manchen Schwestern-Genossenschaften ergeben sich einige Bedenken gegen die Einführung eines neuen *Officiums*. Sie befürchten, einer alten Tradition untreu zu werden, da das *Officium Marianum* von Rom approbiert ist und seit sieben Jahrhunderten in der Kirche gebetet wird. Ihre Stifter haben ihnen dieses Gebet gegeben. Durch die Konstitutionen sind sie zu dem *Officium Marianum* verpflichtet und haben die Ehrenpflicht übernommen, die Mutter Gottes durch dieses *Officium* täglich zu verherrlichen. Sie fragen sich nun, ob es recht ist, dieses Marienlob aufzugeben.

Das *Officium Marianum* (ausgenommen das des Dominikanerordens) ist von dem Benediktiner Petrus Damiani als Ergänzung zum großen Brevier gemacht worden und wurde von den alten Orden zu den offiziellen Tagzeiten bis in die neueste Zeit hinzugefügt. Als die neueren tätigen Ordensgenossenschaften entstanden, die das große Brevier nicht beten konnten, wurde ihnen in Ermangelung eines anderen kürzeren Breviers dieses *Officium Marianum* als Gemeinschaftsgebet gegeben. So mußte also dieses *Officium* eine Lücke ausfüllen. Die Antiphonen sind dem Fest der Himmelfahrt Mariä größtenteils entnommen und daher weniger passend für ein *Officium*, das das ganze Jahr gebetet wird als das Kommune der Mutter Gottes im großen Brevier.

Es geht also hier nicht um eine Untreue gegen Tradition und Satzungen, sondern es geht um eine Weiterführung und Weiterentwicklung der Tradition ganz im Sinne der ursprünglichen Absicht der Kirche. Wir wollen die Satzungen nicht

aufheben, sondern eher mehr tun als sie vorschreiben. Wir wollen zu einem besseren und vollkommeneren Officium übergehen. Das Marianum ist nur ein einziges Officium. Ein Brevier aber besteht aus vielen Officien, aus den Officien der großen Feste und Zeiten des Kirchenjahres. Somit erfüllen wir die Konstitutionen in einem höheren und vollkommeneren Sinne, zumal das neue Brevier von den kirchlichen Oberen und Bischöfen genehmigt oder gewünscht wird, die ja die entsprechende Vorschrift der Konstitutionen in diesem Punkte abändern werden können. Es ist somit keine Untreue, sondern ein Fortschritt.

Das Marienlob wollen und dürfen wir den Schwestern nicht nehmen. Wir wollen es nur an die richtige Stelle rücken. Sie sollen in Zukunft die Marienverehrung so verwirklichen, wie die Kirche selbst es tut. In den vielen Marienfesten im Laufe des Kirchenjahres und im Samstags-Officium der Mutter Gottes. Die Marienfeste wie Himmelfahrt, Unbefleckte Empfängnis, Lichtmeß, Verkündigung und Sieben Schmerzen werden mit einem eigenen Officium gefeiert werden und sind so ragende Gipfel im Kirchenjahr. Das tägliche Marienlob im Officium Marianum, das immer das gleiche ist, gleicht einer einförmigen Ebene. Es dürfte der Mutter Gottes selbst viel wohlgefälliger sein, wenn wir an den großen Festen des Herrn seine Geheimnisse mit den betreffenden Texten feiern, als wenn wir „Assumpta est Maria in coelum“ am Karfreitag, am Osterfest, an Pfingsten, Weihnachten, an Mariä Geburt, an Verkündigung, an Mariä Unbefleckter Empfängnis und an Sieben Schmerzen Mariä beten. Wenn wir ihren Sohn an seinen großen Festen mit dem Fest-Officium verherrlichen, wird dadurch der Mutter Gottes nichts an Ehre weggenommen, sondern ihr eine noch größere Ehre und Freude bereitet.

2. Bedürfnis

Es fragt sich nun, besteht bei den Schwestern ein wirkliches Bedürfnis? Soviel ich durch meinen engen Kontakt mit den verschiedensten Kongregationen erfahren habe, besteht bei allen mehr oder weniger ein wirkliches Bedürfnis darnach. Dies bezeugen zunächst die fast zwanzig Genossenschaften, die seit Jahren, manche seit 16 Jahren, unser Seckauer Schwestern-Brevier bzw. Volks-Brevier beten. Sie sind davon begeistert und würden unter keinen Umständen mehr zum Beten des Marianum zurückkehren. Sie haben nicht bloß eine reiche Abwechslung, die ihnen ein viel andächtigeres Beten des Officiums ermöglicht, sondern ziehen aus diesem Anschluß ans Kirchenjahr und ans Leben und Beten der Kirche einen reichen geistigen Gewinn. Unwillkürlich wurde ihre Frömmigkeit und ihr geistiges Leben aus den Quellen der Liturgie gespeist und wurde so viel echter und gediegener. Sie gingen von einer zu gefühlsmäßig betonten Gebetsart zu einer viel gediegeneren Art über. So erfüllte sich bei ihnen, was Papst Pius XII. in seiner Enzyklika „Mediator Dei“ wünscht: „Daß Geist und Gesetz der heiligen Liturgie die außerliturgischen Frömmigkeitsübungen in gesunder Weise durchdringen.“

So ist bei sehr vielen Schwestern-Kongregationen, die noch das Officium Marianum beten, ein sehr erfreuliches Bestreben deutlich spürbar, ihr Officium möglichst neu zu beleben und die Rezitation schön und feierlich zu gestalten. Manche Ausgaben des Marianum haben jeder Hore einen Gedanken vom Leiden Christi oder ein sonstiges Geheimnis und eine besondere Intention vorangestellt, also Gedanken, die dem Marianum fremd sind, hineingetragen. Sie nehmen die Horen-Bildchen von Parsch zu Hilfe oder schreiben sich den Laudes- oder Prim-Gedanken an den Rand oder unterstreichen jene Psalmworte, die dem Charakter der betreffenden Hore entsprechen. Das zeigt ein krampfhaftes Bemühen, den Horen-Gedanken aus dem Brevier herüberzunehmen und sich ans große Brevier anzulehnen.

Die Kandidatinnen sind meist liturgisch eingestellt und wollen nicht mehr ein bloßes Pflichtgebet, ein Gebetpensum, sondern sie wollen einen Kult, den sie sinnvoll erfüllen können. Sie wollen engen Anschluß ans Kirchenjahr, ans

Leben und Beten und an den offiziellen Gebetsgottesdienst der Kirche. Sie sind meist mit dem kirchlichen Morgen- und Abendgebet Prim und Komplet vertraut und haben es zu ihrem persönlichen Morgen- und Abendgebet gemacht. Die religiös geweckte Jugend zeigt Vorliebe für ein Volks-Brevier. Viele Schwestern wollen hinter diesen Laien nicht zurückstehen. Alle diese Momente weisen darauf hin, daß es für die Frage des Nachwuchses gar nicht einerlei ist, was die Schwestern für ein Officium beten. Geweckte junge Leute, die ins Kloster gehen wollen, fühlen sich viel eher zu einer Kongregation hingezogen, die ein liturgisches Officium hat. Sie halten ein Kloster, das ein Officium betet, das immer das gleiche ist, in einer Sprache, die die Beterinnen nur unvollkommen verstehen, als rückständig. Ein schönes liturgisches Officium in deutscher Sprache zieht sie an. Von vielen Schwestern erfährt man, besonders bei Abhaltung von Exerzitien, daß es ihnen sehr schwer wird, das Marianum andächtig zu beten und siebenmal des Tages ein wirkliches Marienlob mit immer gleich bleibenden Texten zu verwirklichen. Allgemein wird auch der Wunsch laut, mehr Psalmen im Officium zu haben.

II. Laien-Brevier

Schon seit etwa 28 Jahren gibt es etwas wie eine Brevier-Bewegung unter den Laien. Wir brauchen nur das Stundengebet von Professor Dr. Pius Parsch zu nennen, das voriges Jahr in vierter Auflage erschienen ist. Professor Parsch wollte den Laien am offiziellen Gebetsgottesdienst der Kirche teilnehmen lassen, wollte aber am kirchlichen Brevier nichts ändern, auch keine Kürzungen vornehmen. Er hat damit viel Segen gestiftet.

1933 erschien das kleine Volks-Brevier der Abtei Seckau. Es war für weite Kreise gedacht, suchte sich ganz den Bedürfnissen des Laien anzupassen und war deshalb ein vereinfachtes und verkürztes römisches Brevier. Es hatte drei Psalmen in den großen und einen in den kleinen Tagzeiten und für jeden Tag in allen Horen andere Psalmen. Es wurde mit viel Begeisterung aufgenommen. Das bewiesen die sehr zahlreichen, spontanen Dankschreiben. Viele schrieben, daß sie sich längst schon so etwas gewünscht hätten. Von neueren originellen Laien-Brevieren sind zu nennen Dillersbergers Stundenbuch und das Laien-Brevier von Przywara.

Akademikern hatte das Laien-Brevier von Maria-Laach reiche Anregung geboten. Das Tagzeitenbuch von P. Richard Beron ermöglicht den Besuchern der Benediktiner-Abteien den Anschluß an das volle Chorgebet der Mönche. Es gibt auch protestantische Laien-Breviere. Die englische Kirche besitzt in ihrem „Prayerbook“ ein Einheits-Brevier, das zugleich Einheitsmeßbuch ist.

Hier stellt sich nun eine grundsätzliche Frage: Wie soll ein Laien-Brevier gestaltet sein? Ist ein verkürztes, vereinfachtes römisches Brevier für den Laien das richtige? Oder empfiehlt es sich vielmehr, für ihn ein Gebetbuch zu schaffen, das ein Gebetsgottesdienst darstellt, der ganz den Bedürfnissen und den Rhythmen des modernen Menschen sich anpaßt ohne Rücksicht auf den traditionellen und offiziellen Kult der Kirche in ihrem Brevier? Soll also hier der traditionelle Aufbau, die alte Horen-Verteilung aufgegeben werden und weniger Gebetszeiten beibehalten werden, etwa ein Morgenlob und ein Abendpreis? Und sollen ferner die Gebete und Texte nicht mehr dem Brevier und somit nicht mehr dem alten Testament entnommen werden, sondern Lesungen, Gesänge und Gebete, die unserem Kulturkreis entnommen sind und dem Empfinden des modernen Menschen besser entsprechen? Soll man auch dabei die Psalmen fallen lassen oder nur wenige betbare Psalmen übernehmen? Ähnlich stellt sich die Frage in bezug auf die Reform des römischen Breviers. Die „Ephemerides Liturgicae“ und auch diese Zeitschrift haben wiederholt Reformvorschläge gebracht. Die einen vertreten ein Festhalten am traditionellen Aufbau und am überlieferten Textbuch. Wir können sie die objektive Richtung nennen. Andere bewegen sich in der eben genannten Richtung, die wir die subjektive nennen möchten. Damit ist in keiner Weise die in der Enzyklika

„Mediator Dei“ gerügte Unterscheidung von objektiver und subjektiver Frömmigkeit gemeint. Welche Richtung verdient nun beim Laien-Brevier den Vorzug? Wir möchten hier der objektiven Richtung das Wort reden. Es geht ja nicht bloß darum, dem heutigen Christen schöne anregende Gebete und Gedanken an die Hand zu geben, also seinen subjektiven Bedürfnissen zu entsprechen. Die Herzmitte des Christentums sowie auch christlichen Lebens ist der Kult. Diesen nannte die Frühkirche „Opus Dei“ (Werk Gottes). Dies besagt nicht nur ein Werk für Gott, sondern etwas von Gott Gewirktes. Der heilige Paulus sagt: „Wir wissen nicht, worum wir bitten sollen. Da tritt der Geist Gottes mit unaussprechlichen Seufzern für uns ein.“ Also gründet christliches Beten, vornehmlich aber der offizielle Gebetsgottesdienst der Kirche, im Wirken des Heiligen Geistes. Es liegt ihm etwas Gottgegebenes und Gnadenhaftes zugrunde. Seit dem Fall des Menschen kann kein rein menschlicher Kult, kein Opfer, kein Beten, keine Hingabe Gott gefallen, es sei denn, daß er darin etwas von Christus, von Christi Opferhingabe und Beten gewahre. Es ist dies die grundlegende Bedeutung der Verdienste Christi im christlichen Leben und Beten.

Alle Gnadenvermittlung hat Gott in der gegenwärtigen Gnadenordnung (via ordinaria) an den Kult geknüpft. Die Messe ist zuerst Kult, also Gottverherrlichung, erst dann ist sie Gnadenquelle. Die Opferung geht der Kommunion voraus. Jedes Sakrament ist gleichfalls zuerst Verherrlichung Gottes und dann erst Heiligung des Menschen. Christlicher Kult wurzelt also im Göttlichen, in den Verdiensten Christi. Christus tut darin etwas. Erster Träger des kirchlichen Kultes ist Christus, das Haupt, dem sich die Kirche als sein Leib und seine Glieder anschließt in einer Opfer- und Gebetsgemeinschaft. Das Opfern und Beten Christi ist also eine Gegebenheit, eine Voraussetzung im Gebetsgottesdienst der Kirche. Form und Inhalt sind in diesem Kult innig miteinander vermählt. An sich könnte die Form wechseln. Doch in einem Zeitalter, das weder ein starkes übernatürliches Glaubensleben hat, noch genügend schöpferische Kraft, neue bleibende Formen zu schaffen, die den kostbaren göttlichen Inhalt zu bergen und weiterzuleiten vermögen, wird ein Aufgeben der Form die Vermittlung des Inhaltes gefährden.

Der Gebetsgottesdienst der Kirche ist nichts Abstraktes, er muß vielmehr von lebendigen Menschen vollzogen werden. Bleibt dieser Vollzug nicht bloß auf Priester und Mönche beschränkt, sondern beteiligt sich an ihm auch ein Kreis von Laien, so ist dies eine stärkere Entfaltung und Intensivierung des Lebens der Kirche. (Erster Träger des kirchlichen Kultes ist Christus das Haupt, dem sich die Kirche als sein Leib und seine Glieder anschließt in einer Opfer- und Gebetsgemeinschaft.) Die Texte des kirchlichen Breviers sind meist inspirierte Schrifttexte. So liegt also dem Gebetsgottesdienst der Kirche etwas Objektives zugrunde und dieses ist ein unschätzbarer Wert, dessen Verlust wir sehr beklagen müßten. Schon einmal hat die Kirche in ihren ersten Jahrhunderten um dieses objektive Gebetsgut gerungen, als die Psalmen von der überhandnehmenden Hymnodik im ältesten christlichen Gottesdienst verdrängt wurde. Diese mehr subjektive Richtung neu gedichteter Lieder geriet ins gnostische Fahrwasser, weshalb die Kirche von diesem pneumatischen Hymnenfrühling sich wieder abwandte und das Psalmenbuch, weil inspiriert, zu ihrem offiziellen Liederbuch machte.

Soweit man bis jetzt übersehen kann, hat ein nur geringer Teil der Laien nach mehr subjektiv gestalteten Brevieren und Gebetbüchern gegriffen. Die objektiv gehaltenen Laien-Breviere hatten mehr Erfolg und größere Auflagen, das Parsch-Brevier bereits die vierte und das Seckauer Volks-Brevier die achte Auflage. (Das Volks-Brevier erlebte in einem Jahr drei Auflagen.) Die vielen begeisterten Zuschriften, die der Bearbeiter damals erhielt, beweisen, daß es einem großen Kreis mehr um die Teilnahme am objektiven Kult der Kirche geht als um ein Gebetbuch, das den subjektiven Bedürfnissen der Beter weitgehend entgegen kommt. Demnach will das neue Officium Divinum nicht bloß Schwesternbrevier, sondern gleichzeitig auch Laienbrevier sein.

III. Spezielle Fragen

1. Idee und Aufbau des neuen Breviers.

Unser neues Brevier ist ein organisch verkürztes und vereinfachtes römisches Brevier. Es übernimmt den Aufbau der Horen vom großen Brevier, vereinfacht aber die Rubriken, hat in den großen Horen nur drei, in den kleinen nur einen Psalm, in der Matutin nur eine, aber lange Lesung in drei Abschnitten mit nur einem Responsorium. Um mehr Psalmen in einem so kurzen Brevier unterbringen zu können, sind sie auf zwei Wochen verteilt. So konnten im ganzen 127 Psalmen zur Verwendung kommen. Die Fluchpsalmen und die großen historischen Psalmen sind hier ausgeschieden worden. Es hat also jede Hore eine zweifache Garnitur Psalmen, die Matutin hat auch eine zweite Lesung für die zweite Woche. Das Tagespensum ist etwas kürzer als im Officium Marianum. Unser Brevier ist indes so angelegt, daß die Kongregationsleitung je nach Bedürfnis ein kürzeres, mittleres oder längeres Officium festlegen kann.

Das kürzere nimmt nur den ersten Absatz der Lesungen der Matutin und in allen Tagzeiten nur einen Psalm. Bei erlangter Geläufigkeit im Brevierbeten können Woche für Woche die anderen Teile der Lesungen und die anderen Psalmen der Reihe nach abwechselnd verwendet werden.

Das mittlere Officium betet alles der Reihe nach, außer der zweiten Nokturn, die an Festtagen für das längere Officium beigelegt ist.

Das längere Officium betet eine zweite Nocturn. Psalmen und Lesung der zweiten Woche werden als zweite Matutin genommen. An Werktagen fügt man die Psalmen der zweiten Woche an den kleinen Tagzeiten hinzu. An Sonntagen sind für das längere Officium den kleinen Horen noch je zwei Psalmen, durch Linien deutlich abgegrenzt, hinzugefügt.

III. Etappe (Lesungen für alle Tage des Jahres in einem eigenen Band). Eine Leseordnung für fortlaufende Schriftlesung für drei bis vier Jahre (Henne-Rösch), eine Brevier-Erklärung.

2. Sprachliche Gestaltung.

Damit dieses Officium auch im Chor deutsch gebetet oder zum Teil auch gesungen werden kann, sind die Texte rhythmisch und poesievoll gestaltet. Es wurde besonderer Wert auf wechselnden Rhythmus gelegt. Dem Charakter der deutschen Sprache entsprechend herrscht das Jambische vor. Die Hymnen sind im gleichen Versmaß gehalten wie im lateinischen, damit sie nach der entsprechenden Chormelodie gesungen werden können. Sie wurden nicht sklavisch übertragen, geben aber die Hauptgedanken jeder Strophe getreu wieder. Es ist großer Wert darauf gelegt worden, daß die Hymnen auch in der Übertragung schöne Lieder darstellen. Es wurde auf den an sich populären Reim verzichtet zugunsten einer kraftvolleren Sprache. Der heutige Mensch, der durch die schwersten Erschütterungen hindurch gegangen ist, empfindet eine zu geglättete und harmlose Sprache als unwahr. Deshalb wurde hier der Versuch gemacht, die liturgischen Texte in einer eher herben und harten, aber doch schönen Sprache zu gestalten.

Heiß umstritten war die Frage, welche Übersetzung des neuen Psalters als Einheitstext übernommen werden sollte. Der deutsche Episkopat hat die neue Psalmenübersetzung von Romano Guardini approbiert und als Einheitstext empfohlen. Dem Wunsch des liturgischen Referats der Fuldaer Bischofskonferenz entsprechend, ist der Text von Romano Guardini in dieses Brevier übernommen worden. Man wollte einen Psalmtext, der sprachlich auf der Höhe ist, dies besonders mit Rücksicht auf die heutige und namentlich die kommende Jugend, die hier hohe Anforderungen stellt.

Es ist die Erstellung eines Antiphonales zur deutschen Ausgabe und die Übertragung in eine Reihe von anderen Sprachen vorgesehen.

Seckau

P. Hildebrand Fleischmann O.S.B.

CANTICUM ANNAE

Im Herrn jauchzt froh mir das Herz.
In Gott erhebe ich mein Haupt.
Es spottet mein Mund meiner Feinde.
Deines Heiles Freude ward mir zuteil.
Keiner ist heilig wie der Herr.
Es gibt keinen Gott außer dir,
keinen Felsen wie unsern Gott.
Laßt euer stolzes Geprahle,
Laßt euer freches Gerede;
Zu gut durchschaut euch der Herr,
Wägt euer Tun auf der Waage.
Er vernichtet die Waffen der Mächtigen,
gürtet Schwache mit Kraft.
Satte müssen um Brot sich verdingen,
Hungrige dürfen jetzt feiern.
Unfruchtbare sind vielfache Mutter,
Kinderreiche versiegen.
Der Herr verhängt Tod, der Herr verleiht Leben.
Stürzt in die Hölle die einen, entreißt ihr die andern.
Arm macht der Herr, reich macht der Herr.
Erhöht und erniedrigt.
Er hebt aus dem Staub den Armen
und zieht aus dem Schmutz den Bettler.
Neben Fürsten läßt er ihn sitzen,
Herrlichen Thron weist er ihm zu.
Dem Herrn gehören die Säulen der Erde,
Darauf er den Erdkreis gegründet.
Seiner Getreuen Schritte hütet der Herr.
Doch die Bösen vergehen im Finstern.
Niemand besteht durch eigene Kraft,
Seine Gegner zerschmettert der Herr.
Donnern wird der Höchste vom Himmel,
Der Herr wird richten die Welten.
Macht verleiht er dem König
Erhöht das Haupt seines Gesalbten. (I Reg. 2, 1-10)

Nach der Übersetzung von P. Hildebrand Fleischmann O.S.B.

LATEINISCHE ODER DEUTSCHE KULTSPRACHE

(Schluß)

Was die Gebete oder Gesänge betrifft, so sind die Ansichten darüber geteilter Meinung, ob sie bald deutsch oder bald lateinisch vorzutragen sind. In der Betsingmesse haben wir denselben Fall wie für die Lesungen, aber wir müssen immer wieder feststellen, daß diese Arten der Meßfeiern nicht heranreichen an das klassische Hochamt, auf das unsere heilige Kirche so großen Wert legt, und das sie mit allen Mitteln wie ein Heiligtum hütet.

Zweck der Vormesse ist es, die Menschen innerlich aufzulockern, damit sie fähig seien, am Opfer Christi in hingebender Liebe und in echter Opfergesinnung teilzunehmen. Diese Auflockerung geschieht natürlich nicht allein durch die verständliche Sprache, durch die deutschen Texte, die man in der Hand hat, durch das Übersetzen der lateinischen Texte durch einen Lektor, denn in der Liturgie der Kirche spricht nicht nur der Text, sondern das Ganze: jede symbolische Handlung, die Musik, der Raum, die Farbe, der Weihrauch und viele andere Dinge sind ebenso viele Anknüpfungspunkte für das Verständnis des heiligen Geschehens. So kann es also sein, daß bei einem Hochamte ohne jedes Wort in der Muttersprache der Zweck der Liturgie vollkommen erreicht wird. Wir feierten an einem Pfingstsonntag in Seckau das Pontifikalamt in der Basilika, an dem 25 Universitätsprofessoren teilnahmen. Nach dem Evangelium hielt ich eine Predigt über das Festgeheimnis, die vielen Anklang fand. Aber doch war das Urteil einiger Professoren sehr wertvoll. Sie vertraten die Ansicht, daß in einem so feierlichen und geschlossenen Hochamte die deutsche Predigt wie ein Stilfehler gewirkt habe.

Neben dem lateinischen Hochamte als dem Ideal, gibt es noch andere Formen praktischer, schöner Liturgie, in denen der Volkssprache ein gewisses Recht eingeräumt werden kann und unter Umständen eingeräumt werden muß. Tatsächlich ist das liturgische Leben im deutschen Raum über manche Rubriken und Dekrete mit ausdrücklicher Erlaubnis des Heiligen Stuhles hinweggegangen und hat der deutschen Sprache ein gewisses Recht in der Liturgie erobert, so z. B. in der Singmesse, in der Betsingmesse und im sogenannten deutschen Hochamte. Es wäre aber nicht richtig, wollte man in dieser Art der Meßfeier das letzte Ideal erblicken. Diese Paraliturgien sind immer Stationen auf dem Wege, sind immer Wegweiser auf die klassische und vollendete Liturgie des lateinischen Hochamtes.

Dom Germain Morin schrieb im Jahre 1928 in einem bemerkenswerten Artikel der Zeitschrift Hochland (25. Jahrgang, S. 267 „Vom Geiste und der Zukunft der katholischen Liturgie“): „Wird man mir gestatten, die einzige Lösung, die ich jemals für dieses verwickelte Problem der Teilnahme der Gläubigen am öffentlichen Gottesdienst der Kirche zu finden vermocht habe, mit all der Zurückhaltung, die ein so delikater Gegenstand erheischt, vorzutragen? Hier ist sie: es kann natürlich nicht die Rede davon sein, auf den Gebrauch des Latein zu verzichten und an seine Stelle eine Liturgie in der Volkssprache zu setzen; die Sprache Roms, jenes wunderbare Werkzeug sittigender Kraft würde alle ihre wesentlichen

Rechte behalten und man würde sich sogar bemühen, sie überall da, wo ihr Herrschaftsgebiet bedroht erscheint, wieder zur Geltung zu bringen und zu stärken, da aber, wo sie Gott sei Dank bis auf diesen Tag in Ehren geblieben ist, zu behaupten. Doch könnte man nicht nach und nach dazu gelangen, zwischen den verschiedenen Bestandteilen, aus denen sich unsere heutige Liturgie zusammensetzt, wie es doch nur billig ist, eine Unterscheidung zu machen? Es ist doch z. B. klar, daß der Canon der Messe und die übrigen Formeln des Sakramentars, dieses seinem Wesen nach dem Bischof und dem Priester gehörenden Buches, hinsichtlich ihres Alters, ihrer Daseinsbegründung und ihrer dogmatischen Bedeutung in eine ganz andere Kategorie gehören als der Introitus, das Offertorium, die Communio, das Kyrie und alle jene Stücke der Messe, die hauptsächlich zu jenem Zwecke eingeführt worden sind, die ganze Versammlung der Gläubigen zugleich zu beschäftigen und festlich zu stimmen, indem ihnen ermöglicht wird, an dem göttlichen Mysterium, das sich auf dem Altare vollzieht, durch das Singen des göttlichen Lobpreises teilzunehmen. Was wäre nun dagegen einzuwenden, wenn man unter Beibehaltung des Latein für die Oration, die Präfation, kurzum für den ganzen Teil des Priesters, wo die Verhältnisse es wünschenswert erscheinen lassen, den Gebrauch der Sprache, die allein das Volk versteht, in den Abschnitten des Officiums, an denen teilzunehmen das Volk berufen ist, tolerierte, ja sogar begünstigte?*)

Was Dom Germain Morin hier als Wunsch aussprach, hat sich zum Teil in der Betsingmesse und in den verschiedenen Feiern verwirklicht. Die deutsche Singmesse stellte übrigens schon früher eine Art Volksliturgie dar. Laien und Ordensleute, die nicht Latein können, haben die Möglichkeit, das Brevier in der Volkssprache zu beten oder auch zu singen. Im gleichen Artikel schrieb der Verfasser: „Ich gehöre zu denen, die der Meinung sind, daß die Kirche, wenn sie ihre Liturgie auch vom Volke verstanden und geliebt wissen will, der Sprache des Volkes mit der Zeit einen mehr oder minder breiten Raum in der Liturgie wird einräumen müssen“ (Hochland a. a. O. S. 266). Es ist, wie bekannt, viel geschehen in dieser Hinsicht bei der Spendung der heiligen Sakramente und bei der Feier der heiligen Messe. Aber es hat sich die heilige Kirche noch nicht dazu entschließen können, die lateinische Sprache der Messe auch nur für einen kleinen Teil preiszugeben, denn während im Schiff der Kirche deutsch gesungen und gebetet wird, muß der Priester bei seiner sakralen Sprache bleiben. Es ist kaum denkbar, daß die Kirche hier eine andere Auffassung annehmen wird. Es steht zu viel auf dem Spiele und die Vorteile, die man sich von einer Verdeutschung der Liturgie erwartet, sind durch die jetzigen Übersetzungen und Arten der Meßfeiern vollkommen erreicht.

Als höchstes anzustrebendes Ideal bleibt für jede Pfarrgemeinde das lateinische Choralamt bestehen. Die heilige Kirche duldet neben diesem hohen Ideal auch andere Formen der Meßfeier, die weniger hohe Anforderungen stellen und in denen der deutschen Sprache im Kirchenlied und in den Lesungen genügend Konzessionen gemacht sind. Es ist ja doch so, daß überall dort, wo das Choralamt nicht möglich ist, die Gesangsteile durch das deutsche Kirchenlied oder durch etwas ähnliches ersetzt worden sind.

*) Wir verweisen hiezu auf unsere früheren Stellungnahmen in dieser Zeitschrift. — D. R.

Man hat sich mit Übersetzungen der Liturgie in die Volkssprache geholfen, um den Sinn der Texte dem Volke zu erschließen, und ohne Zweifel ging von den deutsch-lateinischen Meßbüchern ein ganz großer Segen aus. Das Urteil des Abtes Guéranger, der mir sonst immer eine Autorität auf dem Gebiete des Liturgischen ist, kann ich nicht unterschreiben. Er sagt: „Die Übersetzungen der Liturgie führten alle dazu, die Gläubigen vom öffentlichen Gebet abzusondern“ (Zitat bei Festugière, *La Liturgie catholique*, Maredsous 1913, S. 39, Anmerkung 1). Unsere Meßbücher mit lateinischem und deutschem Text beweisen gerade das Gegenteil, denn sie haben das Volk wieder zum Altar und zum Beten der Kirche hingeführt. Woher kommt übrigens die reiche Literatur an Gebetbüchern, sehr süßlichen, subjektivistischen, ganz persönlich eingestellten Inhalts? Ein Grund dürfte wohl folgender sein: in der Schule der Liturgie konnte das Volk der letzten Jahrhunderte deshalb nicht die kernige Art und Sprache der kirchlichen Liturgiefrömmigkeit lernen, weil die Liturgie ihm zu sehr vorenthalten wurde. Was Wunder, wenn das Volk in seinem Bedürfnis zu beten, seine eigenen Wege ging und so Gebete schuf, die dem Gefühl und dem Subjektivismus zu viel Vorschub leisten und in vielen Fällen nicht aus dem Geiste des Glaubens und der Kirche geboren sind? Nachdem heute die Quellen der Liturgie durch gute Übersetzungen, durch Belehrung und Einführung, durch aktive Teilnahme am Gebet der Kirche wieder geöffnet sind, entsteht eine kräftigere Art zu beten. Wer mit der kirchlichen Liturgie und aus ihrem Geiste heraus betet, der lehnt mit der Zeit aus einem gesunden Empfinden heraus alles Sentimentale ab.

Die Verfechter des größeren Gebrauches der Volkssprache in der Liturgie wenden gegen das bisher Gesagte ein, daß die Übersetzungen und die Übertragungen des lateinischen Textes ins Deutsche die Frage der Kultsprache nicht lösen. Wenn der Priester vom Altare aus, der ganzen Kirche das Wort Gottes in der Epistel und im Evangelium verkündet, so ist es doch zum allermindesten sehr befremdend, daß wir uns mit der Übersetzung des Textes in einem Buche abgeben, statt zuzuhören. Hier kann man im gewissen Sinne von einer Absonderung reden, denn in einem wirklichen Gemeinschaftsgottesdienste sollten alle zuhören, wenn sie direkt angesprochen werden und nicht so tun, als ob die Verkündigung sie nichts anginge. Zum Hören aber ist das Verstehen die erste Voraussetzung. Schreibt doch selbst der heilige Paulus: „Ist eure Sprache, die ihr vorbringt, nicht verständlich, wie soll man dann verstehen, was gesprochen wird? Ihr würdet ja in den Wind reden. Es gibt aber wer weiß wie viele Sprachen in der Welt, nichts ist ja ohne Sprache. Doch kenne ich den Sinn der Sprache nicht, so bliebe ich für den ein Fremdling, welcher redet und mir erscheint der Sprechende gleichfalls als Fremdling“ (1 Kor. 14, 9—11). Alles was der heilige Paulus im vierzehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes schreibt, können diejenigen für sich in Anspruch nehmen, die für gewisse Teile der Liturgie den Gebrauch der Volkssprache für berechtigt erachten. Paulus ist der Ansicht, man müsse beim öffentlichen Gottesdienste das, was zum Unterricht, zur Belehrung und zur Erbauung des Volkes dienen soll, so vortragen, daß es alle verstehen. Damit hat er vollkommen recht und unsere heilige Kirche ist derselben Ansicht, verlangt im Tridentinum, daß die Priester immer wieder vom neuen die Liturgie und ihre Texte erklären, gibt uns die

Übersetzung in die Hand und erlaubt, daß viele Teile der Liturgie auch in deutscher Sprache verkündet werden, während der Priester sie lateinisch lesen oder beten muß. Den Stillehörer, der hier vorliegt, müssen wir einfach mit in Kauf nehmen, denn das Vollkommene wird auf dieser Welt nie zu erreichen sein. Sicher hat der Heilige Geist es so gefügt, daß die lateinische Sprache die allein herrschende in der katholischen Kirche geworden ist. Sagen wir ein volles Ja dazu wegen der großen Vorteile, die mit der einheitlichen liturgischen Sprache verbunden sind, Vorteile, von denen zur Genüge die Rede gewesen ist. Es stehen uns so viele Wege zum Verständnis der Liturgie offen, daß es nicht notwendig ist, die lateinische Kultsprache durch die Volkssprache zu ersetzen.

Es mutet einen schon sehr eigenartig an, zu sehen, wie alle Häretiker im Verlauf der Kirchengeschichte eine Liturgie in der Volkssprache verlangen. So z. B. die Katharer, die Albigenser, die Waldenser, die Wiclifiten, die Hussiten, die sogenannten Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, die Jansenisten, die Josefiner, die Aufklärer und die Altkatholiken. Abt Guéranger meint: „Der Haß der lateinischen Sprache ist den Herzen aller Romfeinde angeboren; sie sehen in ihr das Band aller Katholiken auf dem ganzen Erdkreis, das Arsenal der Rechtgläubigkeit gegen alle Subtilitäten des sektiererischen Geistes, die mächtigste Waffe des Papsttums“ (Institutions Liturgiques, 2. Aufl., 1. Bd., S. 402). Alle Häretiker, die eine Liturgie in der Volkssprache verlangen, kehren mehr die didaktische Seite der Liturgie hervor gegenüber der mehr sakramentalen und latreutischen, wie sie in der Auffassung der katholischen Kirche besteht. Bei den Häretikern steht die Gemeinde und ihr Tun, ihre Erbauung und ihre Belehrung im Mittelpunkt. Das kann logischerweise zur Leugnung des besonderen Priestertums führen. Sind Belehrung und Erbauung die Hauptsache, dann fallen die Eucharistie und die anderen Sakramente, eine Folgerung, die Luther und seine Gehilfen nur zu deutlich gezogen haben. Unsere Auffassung über die lateinische Kultsprache ist doch eine sehr verschiedene, vor allem, was die Begründung angeht. Es soll das Wesentliche in der Liturgie, insofern es sakramentale und latreutische Bedeutung hat, unbedingt in der lateinischen Sprache erhalten bleiben. Das Didaktische aber, das doch unleugbar in der Liturgie vorhanden ist, kann seinen Sinn nur dann erfüllen, wenn eine Brücke geschlagen wird vom Latein zur Volkssprache. Diese Konzession an die Volkssprache hat die Kirche gemacht, ohne von ihrer eigenen Kultsprache abzuweichen.

Von unseren Priestern und Liturgikern müssen wir wegen der Einheit des Glaubens, wegen des Mysteriums der sakralen Sprache, wegen der Liebe zur Kirche und zur Tradition, wegen der Feier der heiligen Mysterien und wegen des lateinischen Breviers eine gründliche Kenntnis der lateinischen Sprache verlangen. Es ist in Rom entschieden worden, daß ein Priester seinen Brevierpflichten nicht genügt, wenn er es in der Volkssprache betet. Durch das Studium des Latein eignet sich der Priester auch eine gründliche profane Bildung an, wie sie uns durch die lateinischen Klassiker überliefert wird. Gott trat in seinem Sohne Christus Jesus in die Welt ein zu einer Zeit, da die griechisch-lateinische Kultur ihren Höhepunkt erreicht hatte. Das Herrschergebiet des antiken Rom nahm zuerst die frohe Botschaft auf und es war ganz natürlich, daß die antiken Sprachen und die ganze antike Kultur sich dem Christentum wie

eine Schale darbot, um den neuen Inhalt aufzunehmen. Durch das Studium der Kirchenväter, der Kanonisten und der Theologen erweitert sich die Bildung des Priesters zu einem unschätzbaren und reichen Besitz. Gewiß verkündet unsere Mutter, die heilige Kirche, die frohe Botschaft in den Sprachen aller Völker, aber sie hat doch auch ihre eigene Sprache und es ist recht und billig, daß vor allem die Priester und Theologen die Sprache ihrer Mutter gründlich verstehen und in der Liturgie sprechen lernen.

VII. DEUTSCH ALS SAKRALE SPRACHE

Der zweite Haupteinwand gegen eine fremdsprachige Liturgie beruft sich auf die Zurückstellung und Minderbewertung der Volkssprache, in unserem Falle der deutschen, die nicht würdig sei, sakral zu sein.

Denselben Einwand können alle Völker vorbringen, auch die Italiener, Franzosen, Portugiesen und Spanier, deren Sprachen im Lateinischen ihre Wurzel haben und aus ihm hervorgegangen sind. Der Italiener versteht ebensowenig das Lateinische, wie das Französische, Spanische oder Portugiesische und das gleiche gilt von allen Sprachen, die aus dem Latein herausgewachsen sind. Wenn auch die romanischen Völker das eine oder andere Wort aus dem Lateinischen verstehen, so ist ihnen das Latein im Grunde genommen fast ebenso fremd wie uns Deutschen auch. Sie werden sich allerdings leichter tun im Erlernen der lateinischen Sprache, aber dafür hat Gott dem Germanen mehr Fleiß und Energie gegeben und es ist bekannt, daß es vor allem deutsche Gelehrte sind, die in der lateinischen wissenschaftlichen Philologie führend sind. Im übrigen können wir ja noch weiter in die Vergangenheit zurückgehen über die Antike hinaus und wir finden eine gemeinsame Wurzel für Latein, Griechisch und Germanisch, nämlich das Sanskrit der Indogermanen. Denken wir hier nicht zu kleinlich und eng, nicht zu begrenzt national, sondern hier wie auf dem ganzen Gebiet der christlichen Religion weit und groß und übernatürlich, das heißt katholisch. Das Nationale ziehen wir selbstverständlich auch in das religiöse Gebiet hinein, denn auch die nationalen Werte stehen im Dienste Gottes. Aber wir dürfen sie nicht den höchsten religiösen Werten überordnen. Stark gefühlsbetonte Gedanken und Worte wollen wir Höherem und Edlerem zum Opfer bringen.

Das Beiseiteschieben der römischen, lateinischen Liturgie hat und hatte immer eine Entfremdung von Rom zur Ursache oder zur Folge, und damit ein Sich-Entfernen vom Mittelpunkt der Einheit und eine Absplitterung vom Felsen Petri. Die eine Sprache der Liturgie kann gewiß ein guter Schutz gegen Nationalkirchen genannt werden.

Im übrigen sind die Volkssprachen und vor allem ist die deutsche Sprache nicht aus dem katholischen Gotteshaus verbannt und sie hat in der sogenannten Volksliturgie noch mehr an Bedeutung gewonnen. Unsere schöne deutsche Sprache dient ebenso wie jede andere dem Altare, ja vielleicht noch mehr als andere moderne Sprachen.

Die Predigt in der katholischen Kirche bemüht sich um eine lebendige, moderne, ansprechende Ausdrucksweise und ist dem Wechsel im Sprachgefühl ebenso unterworfen wie die ganze deutsche Literatur. Auch die Predigt ist in die Liturgie der heiligen Kirche eingebaut und Sache des Predigers ist es, aus der Quelle der lateinischen Liturgie zu schöpfen und die in ihr enthaltenen Schätze auszumünzen.

Und erst das deutsche Kirchenlied, ohne das unser Gottesdienst besonders bei den Andachten, aber auch bei mancher Meßfeier gar nicht denkbar ist. Kein Volk der Erde hat uns das bisher nachmachen können. Gewiß sind diese Lieder weder der Vertonung noch dem Texte nach gleichwertig, aber es gibt unter ihnen Meisterwerke, sowohl was die Melodie als auch den Wortlaut angeht. In den letzten Jahrzehnten konstatieren wir eine mühevoll aber auch gesegnete Arbeit auf diesem Gebiete und manche kostbare Perle wurde ausgegraben und zum Besitz des Kirchenvolkes. Mehr und mehr wird aus dem Kirchenliederschatz das Unpoetische, das Sentimentale, das Kindische und Kitschige ausgeschieden werden müssen. Der liturgischen Erneuerung ist es ohne Zweifel zu verdanken, daß der Sinn für diese Dinge wieder wach geworden ist.

Begleitet das Kirchenlied sinngemäß die Liturgiefeier, nimmt es Rücksicht auf das Fest des Tages, auf die liturgische Zeit des Kirchenjahres und begleitet es in seinen Gedanken das Geschehen am Altare, dann kann es in der Tat in einem weiteren Sinne wenigstens eine deutsche Liturgie genannt werden. Nur sehe ich nicht ein, warum der Kontakt zwischen Priester und Volk nicht auch in einer Singmesse wenigstens durch die lateinischen Akklamationen zum Ausdruck kommen soll.

Seinen eigentlichen Platz hat das Kirchenlied in den sogenannten Volksandachten und kirchlichen Feiern, in denen die deutsche Sprache zu ihrem vollen Rechte gekommen ist. Gerade auf diesem Gebiete hat die liturgische Erneuerung insofern befruchtend gewirkt, als sie vieles zu Gemütvoller verdrängte und statt dessen echtes liturgisches Gedankengut in diese Andachten und Feiern hineintrug. Ein noch sehr weites aber fruchtbares Ackerfeld hat sich hier aufgetan. Was aber schon erreicht wurde, ist jedem offenbar, der sich einmal die Mühe nimmt und einen Vergleich anstellt zwischen den Gebetbüchern der einzelnen Diözesen heute und vor fünfundzwanzig Jahren. In Predigt, Kirchenlied und Volksandacht kommt die Volkssprache reichlich genug zur Entfaltung. Dazu hat der Heilige Stuhl es gestattet, daß in den verschiedensten Formen der Gemeinschaftsmessen viele Texte der Liturgie in der Volkssprache vorgetragen werden dürfen. Dadurch wird unsere deutsche Sprache die Brücke zur lateinischen, die Brücke zu unserer ganzen Liturgie. In der Liturgie der Gesamtkirche aber soll die heilige sakrale Sprache der Kirche, das Latein, den Vorrang haben.

VIII. ZUSAMMENFASSUNG

1. Wir sind ausgegangen vom Problem der Kultsprache in unserer Zeit. Vielen gilt das Latein der Liturgie als ein Hindernis zum Verständnis der christlichen Glaubenslehre und der Liturgie und als eine Zurücksetzung der Volkssprache.
2. Die Auffassung der heiligen Kirche, wie sie durch Päpste, Konzilien und Ritenkongregation ausgesprochen wurde, ist die, daß sie für die gemeinsame lateinische Liturgie eintritt und nur selten aus ganz besonderen Gründen Ausnahmen von dieser Regel gestattet. Die Kirche hat sich aber noch nicht herbeilassen können, auch nur ein Jota vom lateinischen Text der Eucharistiefeier preiszugeben. Sie hat aber nichts dagegen, daß manche Teile durch Übersetzungen oder durch Vorbeten und Vorlesen dem Volke näher gebracht werden.

3. Beim Problem der Kultsprache handelt es sich nicht um eine dogmatische Frage, sondern um etwas historisch Gewordenes, das die heilige Kirche ändern könnte. Wir legten diese historische Entwicklung mit ihrer Begründung dar.
4. Eine Kultsprache, die nicht die alltägliche Umgangssprache ist, entspricht dem religiösen Empfinden der Menschen voll und ganz. Über das Mysterium des Sakralen soll der Schleier der Ehrfurcht ausgebreitet sein. Dieser Schleier macht die Mysterien nur um so ehrwürdiger.
5. Die lateinische Liturgie ist tatsächlich zum sichtbaren Symbol der Einheit der katholischen Kirche geworden und zu einer Quelle, die uns den wahren Glauben ganz getreu überliefert. Inhalt und Form haben etwas Unwandelbares und Überzeitliches an sich.
6. Gewiß ist die Kultsprache ein Hindernis für das volle Verständnis der Liturgie bis in ihre kleinsten Einzelheiten. Ein solches Verstehen bis ins Letzte ist gar nicht notwendig, sondern es genügt das Verstehen der großen Linien. Die Liturgie ist nicht in erster Linie Belehrung, sondern ein sakral lateinisches Geschehen, die *actio Christi sacrificae*, die unter uns Gegenwart wird. Sofern sie ausgesprochen belehrende Teile enthält, sind Mittel und Wege gefunden worden, um durch gute Übersetzungen und Erklärungen den Schleier, der über die heiligen Mysterien ausgebreitet ist, so weit zu lüften als es notwendig ist.
7. Die deutsche Sprache ist zur Genüge in den sakralen Bereich hineingestellt durch Predigt, Kirchenlied, Andachten und Feiern und durch gute Übersetzungen.

Das Resultat der Untersuchung wäre demnach folgendes: Wir unterscheiden in der Liturgie den Priester als den eigentlichen Liturgen des Mysteriums, den Priester als den Lehrer und Belehrer des Volkes und das Volk selbst, das mit dem Priester betet und opfert und Gottes Wort hört.

1. Der Priester spricht als Liturge zu Gott gewendet und als Werkzeug Christi die sakrale lateinische Sprache. Hier haben wir den Kern, das Wesentliche, die Substanz der Liturgie, die immer und überall in der bewährten lateinischen Kultsprache beibehalten ist. Die Angemessenheit einer solchen Kultsprache ergab sich aus der grundsätzlichen Erörterung. Der Inhalt der Sakramentare deckt sich mit dem, was hier als wesentliche Substanz der Liturgie bezeichnet worden ist.
2. Als Lehrer und Belehrer des Volkes, als Künder der frohen Botschaft schöpft der Priester aus der lateinischen Quelle der Liturgie, deren Texte für alle Priester der Welt die gleichen sind. Die ausgesprochen didaktischen Teile der Liturgie, wie Epistel und Evangelium, sind ihrem Wesen dazu angelegt, dem Volke irgendwie verständlich gemacht zu werden. Die Lektionarien umfassen diese belehrenden Teile der Liturgie, die Lesungen aus dem Alten wie aus dem Neuen Testamente.
3. Das Volk aber, das in die aktive Teilnahme an der Liturgie hineinbezogen wird, bemüht sich um die lateinischen Akklamationen und Gesänge. Jeder Katholik kennt den Text und den Sinn der Akklamationen und jeder weiß Text und Sinn des Sanctus, des Agnus Dei, des griechischen Kyrie und in großen Linien wenigstens des Gloria und des Credo. Es kann der Fall eintreten, daß die Voraussetzungen

für die volle lateinische Liturgie, die immer das höchste Ideal darstellt, gar nicht gegeben sind; oder es kann der Fall sein, daß diese Möglichkeit nur für bestimmte Tage, nicht aber für jeden Tag gegeben ist; oder es kann sein, daß die Glaubensverkündigung, die Erziehung des gläubigen Volkes, die Weckung der Frömmigkeit und des Verständnisses für die heiligen Mys­te­rien das Latein in manchen Teilen als unüberwindliches Hindernis sehen lassen. Dann wird es zur Ehre Gottes und zum Heile der Seele notwendig sein, der Volkssprache besonders im Gesang ein gewisses Recht einzuräumen, wie das in den Singmessen und den Betsingmessen und überhaupt in den sogenannten Gemeinschaftsmessen geschehen ist. Dadurch, daß jeder den deutschen Text des Meßbuches in der Hand hat, ist die Möglichkeit zum Verständnis der Liturgie gegeben.

Alles in allem neigen wir uns in Ehrfurcht vor dem Willen Gottes, der uns durch den Heiligen Geist die lateinische Form und Sprache der Liturgie geschenkt hat.

Dr. Benedikt Reetz, Abt von Seckau

CHRISTLICHES ERBE IN NEUEM LICHT

Die gegenwärtige Zerworfenheit im seelischen, sozialen und wirtschaftlichen Leben rührt aus einer furchtbaren geistig-religiösen Krise her, welche nach jahrhundertelangen Aufstauungen und Fehlleitungen im abendländischen Raum in den letzten Jahrzehnten offen aufbrach und bis zur Stunde andauert. Diese Realität nicht zu sehen oder sich ihr angstvoll zu verschließen, hieße auf die dem Christen aufgetragene Scheidung der Geister zu verzichten. Die Heilung muß mit neuen Methoden und Kategorien, in echter Weltbegegnung und Auseinandersetzung angestrebt werden.

Dazu bedarf der Christ des Rüstzeugs und der Nahrung, und zwar aus der Herzmitte, aus der Wurzel des christlichen Kosmos, aus den — vielfach ungehobenen — Schätzen des christlichen Erbes. Weder die museal-historisierenden, noch die ästhetizistischen Zirkel, welche „Trost“ bei Goethe oder Rilke suchen, werden die Krise unserer Tage bestehen oder gar heilen können. Allein der neue vom Sakrament gespeiste, in der objektiven Kultgemeinschaft, in der Wesensmitte und Harmonie der Kirche beheimatete Mensch wird bestehen, wird es vermögen, in das Chaos Ordnung, Ordnung der Liebe, hineinzubringen. Denn nur er kann sich der oikonomia theou anbieten, dem Heilsplan dienen.

Darum sollen hier nun öfters Speise und Trank, in Krisen gereifte geistige Früchte, als Wegzehrung gereicht werden. Denn der Geist von Menschen tut uns not, die den gesamten Kosmos noch als Lobgesang begriffen, das Dogma als Quell (nicht als enge Grenze) der Theologie und Dichtung und die realistisch verstandene, gebetete und sittlich gelebte Liturgie als den Weg zu Gott.

„... Wenn die Menschenseele, die Grenze zwischen zwei Reichen, ... erst einmal ausgereinigt ist aus der Neigung des schweren, erdhaften Lebens und durch die Tugend aufblickt zum Verwandten und Göttlichsten, hat sie von da an keine Ruhe mehr im Hindurchfragen und Emporsuchen nach dem Uranfang aller Wesen: was die Quelle der Welt-Schönheit sei, woher aufsprudle diese Kraft, was die erscheinende Weisheit des Seienden speise. Alle Schlüsse und Hebel klügelnden Forschens bewegend und ringsum sich plagend, das Gesuchte zu fassen, muß sie als Grenze der Gotteseffassung

die Wirkkraft setzen, die bis zu uns hin herabsteigt, und die wir durch unser Leben erspüren. Und wie ein wenig Luft, aus der Erde ins Wasser empor entlassen, nicht auf dem Grund des Teiches liegenbleibt, sondern, zur Blase geballt, nach oben hin zum Verwandten eilt (und erst wenn sie an die Oberfläche des Wassers gelangt ist und mit der Luft sich vermischt hat, ruht sie von der Aufwärtsbewegung), so leidet ein Ähnliches die zu Gott hindurchsuchende Seele: spannte sie sich einmal aus den untern Dingen zur Erfassung der obern empor, begriff sie die Wunder Seiner Wirkkraft, so vermag sie mit ihrer vielgeschäftigen Anstrengung nicht weiter voran zu kommen, sondern sie staunt und verehrt Ihn bewundernd, daß Er ist, den sie einzig aus Seinen Wirkungen erkennt. Sie sieht die Schönheit des Himmels, den Glanz der Sterne, den geschwinden Umschwung des Pols, den geordneten, wohlklingenden Kreislauf der Himmels-Körper, den Zirkel der Jahre, in vier Zeiten in sich selber zurückgebogen, ... und all das andere, worin die Wirkkraft Gottes offenbar wird, sieht es, und durch das Staunen über das Erscheinende spürt sie überdenkend empor zu Dem durch die Werke Erkannten, — daß Er sei.“*)

Gregor von Nyssa

Warum greifen wir auf Gregor von Nyssa, den Kirchenvater aus dem vierten Jahrhundert, zurück? Aus dogmengeschichtlichen Gründen, — weil er, gemeinsam mit dem großen Brüderpaar Basilius und Gregor von Nazianz entscheidende Schläge gegen den die volle Göttlichkeit Christi leugnenden Arianismus führte? — Aus sprachlichen Gründen — weil seine, mit theologischem Wissen gepaarte, in der Rednerschule zu Athen geübte Wortmächtigkeit ihm den Namen „Vater der Väter“ eintrug? — Aus geschichtlichem Interesse an den christlichen Frömmigkeitsstilen, — weil Gregor von Nyssa an dem jüdischen Religionsphilosophen Philon, dem heidnischen Neuplatoniker Plotin und an Origenes anknüpfend, besonders mit seiner christlichen Durchleuchtung des alttestamentischen „Hohen Liedes“ der Liebe die christliche Mystik eigentlich begründete und jenen Quell erschloß, aus dem die Mystiker der folgenden Jahrhunderte, von Dionysius Areopagita und Augustinus bis Eckhart und Johannes vom Kreuz, von den religiösen Dichtern des 16. und 17. Jahrhunderts bis Francis Thompson sich nährten?

Einer der drei Gründe würde gewichtig genug sein, um ein Stück aus Gregors Werk zu betrachten. Wir aber fragen aus einer gedrängten und — mag auch manches darüber hinwegtäuschen — bedrohten Zeit. Darum fragen wir nach der für uns bedeutsamen Leistung, dem für uns vorbildlichen Anliegen des Nysseners.

Wohl war zu Gregors Zeit das Christentum zur Staatsreligion ernannt, die Ausbreitung des Gnostizismus gebannt und dem Arianismus 325 zu Nicäa die Stirn geboten worden. Aber die gesamte geistige Welt des Hellenismus mit ihrem innersten Thema: die Stellung des Menschen zu Gott, hatte — seit dem genialen Versuch des Origenes — niemand, auch Athanasius nicht, so zu bewältigen vermocht wie die drei Kappadokier, Basilius, der Humanist und Pädagoge, Gregor von Nazianz, der Dichter und Former der Dogmen, und — vor allem — Gregor von Nyssa, der Mystiker, Theologe und Philosoph. Er war es, der das griechische Geisteserbe nahm und christlich durchgestaltete, sich in neuplatonischen Formulierungen und gewaltigen dichterischen Bildern der schöpferischen hellenisch-hellenistischen Phantasie aussprach, ohne vom Wesen des aus der Urkirche überlieferten Glaubensgutes abzuweichen. Ist diese Tat nicht Anruf und Auftrag besonders für unsere Gegenwart?

Drei Hauptgedanken Gregors sind in dem oben angeführten, ausgewählten Stück angetönt:

*) Übersetzt von Urs von Balthasar: „Der versiegelte Quell“, Salzburg 1939, 128 u. f.

1. der Aufstieg zu Gott,
2. die Erkenntnis Gottes aus dem Kosmos,
3. die staunende Betrachtung.

Der Aufstieg zur „Urvernunft“ (Plotin), der ascensus zum „Ort der Ideen“, vom Stofflich-Sinnlichen zum Geistigen hinauf, ist die Grundforderung des Neuplatonismus. Auch Gregor spricht von einer „Aufwärtsbewegung“ (13, 2—3) der „Seele“. Wohl hat sie „keine Ruhe mehr im Hindurchfragen und Emporsuchen“ (4), aber neu, und spezifisch christlich ist, daß sie, wie die Wasserblase im Teich (10—13) gleichsam hinaufgezogen wird. Diese Anziehungskraft kann aber nur ein persönlicher Gott ausüben, der Christus-Bräutigam auf die Seele-Braut, wie Gregor im Hohen-Lied-Kommentar lehrt. Mit diesem Gedanken überwindet der Nyssener die intellektualistische neuplatonische Vorstellung des fremden Über-Gottes. Mit ihm legt er, — wie die Meister frühchristlicher Mosaiken, — ohne die brauchbaren Gedankenstücke griechischen Geistes fortzuwerfen, das christliche Welt- und Menschenbild weiter aus.

2. Den Gedanken, daß aus dem Kosmos (= Ordnung der Natur und der Gestirne, schöne, schmuckhafte Ordnung) die „Wirkkraft Gottes offenbar wird“ (21—22) rückte die streng positive Theologie seit der Aufklärung in den Hintergrund. J. H. Newman und wenige andere bilden Ausnahmen. Die Theologie nahm den Satz Pauli: „Läßt sich doch sein (d. h. Gottes) unsichtbares Wesen seit Erschaffung der Welt durch seine Werke mit dem Auge des Geistes wahrnehmen: seine ewige Macht wie seine Göttlichkeit“ (Röm. 1, 20) nicht mehr in seiner ganzen Schärfe an. Durch diese starre Trennung von Glaube und Wissen, welche die Theologie nicht zuletzt wegen der mechanistisch-materialistischen Tendenz der Naturwissenschaften vollzog, fiel auch die geistig-religiöse Deutung der Natur, des Natürlichen im Menschen, der Sinnhaftigkeit, zurück, oder verlor sich in naturseligen Pantheismus, verschwommene Sentimentalität und kernlosen Staffage-Ästhetizismus. Die Frömmigkeit wurde vielfach vorwiegend negativistisch und nur asketisch, verlor an Ursprünglichkeit und Kraft. Die im Leben des Christen vollziehbare Einung von Wissen und Glauben war für Gregor eine Tatsache. Seine Bilder und Symbole sind stark und naturhaft (18—21). Er drückt dogmatische Inhalte dichterisch aus. Dogmatik und Dichtung fallen — unserer Zeit fast unverständlich! — bei ihm zusammen; und doch kristallisiert die Begeisterung streng objektiv aus. Eine frische, morgendliche Luft weht uns aus seinen Gleichnissen an.

Ist es verwunderlich, wenn wir heute lebensmäßig und intellektuell eine Verwandtschaft zu den Vätern und zu Gregor verspüren, zumal da auch die neue Naturwissenschaft eine Synthese von Glaube und Wissen geradezu nahelegt?

3. Gibt es für unsere zeitraffende, zweckrationale Gegenwart, welche die gesamte Natur wie ein riesenhaftes Tier für die Interessen der „Zivilisation“ einspannen will, um diese Welt lückenlos zu beherrschen (— Gott wird ausgegrenzt —), noch einen Weg, sich innen zu besinnen? Die Möglichkeit des Innehaltens (nur für Sekunden) müßte im westlich-abendländischen mechanisierten Leben wiederentdeckt werden. Das „Staunen über das Erscheinende“ (22) ist über das „Anpacken“ verloren gegangen. Aber gerade „durch das Staunen... spürt sie (die Seele) überdenkend empor zu Dem durch die Werke Erkannten“ (23). „... mit ihrer vielgeschäftigen Anstrengung vermag sie nicht weiter voranzukommen“ (16) sagt Gregor und hält uns die Grundvorstellung frühchristlichen, beschaulichen Lebens vor Augen. Spanne dich wohl „aus den unteren Dingen zur Erfassung der oberen empor“ (14—15) mahnt er, aber dann — warte auf den Anruf deines Gottes. Denn — kosmisches Geheimnis der Menschwerdung! — seine Wirkkraft steigt „bis zu uns hin herab“ (8—9).

Dr. Leopold Rosenmayr, Wien

WERKRAUM

RICHTLINIEN FÜR DIE GESTALTUNG DES GOTTESHAUSES AUS DEM GEISTE DER RÖMISCHEN LITURGIE

Für den Bereich der Fuldaer Liturgischen Kommission und unter deren Mitwirkung hat Prof. Theodor Klauser die folgenden Richtlinien zusammengestellt. Wir veröffentlichen sie mit freundlicher Erlaubnis der Genannten weil sie über ihren zuständigen Bereich hinaus auch bei den Kirchenbauschaffenden in Österreich Interesse finden werden.

Grundlagen

I. Das christliche Gotteshaus ist das geweihte und — schon unabhängig von der Eucharistie — von Gottes besonderer Gegenwart erfüllte Gebäude, in dem sich das Volk Gottes versammelt. Und zwar versammelt es sich hier:

Erstens und vor allem, um die Erneuerung des Erlösungsopfers Christi zu begehen;

zweitens, um die Früchte des Erlösungsopfers Christi in den heiligen Sakramenten entgegenzunehmen;

drittens, um das Wort Gottes zu hören;

viertens, um dem im eucharistischen Brote gegenwärtigen Christus seine Huldigung darzubringen;

fünftens, um sich außerliturgischen Andachten hinzugeben.

II. Das christliche Gotteshaus dient aber nicht nur als liturgischer Versammlungsraum der Gemeinde, sondern auch als Andachtsstätte des einzelnen Gläubigen.

III. Aus der soeben gegebenen Wesens- und Zweckbestimmung des christlichen Gotteshauses ergibt sich, daß ihm eine unvergleichliche Würde eignet:

Das christliche Gotteshaus ist, erstens, auf eine einzigartige Weise das „Zelt Gottes unter den Menschen“ (Apok. 21, 3), der Ort, an welchem Gott sich von seiner Gemeinde mit Sicherheit finden läßt; es ist das „Vaterhaus“ (vgl. Luk. 15, 17); es ist Gottes „Königspalast“ (basilica).

Das christliche Gotteshaus ist, zweitens, die Stätte, an der die Kirche, der Leib Christi, gebildet wird und heranwächst, darum auch sinniges Symbol dieses Leibes Christi.

Das christliche Gotteshaus ist, drittens, der Ort, an dem die endzeitliche Vereinigung Gottes mit seinem Volke vorweggenommen wird, weshalb man das Gotteshaus auch mit Grund als das zur Erde herabgestiegene himmlische Jerusalem bezeichnet hat.

IV. Auf der anderen Seite ergibt sich aus der Mannigfaltigkeit der Zwecke des Gotteshauses, daß seine Errichtung mit einer besonderen Problematik belastet ist. Die eucharistische Opferfeier stellt andere räumliche Anforderungen als die Spendung der Sakramente der Taufe und der Buße, die Sakramentspendung andere als die Predigt, die Predigt andere als der eucharistische Kult, der eucharistische Kult andere als die Volks-

andacht, die Volksandacht wieder andere als die Privatandacht. Es ist die Aufgabe des Kirchenbauers, eine Lösung zu finden, welche den verschiedenen Verwendungszwecken des Gotteshauses auf eine möglichst vollkommene Weise gerecht wird.

V. Nicht in jedem christlichen Gotteshaus der Welt wird das eucharistische Opfer, die Spendung der Sakramente, die Wortverkündung und der Kult des eucharistischen Christus auf genau die gleiche Weise vollzogen. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich dafür mehrere Weisen, sog. „Liturgien“ oder „Riten“, herausgebildet. Die weitaus wichtigsten Liturgien sind die römische und die byzantinische, erstere für die abendländischen Bistümer, letztere für die Kirchen des Ostens verbindlich.

Bei aller Übereinstimmung im wesentlichen besitzen römische und byzantinische Liturgie doch ein durchaus verschiedenes Gepräge. Daher kann auch das Gotteshaus, in dem römische Liturgie gefeiert werden soll, nicht genau das gleiche sein wie das Gotteshaus, das der byzantinischen Liturgie dienen soll.

VI. Das Gotteshaus ist bestimmt für das Gottesvolk unserer Tage. Es ist daher so zu gestalten, daß die Menschen der Gegenwart sich von ihm angesprochen fühlen. Die edelsten Bedürfnisse des Menschen unserer Zeit müssen in ihm ihre Erfüllung finden: der Drang nach Gemeinschaft, das Verlangen nach Wahrheit und Echtheit, der Wunsch, vom Peripherischen zum Zentralen und Wesentlichen zu kommen, der Drang nach Klarheit, Helle und Übersichtlichkeit, die Sehnsucht nach Stille und Frieden, nach Wärme und Geborgenheit.

Folgerungen

1. Es wäre falsch, Gotteshaus und Schule, Gemeindehospital und Caritasbüro, Pfarrheim und Pfarrbibliothek, Pfarrer- und Küsterwohnung ohne zwingenden Grund an getrennten Orten zu errichten.

Das anzustrebende Ideal wäre die räumliche Vereinigung all dieser Einrichtungen zu einer zusammenhängenden „domus ecclesiae“, damit die engen Beziehungen von Gotteshaus und Priester, Eucharistie und Caritas, Sakrament und Erziehung auch äußerlich sichtbar werden.

2. Es wäre nicht gut, das Gotteshaus ohne Not unmittelbar an eine lärmende Geschäftsstraße zu legen, so sehr der ins Irdische versunkenen Menschheit ein nachdrücklicher Hinweis auf den ewigen Gott nottut.

Es wäre zu begrüßen, wenn die Gläubigen auf dem Wege ins Gotteshaus zunächst eine Zone des Schweigens und der Sammlung, also einen umhegten Vorplatz oder ein förmliches Atrium passieren müßten und so auf die gotterfüllte Stille des heiligen Raumes vorbereitet würden.

3. Es wäre falsch, den Außenbau des Gotteshauses in seinen Maßen und Umrissen, in seiner Gliederung und Dekoration den Profanbauten der Zeit und der Umgebung soweit anzugleichen, daß er wie ein weltliches Bauwerk anmutet. Ebenso falsch wäre es, wenn man darauf ausginge, die Aufmerksamkeit der Passanten durch eine marktschreierische Formensprache auf das Gotteshaus am Wege hinzuweisen.

Unser Bestreben müßte wohl sein, das ganz Andere, das Überweltliche, das Göttliche dessen, was im Innern des Gotteshauses geschieht, auf eine ebenso würdige wie beredte Weise in seinem Äußern anzukündigen und das Gotteshaus dabei doch auf eine harmonische Weise in seine Umgebung einzuordnen.

4. Man wäre nicht gut beraten, wollte man bei der Anlage der Kircheneingänge nur an die Probleme des Windschutzes und der Verkehrsregelung denken.

Es müßte wieder dahin kommen, daß die Gläubigen schon durch die eindrucksvolle Gestaltung der Pforten des Gotteshauses, vor allem des Hauptportals, nachdrücklich auf die Parallele Kirchenpforte-Himmelspforte hingewiesen würden.

5. Es wäre falsch, bei der Planung des Innenraumes nicht vom eucharistischen Opfer, sondern, wie es manchmal geschehen ist, vom Kult der eucharistischen Gegenwart Christi auszugehen und den Raum daher einseitig auf Anbetung und Kontemplation zu stimmen. So zu verfahren wäre falsch, weil in der Stufenleiter der Zwecke des Gotteshauses der Kultus der eucharistischen Gegenwart nicht an erster Stelle steht.

Das mit der Konkurrenz der verschiedenen Zwecke des Gotteshauses gegebene Problem läßt sich auf befriedigende Weise nur dadurch lösen, daß man, wo es möglich ist, den Raum für die eucharistische Opferfeier von dem für den eucharistischen Kult bestimmten Raum irgendwie sondert und womöglich auch noch für die Sakramente der Taufe und der Buße eigene Räume vorsieht. Dann könnte jeder Teil die seiner besonderen Bestimmung entsprechende bauliche Gestaltung erfahren.

6. Irrig ist die weitverbreitete Meinung, daß eine zentrale Aufstellung des Altars inmitten der gläubigen Gemeinde anzustreben sei und daß daher auch die Form des Zentralbaues die einzige befriedigende Form des Gotteshauses darstelle.

Das Gotteshaus ist in erster Linie für die eucharistische Opferfeier bestimmt. Diese Feier aber ist im Sinne der abendländisch-römischen Liturgieauffassung „Aktion“, vor allem Aktion Christi und seines Repräsentanten, des priesterlichen Liturgen, aber auch Aktion der Gemeinde. Höhepunkte der Aktion der Gemeinde sind die Akklamationen vor der Präfation und das „Amen“ nach dem Kanon, sowie der Opfer- und Kommuniongang, von denen ersterer freilich heute nur selten noch in Erscheinung tritt. Das Zusammenspiel dieser Aktionen fordert einen irgendwie zum Altar hin ausgerichteten Raum, der Spieler und Gegenspieler, Priester und Gemeinde, einander klar gegenüberstellt und einen Prozessionsweg herüber und hinüber eröffnet. Das Ideal wäre daher ein Gotteshaus, das diesen Forderungen der römischen Liturgie — Ausrichtung des Raumes auf den Altar, deutliches Gegenüber von Priester und Gemeinde, Möglichkeit eines geordneten Ablaufs der Prozessionen von hüben und drüben — voll genügt, ohne doch eine allzu große Entfernung zwischen den Altarraum und die äußersten Enden des Gemeinderaumes zu legen.

7. Der Altar ist seiner Urbedeutung nach die Stätte, an der sich die Erde dem Himmel entgegenhebt. Im christlichen Bereich ist der Altar seiner Bestimmung nach der Opfer- und Mahltisch des Gottesvolkes und damit zugleich der Ort der eucharistischen Erscheinung Gottes unter uns. Weil aber der Gottmensch auf dem Altar durch die Konsekration gegenwärtig wird, ist der Altar — auch ohne Tabernakel — Thron Christi. Und weil der Altar Thron Christi ist, haben die Alten in ihm auch das Sinnbild Christi gesehen; denn der Thron sinnbildet den Herrscher. Aus alledem ergibt sich, wie falsch es ist, aus dem Altar eine Wandkonsole zu machen oder ihn so zu gestalten, als bestünde seine Aufgabe allein oder

vorwiegend darin, Postament für Tabernakel und Kreuz, für Leuchter und Reliquiare, für Tafelbilder oder Figurengruppen zu sein.

Im idealen Gotteshaus ist der Altar durch seine isolierte und maßvoll erhöhte Stellung, durch seine Umschreitbarkeit, durch seinen ausgewogenen Umriß und durch die Erlesenheit des gewählten Materials, durch seine den Maßverhältnissen des Gotteshauses entsprechende Monumentalität, durch die geschickte Führung der perspektivischen Linien des Raumes, durch seine Aufstellung am hellsten Punkt, vielleicht auch durch einen Baldachin deutlich als das eigentliche Heiligtum, als das Herz der Gesamtanlage gekennzeichnet. Das ideale Gotteshaus wird im Innern wie im Äußern vom Altar aus irdacht und geformt sein.

8. Es wäre falsch, die auf ehrwürdiger Überlieferung beruhende West-Ost-Richtung des Gotteshauses ohne triftigen Grund aufzugeben.

Man wird vielmehr die tiefe und schöne Symbolik der Gebetsostung dem Verständnis und Bewußtsein der Gläubigen wieder nahebringen und damit auch die Orientierung unserer Kirchen wieder lebendig machen. Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß im Gotteshaus der Zukunft der Priester wieder wie einst hinter dem Altar stehen und mit dem Gesicht zum Volke zelebrieren wird, wie es noch heute in den alten römischen Basiliken geschieht; der allenthalben spürbare Wunsch, die eucharistische Tischgemeinschaft deutlicher zum Ausdruck zu bringen, scheint diese Lösung zu fordern. Das Gesetz der Gebetsostung würde einer solchen Entwicklung nicht im Wege stehen. Denn der ideelle Zielpunkt der Ostung ist Gott und sein eingeborener Sohn, die wie die Sonne im Osten thronend und von Osten kommend gedacht werden. Nun ereignet sich aber dieses Kommen Gottes, diese Theophanie, auf dem Altar. Im christlichen Gotteshaus findet also die Gebetsostung ihr Ziel am Altar; ihm haben sich daher Priester wie Gemeinde zuzuwenden.

9. Es wäre doch wohl falsch, wollte man auch in größeren Kirchen den Altar ohne alle Umstände an das Ende des Raumes stellen, wie es in altchristlicher Zeit mancherorts bei den Gotteshäusern des Saaltypus geschah („Einraumkirche“).

Der Sache wie der Überlieferung gemäß wäre es, wenn in größeren Kirchen für den Altar ein rechteckiges, halbrundes oder polygonales Sanctuarium (Chor) deutlich vom übrigen Raum abgesondert würde („Zweiraumkirche“).

10. Es wäre falsch, die Abschlußwand des Sanctuariums mit Fenstern so zu versehen, daß dadurch der Blick auf den Altar erschwert würde. Ebenso falsch wäre es aber auch, wollte man diese Abschlußwand mit figürlichen Bildern ausstatten, die mit der eucharistischen Opferfeier nicht in unmittelbarem Zusammenhang stehen oder nicht zum ganzen Kirchenjahr passen.

Im Idealfall werden Architektur und Dekoration des Sanctuariums so gewählt sein, daß sie die Augen nicht auf sich, sondern auf den Altar und auf die an ihm sich abspielende heilige Handlung hinlenken. Wo figürliche Darstellungen im Sanctuarium angebracht werden sollen, wird man sie der Vorstellungswelt des eucharistischen Hochgebets, d. h. des Textes zwischen Sursum corda und Schlußdoxologie, entnehmen. Man wird jedenfalls nicht historische Vorgänge, sondern statische Motive wählen.

11. Es wäre falsch, den Innenraum des Gotteshauses so zu gliedern, daß der Gemeinde das Bewußtsein, als Einheit, als geschlossene Familie den Gottesdienst zu vollziehen, abhanden kommt. Aber falsch wäre es auch, wollte man den Raum so gestalten, daß nirgendwo ein stiller Winkel zu privatem Gebet übrigbleibt.

Die ideale Lösung wäre wohl ein Gotteshaus, das für die große Sonn- und Festtagsgemeinde wie auch für die kleinere Werktagsgemeinde je einen adäquaten, die Einheit der Versammelten anschaulich machenden Raum bereithält und das dabei doch auch die Andachtswinkel besitzt, die sich der einzelne für seine private Frömmigkeitsübung wünschen mag.

12. Es wäre zu bedauern, wenn die gesammelte Konzentration des gottesdienstlichen Raumes auf den Altar durch Nebentaltäre und Statuen, durch Kreuzwegstationen und Beichtstühle, durch ungeschickt verteilte Leuchtkörper und Bankreihen gestört und der Blick der Gläubigen durch alle diese Dinge vom Heiligtum abgelenkt würde.

Man sollte alles überflüssige Beiwerk beiseite lassen und unentbehrliche Einrichtungsstücke, wie z. B. Nebentaltäre und Beichtstühle, nach Möglichkeit in Nebenräume oder in eine Unterkirche verlagern. Was aber im Hauptraum belassen werden muß, wäre so zu formen und so anzuordnen, daß es den ruhigen Fluß des Raumes zum Altar hin nicht unterbricht.

13. Es wäre falsch, die Sakristei nicht in unmittelbare Nähe des Altarraumes zu rücken, sie etwa, wie in altchristlicher Zeit, seitlich von der Fassade des Gotteshauses anzuordnen.

Aber gut wäre es, wenn eine Verbindung zwischen Sakristei und Eingang des Gotteshauses geschaffen würde, derart, daß der Klerus an Sonn- und Festtagen feierlich durch den Gemeinderaum zum Altar ziehen könnte und das Eingangslied der Meßliturgie (Introitus) so wieder seinen vollen Sinn erhielte.

14. Die Großräumigkeit der Kathedralen, Wallfahrts- und Großstadtkirchen hat es notwendig gemacht, hier nicht vom Altarraum aus zu predigen, sondern von einer hohen Kanzel herab, die gewöhnlich fast in der Mitte des Gotteshauses seitlich aufgestellt ist oder an der Wand schwebt. Unter dem Einfluß dieser großen Kirchen ist es leider fast überall üblich geworden, die Kanzel so aufzustellen, daß ein Teil der Gläubigen den Prediger im Rücken hat.

Die liturgische, das heißt die in die eucharistische Feier organisch sich einfügende Predigt, soll vor allem Fortführung und Deutung des in den beiden Schriftlesungen verkündeten Wortes Gottes sein. Wie „Epistel“ und „Evangelium“ sollte daher, wo es möglich ist, die Predigt vom Altarraum aus, etwa von einem an den Chorschränken stehenden Ambo aus, vorgetragen werden.

15. Der Sängerchor hat eine klar umgrenzte liturgische Aufgabe zu erfüllen: er soll die Gemeinde bei Gebet, Akklamation und Lied führen, sich in die responsorischen Gesänge mit der Gemeinde teilen und bisweilen ganz an die Stelle der Gemeinde treten. Daraus folgt, daß es im Grunde falsch ist, den Sängerchor auf einer für die Gemeinde unsichtbaren, rückwärtigen Empore unterzubringen.

In dem nach streng liturgischen Gesichtspunkten geordneten idealen Gotteshaus ist dem Sängerchor ein Platz im Gemeinderaum, dem Sanctuarium zunächst, zugewiesen. Die rückwärtige Empore wird hier, wenn man nicht überhaupt auf sie verzichtet, der Orgel überlassen sein, deren

liturgische Aufgabe ja nicht darin besteht, als Solistin vermeintliche „Pausen“ der heiligen Handlung auszufüllen, sondern den Gemeinde- und Chorgesang dienend zu unterstützen und gelegentlich an der Randzone des Gottesdienstes die Festfreude der Gemeinde zu akzentuieren (die Empore wäre auch der gegebene Platz für den polyphonen Chor und das — dem streng liturgischen Gottesdienst bekanntlich fremde — Orchester).

16. In der heiligen Taufe werden wir als Kinder Gottes wiedergeboren und damit zugleich in die Kirche, den Leib Jesu Christi, eingegliedert. Es ist beklagenswert, daß diese grundlegende Bedeutung des Taufsakraments im heutigen Pfarrleben kaum zum Ausdruck kommt und daß infolgedessen auch der „Taufstein“ meist zu den vernachlässigten Einrichtungsgegenständen des Gotteshauses gehört.

Im idealen Gotteshaus wird dem monumental gestalteten „Taufquell“ (fons) ein abgetrennter Raum zugewiesen sein, der in der Nähe des Eingangs liegt. Diesem Raum die Gestalt einer runden oder polygonalen Zentralanlage zu geben, gebietet ehrwürdige kirchliche Überlieferung. Die Besinnung auf den Taufritus führt zur gleichen baulichen Lösung. Denn im Kern des Taufritus tritt der Mensch nicht als Träger einer Handlung auf; er ist nur passiver Gegenstand geheimnisvollen göttlichen Wirkens. Diesem Sachverhalt wird nicht ein Längsbau, der seiner Symbolsprache nach ein aktiver Raum ist, gerecht, sondern nur ein Zentralbau, dessen Achse vertikal verläuft und der darum der Raum passiven Geschehens ist.

17. Es wäre falsch, den gottesdienstlichen Raum so einzurichten und zu schmücken, daß er die Behaglichkeit des bürgerlichen Hauses atmet. Aber ebenso falsch wäre es, die Einrichtung und Dekoration des Gotteshauses bewußt der Dürftigkeit des Proletarierheims anzugleichen.

Das Innere des idealen Gotteshauses wird ebensowenig bürgerlich wie proletarisch wirken. Es wird machtvoll von der allen irdischen Maßstäben entrückten Erhabenheit Gottes künden und dadurch den Besucher über die Atmosphäre seiner privaten Existenz hinausheben, aber andererseits auch die Wärme der „Menschenfreundlichkeit unseres Erlösers“ (Tit. 3, 4) spüren lassen.

18. Es wäre falsch, wollte man, wie das in den letzten Jahrzehnten leider meistens geschah, den malerischen und plastischen Schmuck des Gotteshauses und seiner Einrichtungsgegenstände, vor allem den Schmuck des Portals, des Sanctuariums, des Altars, des Taufsteins und der Kanzel, der Willkür des jeweiligen Pfarrers oder Stifters oder dem Zufall überlassen.

Wo man die Errichtung eines vorbildlichen Gotteshauses anstrebt, wird man nicht nur einen Bauplan, sondern auch einen theologisch und pädagogisch wohlgedachten Plan der künstlerischen Ausstattung des neuen Gebäudes ausarbeiten. Dieser Plan wird dafür sorgen, daß die Dekoration des fertigen Gotteshauses die heilige Welt des Glaubens nicht nur bruchstückhaft, sondern in einer gewissen Vollständigkeit, dabei in sinnvoller Ordnung und mit richtiger Akzentverteilung der Gemeinde vor Augen hält.

19. Bei der Planung neuer Gotteshäuser herrscht vielfach das Bestreben, dem Gebäude so große Ausmaße zu geben, wie es die Geldmittel und der Bauplatz nur eben gestatten. Größere Kirchen gelten fälschlich als die an sich schon vollkommeneren.

Es gibt eine optimale Größe des Gotteshauses. Diese optimale Größe liegt da vor, wo der Priester am Altar auch von den letzten Plätzen im Gemeinderaum aus ohne technische Hilfsmittel gut verstanden und gesehen werden kann und wo sich die Kommunionausspendung an alle im Gotteshause Versammelten durchführen läßt, ohne daß die Meßfeier dadurch gesprengt wird. Diese optimale Größe sollte nicht ohne triftigen Grund überschritten werden (daß z. B. Dom- und Wallfahrtskirchen größere Ausmaße benötigen, liegt auf der Hand).

20. Falsch wäre es, wenn man eine Pfarrkirche von durchschnittlichen Ausmaßen mit einem so großen Sanctuarium ausstatten wollte, daß es den zahlreichen Klerus einer Domkirche aufzunehmen vermöchte. Ebenso falsch wäre es, wenn dem Sanctuarium eine so geringe Tiefe gegeben würde, daß die Altarstufen fast an die Altarschranken stießen.

Im Idealfall steht die Größe des Sanctuariums in einem wohlausgewogenen Verhältnis zur Größe des Gesamtraumes; die Ebene zwischen den Altarstufen und den Altarschranken ist hier so breit und tief, daß ein Hochamt mit Leviten sich harmonisch entfalten kann.

21. Es wäre falsch, wenn man ohne Not den Gemeinderaum mit Bänken so füllte, daß diese vorne fast an die Altarschranken bzw. an die Kommunionbank und seitlich fast an die Außenwände stießen.

Im idealen Gotteshaus ist durch Anlage genügend breiter Durchgänge in der Mitte, an den Seiten, vor den Altarschranken und am Eingang dafür gesorgt, daß auch, wenn viele Hunderte zum Tisch des Herrn gehen, kein unerbauliches Gedränge entstehen kann und daß die für gewisse liturgische Gelegenheiten vorgesehenen Prozessionen (Einzugsprozession an Sonn- und Festtagen, Prozessionen an Lichtmeß, Palmsonntag usw.) reibungslos durchgeführt werden können.

Eine ernste Verantwortung hat der zu tragen, dem es auferlegt ist, ein Gotteshaus zu bauen. Vom Gelingen seines Werkes hängt es ab, ob Generationen von Gläubigen ihr heimatliches Gotteshaus lieben oder nicht, ob sie gern oder unfroh zum Gottesdienst herbeikommen. Darum kann die Planung eines neuen Gotteshauses nicht gewissenhaft und gründlich genug durchdacht werden.

SAKRALBAU — EISENBETONBAU*)

Im Anschluß an das hier besprochene Werk gibt der Rezensent eine Reihe von interessanten eigenen Überlegungen, die vielleicht auch zur weiteren Diskussion dieses Themas anregen können.

Institutum Liturgicum

Das Werk ist von Ausstattung und Inhalt her, mit seiner Vielfalt von Zeichnungen und Architekturphotos, ein Buch der Architekten. Die Bezeichnung „Betonkirchen“ bedeutet allein schon die Aufwerfung von sehr umstrittenen Problemen der Architektur in unserer Zeit. Es gibt eine Gruppe, die den Beton als modernes Baumaterial, als form- und stilbildend gelten läßt, während die andere dies verneint, schärfstens bekämpft und im Grundstoff des Betons, dem „Zement“, ein formzerstörendes Mittel sieht.

Diese an und für sich heiklen Probleme im Zusammenhang mit dem Kirchenbau zu bringen, war für den Verfasser eine besonders große Aufgabe. Dieser Aufgabe konnte er vor allem durch die kriegsbedingte Unterbrechung

*) „BETONKIRCHEN“ VON FERDINAND PFAMMATTER. Benzinger Verlag, Einsiedeln-Zürich-Köln. Format: 30 × 24 cm, 143 Seiten, 321 Textzeichnungen und 60 Tafelbilder auf Kunstdruckpapier. In Leinen gebunden sfr. 44.—.

des Bauschaffens und die dadurch entstandene Beruhigung und Besinnung der Geister der verschiedensten Richtungen gerecht werden. In dieser Zeit des Stillstandes im Bauen konnte man einen objektiven Rückblick auf das Geschaffene tun und sich sammeln für neues Schaffen. Pfammatter sieht die Probleme der neuzeitlichen Monumentalarchitektur, des Kirchenbaues richtig, wenn er vorerst den Bruch unserer Zeit mit den großen Stilepochen feststellt und darin die natürliche organische Entwicklung der neuzeitlichen Architektur gefährdet sieht. Es geht ihm um das tiefe innere Verstehen unserer Zeit und des Kirchenbaues. Darum beginnt er sein ausgezeichnetes Werk mit einem geschichtlichen Rückblick, angefangen von der Entwicklung des christlichen Sakralbaues bis in die Neuzeit herauf. Dieser Rückblick ist von so einprägsamer Gestaltung und zwingender Folgerung, daß er alle Abschweifung von dem Kernproblem der geistigen Strömungen und ihren Ausdruck in der Architektur vermeidet. In der Betrachtung der Grundriß- und Querschnittsschemen der verschiedenen Stilepochen zeigt er die technischen Probleme dieser Zeiten auf, wie sie verschiedenartig bewältigt wurden und somit die Gestaltung wesentlich beeinflussten. Von wesentlicher Bedeutung ist die Herausstellung der Erkenntnis, daß alle Stilepochen und ihre Probleme ineinanderfließend sind und eine natürliche organische Entwicklung aufzeigen müssen. Durch technische Umwälzung kam es zu Störungen dieses Wachstums und zum Verfall im Historizismus. Darum wurde durch das Sichaufbäumen der natürlichen Kräfte gegen den Historizismus in unserer Zeit einerseits ein gesunder Anfang gemacht, andererseits durch die krasse Art der Ablehnung der Tradition der historische Hintergrund uns genommen; es wird uns dadurch viel wertvolles Können, viele Erkenntnisse, viel Urteilsfähigkeit vorenthalten.

Das Bauen in der Neuzeit beweist dies in ihrer sprunghaft bewegten Entwicklung, Technik und Architektur, und ihrer feindlichen Gegenüberstellung. Besonders drückt sich dies in der Anwendung des Verbundkörpers des Eisenbetons mit seiner Fähigkeit aus, nicht nur Druckkräfte aufnehmen zu können, sondern zugleich auch Zug-Querkräfte aufzunehmen. Diesen umwälzenden Eigenschaften der neuen Konstruktion liegt die bedeutungsvolle Erweiterungsmöglichkeit unserer architektonischen und konstruktiven Bereiche zugrunde. Bei der Sonderstellung des Sakralbaues mit seiner religiösen Zweckbestimmung ist jedoch die Anwendung neuer Materialien und Konstruktionen von besonderer heikler Natur und wie die vielen Beispiele des Bilderteils und die Besprechung derselben beweisen, tritt das künstlerische Gestalten je nach Talent mehr oder weniger in den Vordergrund oder das Konstruktive und Funktionelle gewinnt an Bedeutung.

In diesem Buch begegnet jeder Architekt und Kenner in den neuzeitlichen Kirchenbauten aller Länder vielen bekannten Bauwerken und bekannten Architekten, und es ist für ihn außerordentlich wertvoll, einen Gesamtüberblick über das Geschaffene der letzten Jahrzehnte zu bekommen. Bei der Beschreibung dieses Buches wird es einem schwer fallen auf die besonders eindrucksvollen Werke näher einzugehen. Es muß dem Studierenden selbst überlassen bleiben, sich damit zu beschäftigen.

Je nach Ländern stellen sich die nationalen Eigenheiten dar.

Auch durch diesen Teil des Buches führt uns der Verfasser in derselben Weise wie in seinem geschichtlichen Überblick an Hand von Grundriß-, Querschnitt- und Aufrißschema und zeigt uns dadurch eindringlich die Zusammenhänge mit der Tradition und die Möglichkeit der Anwendung des neuen Baustoffes und der daraus bedingten Gestaltung. Es muß besonders darauf hingewiesen werden, daß gerade dem Gläubigen, liturgisch Orientierten in bezug auf die Raumschöpfung im Sakralbau nur begrenzte Möglichkeiten offen stehen. Immer wieder drückt sich in Grundriß- und Aufrißschema der Langhausgedanke als der führende aus. Pfammatter führt in seinen Beispielen katholische und evangelische Sakralbauten vor, wobei die ersten wohl in der Mehr-

zahl stehen. Jedoch kommen bei den evangelischen die besonderen Anforderungen und Eigenarten gut zum Ausdruck und sind durch meisterliche Bauwerke vertreten.

Von außerordentlicher Bedeutung für den Bauschaffenden und Bauherrn unserer Zeit ist der Abschnitt „Gestaltung“ mit seinen einprägsamen Folgerungen und der Zusammenfassung der wichtigsten Bauprobleme, sowie das Aufzeigen der Vorstellungsmöglichkeiten in Grundriß, Querschnitt und Aufriß, unter Einbeziehung eines der wichtigsten Faktoren im Sakralbau, der Lichtführung. Sie ist gerade für den modernen Baustoff Eisenbeton und Stahl mit seiner Möglichkeit der Auflösung der Wandflächen von ausschlaggebender Bedeutung. Wertvolle Anregung bietet der praktische Teil mit seiner Anleitung für die Technik des Betonbaues und der Behandlung des akustischen Problems. Im Anhang werden die wichtigsten kirchlichen Vorschriften für die beiden Sakralbauten beider Konfessionen für den Architekten zusammengefaßt. Würde man sich zu manchen Zeichnungen das entsprechende Lichtbild wünschen, so darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß gerade die Zeichnung das Wesentlichste eines Bauwerkes einprägsam herausstellt. Im Bildteil sind einige der Bilder durch die aufscheinenden baumeisterlichen Mängel weniger eindrucksvoll. Im ganzen: Pfammatters Buch ist eine äußerst dankenswerte Arbeit.

Salzburg

Arch. Dr. Ing. A. Frisch

DER IX. SCHWEIZERISCHE KATHOLIKENTAG IM ZEICHEN DES HEILIGEN MESSOPFERS

Der IX. schweizerische Katholikentag, der am 4. September in Luzern stattfand, stand unter dem Motto: „Geheiligt werde Dein Name.“ 100.000 Männer und Jungmänner kamen an diesem Tage auf der Luzerner Allmend zusammen, nicht um Beratungen abzuhalten, nicht um Entschließungen zu fassen, sondern allein, um das vom Vertreter des Heiligen Vaters, dem Schweizer Nuntius Erzbischof Philippo Bernardini, zelebrierte Pontifikalamt mitzufeiern. Man schrieb dazu mit Recht: „Das Kreuzopfer ist Mittelpunkt des Katholikentages. Das Geheimnis des Kreuzes, den „Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit, den Berufenen aber Kraft Gottes und Gottes Weisheit“, bildet den tiefsten Inhalt dessen, was die Glaubenskundgebung des Katholikentages eindrucksvoll allen Teilnehmern und dem ganzen Volke verkünden will.“ „Wenn um die Mittagsstunde des Katholikentages die Huldigung an den allmächtigen, ewigen und getreuen Gott anhebt, den Schutzherrn und obersten Eidgenossen unseres Volkes, dann möge mit den Männerscharen um den schweizerischen Hochaltar das ganze Volk geistigerweise mitbeten: „Wir loben Dich, wir preisen Dich, wir beten Dich an!“ Darin liegt der tiefste Sinn des Katholikentages.“ „Das wird der erhabendste Moment des Katholikentages sein, wenn heilige Weihestimmung über der Riesenschar der Männer und Jungmänner liegt, wenn die Zehntausende anbetend ihre Knie beugen, wenn anderthalb tausend Banner sich neigen, um Den zu begrüßen, Der da kommt im Namen des Herrn, den Gottmenschen als Hohenpriester und Brückenbauer zwischen dem Ufer dieser Zeit und den Gestaden der Ewigkeit.“ — Und in einem Leitartikel der „Ostschweiz“ vom 30. August hieß es u. a.: „In der gemeinsamen Opferfeier liegt der tiefste und höchste Sinn des Katholikentages. Denn Katholizismus ist nicht bloß persönliche Frömmigkeit im „stillen Herzenskämmerlein.“ — Wir gehören zusammen in einer realen Gemeinschaft der Gnade aus dem Sakrament der Taufe. Der Katholikentag soll uns das Bewußtsein dieser ungeheuren, erschreckenden und zugleich tröstlich stärkenden Wahrheit wieder erneuern und durch das äußerlich sinnfällige Zusammensein wieder lebendig machen.

Die 100.000 Männer und Jungmänner haben das hochfeierliche Opfer im Dom, dessen Mauern die trutzigen Berge der Heimat bildeten, zusammen mit

ihren Bischöfen, den katholischen Vertretern der Behörden und den ausländischen Gästen (u. a. auch Exzellenz Fürsterzbischof Dr. Andreas Rohrer von Salzburg) mit vorbildlicher Hingabe mitgefeiert. Das Credo, die Akklamationen und das Tantum ergo wurden von der ganzen Riesenmenge gesungen. Der Berichtersteller stand mitten unter dem Volk und ist Zeuge davon, wie die Männer und besonders die Jungmänner die Choralweisen begeistert mitsangen. Der Luzerner Katholikentag erscheint ihm als ein neuer Beweis dafür, daß das katholische Volk fähig und willens ist, die heilige Messe nicht bloß anzuhören, sondern singend mitzufeiern. *W. Heim, S.M.B.*

LERNET UMDENKEN!

Die Grundforderung, welche die Menschwerdung Gottes, der Anbruch des Gottesreiches auf Erden, an die Menschen stellte, war das „Metanoie!“ — „Lernet umdenken!“ Diese Forderung trifft immer aufs neue einen jeden, der den Schritt über die Schwelle des Glaubens tut: Denn Gottes Gedanken sind nicht der Menschen Gedanken, Gottes Offenbarung steht in ihrer Gestalt hoch über dem natürlichen Menschensinn. Daher kommt es denn auch, daß die Liturgie der Kirche, die so ganz aus dem Wort der Offenbarung gebaut und inspiriert ist, von den Menschen so schwer verstanden wird. Sie verlangt erst ein vollständiges Umdenken: Metanoie!

Die Briefe an Christen, die wir mit dem Beginn des neuen Kirchenjahres in einer neuen Gestalt herausbringen, wollen im Grunde genommen nichts anderes sein als eine liebevolle Handreichung zur Hinführung auf diesen Weg. Sie können dem Seelsorger eine Hilfe werden, mit diesem Ruf seine Gemeinde immer enger um den Altar zu sammeln.

Bitte beachten Sie das dieser Folge beiliegende erste Heft für den **Weihnachtsfestkreis**. Jährlich erscheinen wenigstens fünf Hefte im Umfang von 16 Seiten, die sich um die Hauptfestzeiten des Kirchenjahres gruppieren. Jahresbezugspreis S 3.— (zuzüglich Versandspesen); Einzelheit S —.60. Zu beziehen durch Rupertuswerk, Erzabtei St. Peter, Salzburg, Postsparkassenkonto: 192.271.

BÜCHER-UND ZEITSCHRIFTEN

Katechetische Bilderreihen

Anschaulichkeit ist in der Katechese wie sonst nirgends geboten. Christus, der Meister aller Katechetten, lehrt nur in Bildern und Gleichnissen. Deshalb begrüßen wir von Herzen alle Bemühungen, den modernen Religionsunterricht und die Charakterschulung der Jugend recht anschaulich und lebensnah zu gestalten. — Es gilt hier zwei Neuerscheinungen zu würdigen:

Katechetische Bilderreihe. Herausgegeben von Pfarrer Bertel, Bludenz-St. Leonhard. — Nur wer selbst um die zeichnerische Veranschaulichung des christlichen Lehrinhaltes gerungen hat, weiß, wieviel Gedankenarbeit in diesen scheinbar nur flott hingeworfenen Skizzen verborgen ist. Die 20 bereits vorliegenden Bildchen eignen sich vorzüglich zur Unterstützung der katechetischen Tafelzeichnung. Begleitet vom erklärenden Wort

des Religionslehrers sind sie eine wertvolle Hilfe, die ohnedies so leicht zerflatternden Gedanken der Jugend auf ernste Wahrheiten zu konzentrieren.

Der kleine Josef. Bildreihe für die religiöse Unterweisung und Fortbildung. Verlag Gustav Zeillinger, Wien XV, Mariahilferstraße 181, Best.-Nr. 402. — Dieser kleine Filmstreifen mit 20 kindnahen Bildern samt den beigefügten Erklärungen bietet gute Dienste für die Gestaltung von Kinderstunden. Es ist dies bereits die zweite Reihe, zusammengestellt nach Erzählungen von M. Seemann. (Die erste nennt sich: Nona, das Adventskind.) P. Roman Morandell O.S.B.

Kleine Kirchengeschichte für Bildungsbeflissene und zum Selbststudium. Von Dr. Vinzenz Oskar Ludwig. 2. erweiterte Auflage, 467 S. Verlag Georg Fromme und Co., Wien. — Ludwigs kleine Kirchengeschichte liegt jetzt in der 2. er-

weiterten Auflage vor. Was das Büchlein will, erfüllt es auf seinen 467 Seiten voll und ganz. Und es will nichts mehr und nichts weniger als ein kurzer, leicht übersichtlicher Führer durch das weite Gebiet der Schicksale des Reiches Gottes auf Erden in seiner menschlichen, in seiner ideellen Gestalt sein. Für den Laien eine kurze Einführung, die seine Augen öffnen und das Interesse erwecken will, den lebendigen Ideen tiefer nachzuschürfen; für den Studenten eine Möglichkeit zur Wiederholung in gedrängter Kürze; für den Fachmann ein Überblick in knappster Form. Daß das Büchlein nicht nur toter Buchstabe sein will, beweist es durch die Tatsache, daß es den Leser heraufführt bis in die neuesten Tage des Pontifikates Pius XII. und trotz der Enge des Umfanges den Problemen nicht aus dem Wege geht. Neben der neuen Geschichte ist die Darstellung auch besonders auf die österreichischen Verhältnisse zugeschnitten. — Glücklicherweise herausgenommen aus der geschichtlichen Darstellung ist die prägnant zusammengestellte Übersicht über die patristische und spätere theologische Literatur, die ebenfalls bis in die neuesten Tage heraufgeführt ist. Wir wünschen dem Büchlein einen guten Erfolg auf seinem weiteren Weg.

Hermann

Die geistliche Lehre Schwester Elisabeths von der heiligsten Dreifaltigkeit. Von Michel Philippon O.P. Verlag Herder, Wien, 316 Seiten. 1948. — Ein kostbares Buch. Sr. Elisabeth führt uns in diesem Werke in das Wesen des geistlichen Lebens ein: „Die Einwohnung der heiligsten Dreifaltigkeit in der Seele des Christen.“ In der heiligen Taufe wurde die Seele ein Tempel des Heiligen Geistes. Nur allzu oft ist dieses Wissen dem mo-

dernen Menschen etwas bloß Abstraktes, mit dem er im praktischen Leben nichts mehr anzufangen weiß. Und doch wird uns sonst das geistliche Leben immer an Gott vorbeiführen und nicht in die Tiefe Gottes eindringen lassen. Darin ist soviel ernstgenommenes Streben oft erfolglos, darum die vielen Iffr- und Umwege so vieler Seelen im geistlichen Leben. Dieses Buch von Sr. Elisabeth wird vielen ein sicherer Wegweiser zu Gott sein. Auch Priester und Ordensleute werden es dankbar begrüßen, um sich selbst zu vertiefen und anderen den klaren Weg zu Gott weisen zu können. P. B. W.

„Unterwegs zum Mann.“ Von Vieujean-Loetscher. 1948, Rex-Verlag, Luzern. Sfr. 11.50. — Für dieses Buch müssen wir dankbar sein: Der Jugendliche, der sich über vieles äußere und innere Erleben sein „Warum?“ stellt und doch mit seinen Fragen allein bleibt; der Erzieher aber ebenso, der über die Schwierigkeiten hinweghelfen soll. Für den Jugendlichen, der „zum Mann wird“, muß das Buch wie die Auflösung eines Rätsels wirken, das er sich selbst bisher war; für seinen weiteren Weg zum vollen Mann wird es ihm feste Zielstrebigkeit geben. Besonders aber mögen alle Erzieher sich mit dem Buch vertraut machen; der Priester insbesondere wird viele praktische Hinweise für Beichtstuhl und Jugend-Aussprachen finden aus einer Sicht, die vom Leben her gegeben ist und doch für sehr viele ein Neuland sein dürfte. Lediglich gegen einzelnes im Kapitel „Freundschaft“ müssen wir vielleicht ein einschränkendes Bedenken äußern. Im ganzen aber gehört dieses Buch zum Besten, was wir für die männliche Jugendkunde und -Seelsorge haben.

P. Eberhard Steinbrieger O.S.B.

DIE INTERNATIONALE LITURGISCHE ZEITSCHRIFT EPHEMERIDES LITURGICAE (ROM)

auch in Österreich erhältlich!

Die Ephemerides Liturgicae nehmen unter den liturgischen Publikationen eine besondere Stellung ein, weil sie seit Beginn international geführt werden und die berühmtesten Liturgen zu Mitarbeitern haben. Sie erscheinen 1950 viermal in einem Umfang von je 120 Seiten und enthalten liturgische Abhandlungen und Berichte von Fachgelehrten; liturgische Erlässe und Entscheidungen der Ritenkongregation und der Päpstlichen Liturgischen Akademie. Ferner Buchbesprechungen und zweimal im Jahr eine Bibliographie aller liturgischen Neuerscheinungen der ganzen Welt.

Jahresabonnement für Österreich: S 55.—.

Bestellungen: Ephemerides liturgicae, Vertretung für Österreich,
Wien VII, Kaiserstraße 7.